Mlle
Pitonie

Die
Bohème
Scenen aus dem Pariser
Künstlerleben
von
Henri Murger
Leipzig
Insel-Verlag
1906

Mlle
Fürnie

Die
Bohème
Scenen aus dem Pariser
Künstlerleben
von
Henri Murger
Leipzig
Insel-Verlag
1906.

DIE Bohemiens, von denen in diesem Buch die Rede ist, stehen in keinerlei Beziehung zu den Bohemiens, aus denen die Dramatiker der Boulevards Synonyme von Gaunern und Meuchelmördern gemacht haben. Ebensowenig rekrutieren sie sich unter den Bärenführern, den Säbelschlingern, Sicherheitskettenhändlern, den Lehrern des Man-gewinnt-auf-jeden-Fall, den Maklern der Untergründe des Börsenspiels, noch in den tausend anderen geheimnisvollen und unbestimmten Industrien, deren Hauptindustrie darin besteht, daß sie keine haben, und die stets zu allem bereit sind, nur nicht zum Guten.

Die Boheme, um die es sich in diesem Buche handelt, ist keine Rasse von heute, sie hat zu allen Zeiten und an allen Orten bestanden, und sie kann auf erlauchte Abkunft Anspruch machen. Im griechischen Altertum — um in dieser Genealogie nicht weiter zurückzugreifen — lebte ein berühmter Bohemien, der, bei einem Leben aufs Geratewohl und in den Tag hinein, die Gauen des blühenden Ioniens durchzog, indem er das Brot des Almosens aß, und abends Halt machte, um die harmonische Leier, die Helenas Liebesabenteuer und Trojas Fall besungen hatte, an den Herd der Gastfreundschaft zu hängen. Wenn sie die Leiter der Zeitalter niedersteigt, findet die moderne Boheme Ahnen in allen künstlerischen und literarischen Epochen. Im Mittelalter führt sie mit den Spielleuten und den Improvisatoren, den Kindern des fröhlichen Wissens, all den melodischen Vagabunden der Länder der Touraine, die homerische Überlieferung fort: mit all den irrenden Musen, die, den Quersack des Notdürftigen und die Harfe des Troubadours auf dem Rücken, singend durch die Ebenen des schönen Landes zogen, wo die goldene Rose der Clemence Isaure erblühen sollte.

Um die Zeit, die von den Tagen der Ritter als Übergang dient zur Morgenröte der Renaissance, durchläuft die Boheme noch weiter die Straßen des Königreichs und schon ein wenig die Gassen von Paris. Es ist Meister Pierre Gringoire, der Freund der Bettler und der Freund des Fastens; mager und verhungert wie es nur ein Mensch sein kann, dessen Dasein nichts ist als eine einzige lange Fastenzeit, tritt er das Pflaster der Stadt, die Nase in der Luft wie ein Hund, der den Geruch der Küchen und der Bratlokale wittert; vor den Augen voll schwelgerischer Begierden werden die Schinken, die an den Hakenstangen der Schlächter hängen, wenn er sie nur ansieht,

mager, und derweilen läßt er in seiner Phantasie und leider! nicht in seinen Taschen die zehn Taler klingen, die ihm die Herren Schöffen versprochen haben als Zahlung für die sehr fromme und sehr andächtige Posse, gedichtet für das Theater im Saal des Justizpalastes. Neben diesem traurigen und melancholischen Profil des Liebhabers der Esmeralda können die Chroniken der Boheme einen Gefährten von weniger asketischer Laune und von freudigerem Ausdruck verzeichnen; es ist der Meister François Villon, der Liebhaber der Schönen, die da Helmschmiedin war. Der war Poet und Landstreicher par excellence, und seine Poesie, von kräftiger Erfindung, wurde, ohne Zweifel infolge jener Ahnungen, die die Alten ihren vates zuschreiben, unaufhörlich verfolgt von einer merkwürdigen Sorge um den Galgen, an dem besagter Villon eines Tages fast mit einem Hanfkragen aufgeknüpft worden wäre, weil er sich die Farbe der Taler des Königs allzu genau hatte ansehen wollen. Eben dieser Villon, der mehr als einmal die Polizeiwache, die man ihm auf die Fersen schickte, außer Atem gelaufen hatte, dieser lärmende Gast der Buden der Rue Pierre-Lescot, dieser Tellerlecker vom Hofe des Herzogs von Ägypten, dieser Salvatore Rosa der Poesie hat Elegien gereimt, deren herzzerrissene Empfindung und deren Akzent der Aufrichtigkeit die Unerbittlichsten bewegt, so daß sie den Landstreicher, den Straßenräuber und Wüstling vergessen vor dieser Muse, die ganz von ihren eigenen Tränen rieselt.

Übrigens hat von allen denen, deren wenig bekanntes Werk nur von Leuten aufgesucht wird, für die die französische Literatur nicht erst an dem Tage beginnt, da „Malherbe kam", François Villon die Ehre gehabt, mit am meisten geplündert zu werden, und zwar selbst durch die großen Baretts des modernen Parnasses. Man hat sich aufs Feld des Armen gestürzt, und man hat Gold des Ruhms aus seinem demütigen Schatz geschlagen. Manche Ballade, geschrieben von dem Rhapsoden und Bohemien am Grenzstein oder an einem Tage der Kälte unter der Traufe; manche Liebesstanze, gedichtet in der Kammer, wo die Schöne, die da Helmschmiedin war, jedem, der kam, den vergoldeten Gürtel löste, figuriert heute, verwandelt in vornehme Galanterien, riechend nach Moschus und Ambra, im wappengeschmückten Album einer aristokratischen Chloris.

Aber da tut sich das große Jahrhundert der Renaissance auf. Michelangelo steigt in die Gerüste der Sixtina und blickt mit besorgter Miene auf den jungen Raffael, der die Treppe des Vatikans hinaufläuft, unter dem Arm die Kartons der Loggien. Benvenuto sinnt über dem Perseus, Ghiberti ziseliert die Türen des Baptisteriums, während Donatello auf den Brücken des Arno die Statuen aufstellt, und indes die Stadt der Medici an Meisterwerken wetteifert mit der Stadt Leos X. und Julius II., verschönern Tizian und Veronese die Stadt der Dogen; Sankt Markus ringt mit Sankt Peter.

Dies Geniefieber, das ganz plötzlich mit epidemischer Heftigkeit in der italienischen Halbinsel ausbricht, verbreitet seine glorreiche Ansteckung in ganz Europa. Die Kunst, die Rivalin Gottes, geht einher als der Könige gleichen. Karl V. beugt sich nieder, um Tizian den Pinsel aufzuheben, und Franz I. wartet im Vorzimmer der Druckerei, in der Etienne Dolet vielleicht die Korrekturen des Pantagruel liest.

Inmitten dieser Auferstehung der Intelligenz sucht die Boheme wie in der Vergangenheit weiter — um Balzacs Ausdruck zu gebrauchen — nach Brot und Nest. Clement Marot wird erst der tägliche Gast der Antichambres des Louvre, und dann, noch ehe sie Favoritin eines Königs gewesen war, Favorit jener schönen Diana, deren Lächeln drei Regierungen erleuchtete. Aus dem Boudoir der Diana von Poitiers geht des Dichters ungetreue Muse über in das der Margarete von Valois — eine gefährliche Gunst, die Marot mit dem Gefängnis zahlte. Fast um dieselbe Zeit kommt ein anderer Bohemien, dessen Kindheit am Strand von Sorrent von den Küssen einer epischen Muse geliebkost war, kommt Tasso an den Hof des Herzogs von Ferrara, wie Marot an den Franz des Ersten; aber weniger glücklich als der Liebhaber Dianas und Margaretas, zahlte der Dichter des befreiten Jerusalem die Verwegenheit seiner Liebe zu einer Tochter des Hauses Este mit seiner Vernunft und mit dem Verlust des Genies.

Die religiösen Kriege und die politischen Stürme, die in Frankreich die Ankunft der Medici begleiteten, hatten den Aufschwung der Kunst nicht zurück. In dem Moment, da auf den Gerüsten der Unschuldigen Jean Goujon, der den heidnischen Meißel des Phidias wiedergefunden hatte, die Kugel traf, fand Ronsard Pindars Leier wieder und gründete mit Hilfe seiner Pleiade die große französische Lyrikerschule. Dieser

Schule des Frühlings folgte die Reaktion Malherbes und der Seinen, die all die exotischen Reize, die ihre Vorgänger auf dem Parnaß heimisch zu machen versucht hatten, von neuem aus der Sprache verjagten. Ein Bohemien, Mathurin Regnier, verteidigte als einer der letzten die Wälle der lyrischen Dichtung, auf die die Phalanx der Rhetoren und Grammatiker Sturm lief, indem sie Rabelais für barbarisch und Montaigne für dunkel erklärte. Eben dieser Mathurin Regnier, der Zyniker, rief, indem er in Horazens satirische Geißel neue Knoten schlang, beim Anblick der Sitten seiner Epoche entrüstet aus:

Die Ehre ward ein Greis, den man nicht weiter achtet.

Im siebzehnten Jahrhundert enthält die Liste der Boheme einen Teil der Namen, die die Literatur Ludwigs XIII. und Ludwigs XIV. ausmachen; sie zählt Mitglieder unter den Schöngeistern des Hotels Rambouillet, wo sie an der Guirlande de Julie mitarbeitet; sie hat Zutritt zum Palais Cardinal, wo sie mit dem Dichter-Minister, der der Robespierre der Monarchie wurde, an der Tragödie Marianne mitarbeitet. Sie bestreut die Ruelle Marion Delormes mit Madrigalen und hofiert Ninon unter den Bäumen der Place Royale; sie frühstückt morgens in der Taverne der Schlemmer oder in der zum Königlichen Schwert, und abends speist sie an der Tafel des Herzogs von Joyeuse; sie schlägt sich im Duell unter den Laternen für das Sonett der Urania gegen das Sonett Hiobs. Die Boheme treibt Liebe, Krieg und selbst Diplomatie; und auf ihre alten Tage, müde der Abenteuer, bringt sie das Alte und Neue Testament in Verse, zieht ihren Nutzen aus jeder Pfründenliste, und, wohlgenährt mit fetten Präbenden, setzt sie sich endlich auf einen Bischofsstuhl oder in einen Sessel der Akademie, die einer der ihren gegründet hatte.

Während des Übergangs vom sechzehnten zum siebzehnten Jahrhundert tauchten jene beiden stolzen Genies auf, die jedes der Völker, unter denen sie lebten, in ihren Kämpfen literarischer Rivalität dem anderen entgegenhielt, Molière und Shakespeare: jene erlauchten Bohemiens, deren Geschick nur allzuviel Ähnliches aufweist.

Die berühmtesten Namen der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts findet man gleichfalls in den Archiven der Boheme wieder: unter den Erlauchtesten dieser Epoche kann

sie Jean-Jacques und d'Alembert aufführen, den Findling des Domhofs von Notre-Dame, und unter den geringeren: Malfilâtre und Gilbert; zwei Leute von überschätztem Ruf: denn die Inspiration des einen war nur der bleiche Abglanz des bleichen Lyrismus Jean-Baptiste Rousseaus, und die Inspiration des andern nur die Mischung einer hochmütigen Ohnmacht mit einem Hasse, der nicht einmal die Entschuldigung der Initiative und der Aufrichtigkeit besaß, denn er war nichts als das bezahlte Werkzeug des Grolls und Zornes einer Partei.

Wir haben diesen raschen Überblick über die Boheme in ihren verschiedenen Altern mit dieser Epoche geschlossen: eine Einleitung, durchsät mit erlauchten Namen, die wir absichtlich an die Spitze dieses Buches stellen, um den Leser im voraus vor jeder möglichen falschen Anwendung zu warnen, wenn er auf diesen Namen der Bohemiens trifft, den man lange Klassen beilegte, von denen sich zu unterscheiden für die, deren Sitten und Sprache wir wiederzugeben versucht haben, Ehrensache ist.

Noch heute wird wie ehedem jeder, der ohne andere Existenzmittel als die Kunst zur Kunst übergeht, gezwungen sein, über die Pfade der Boheme zu gehen. Die meisten der Zeitgenossen, die die schönsten Wappenschilder der Kunst aufweisen, sind Bohemiens gewesen; und in ihrem ruhigen und blühenden Ruhm entsinnen sie sich oft, vielleicht nicht ohne Sehnsucht, der Zeit, da sie, den grünen Hügel der Jugend erklimmend, unter der Sonne ihrer zwanzig Jahre kein anderes Vermögen besaßen als den Mut, der die Tugend der Jungen ist, und die Hoffnung, die die Million der Armen darstellt.

Für den besorgten Leser, für den furchtsamen Bürger, für alle die, die nie zu viel Pünktchen auf dem i einer Definition finden können, wollen wir also in Form des Axioms wiederholen:

„Die Boheme ist die Vorstufe des Künstlerlebens, sie ist die Vorrede zur Akademie, zum Hospital oder zur Morgue."

Wir wollen hinzufügen, daß die Boheme nur in Paris existiert und nur dort möglich ist.

Wie jeder soziale Stand umfaßt die Boheme verschiedene Nuancen, mehrere Arten, die selber wieder in Unterabteilungen zerfallen, und deren Klassifikation aufzustellen, nicht nutzlos sein wird.

Wir wollen mit der unbekannten Boheme beginnen, der

zahlreichsten. Sie besteht aus der großen Familie der armen Künstler, die unabänderlich dem Gesetz des Inkognito unterworfen sind, weil sie keinen Winkel der Öffentlichkeit zu finden vermögen oder verstehen, um ihre Existenz in der Kunst zu bezeugen und durch das, was sie schon sind, nachzuweisen, was sie eines Tages sein könnten. Das ist das Geschlecht der hartnäckigen Träumer, für die die Kunst ein Glaube geblieben ist, statt ein Beruf zu werden; der begeisterten, überzeugten Leute, für die der Anblick eines Meisterwerks genügt, um ihnen Fieber einzuflößen, und deren getreues Herz laut pocht vor allem, was schön ist, ohne nach dem Namen des Meisters und der Schule zu fragen. Diese Boheme rekrutiert sich unter jenen jungen Leuten, von denen man sagt, sie wecken Hoffnungen, und unter denen, die die geweckten Hoffnungen erfüllen, die sich aber — aus Sorglosigkeit, aus Furchtsamkeit oder aus Unkenntnis des praktischen Lebens — einbilden, das letzte Wort sei gesprochen, wenn das Werk beendet ist, und die da warten, daß die Bewunderung der Öffentlichkeit und das Vermögen bei ihnen einsteige oder einbreche. Sie leben sozusagen am Rande der Gesellschaft, in Vereinsamung und Trägheit. In der Kunst versteinert, nehmen sie die Symbole der akademischen Dithyrambe genau und wörtlich, wenn sie eine Aureole um die Stirn des Dichters legen, und überzeugt, daß sie in ihrem Schatten lodern, warten sie, daß man sie suche. Wir haben ehemals eine kleine Schule gekannt, die aus diesen so merkwürdigen Typen bestand, daß man nur mit Mühe an ihr Dasein glauben konnte; sie nannten sich die Jünger des l'art pour l'art. Nach der Meinung dieser Naiven bestand das l'art pour l'art darin, daß man sich untereinander vergöttlichte, daß man dem Zufall, der nicht einmal ihre Adresse kannte, nicht half, und daß man wartete, bis die Piedestale sich einem unter die Füße legten.

Es ist, wie man sieht, der Stoizismus der Lächerlichkeit. Nun, wir behaupten es noch einmal, damit man uns glaube: es gibt im Schoße der unbekannten Boheme derartige Wesen, deren Elend teilnehmendes Mitleid weckt, das der gesunde Menschenverstand zu korrigieren zwingt; denn wenn man sie ruhig darauf aufmerksam macht, daß wir im neunzehnten Jahrhundert stehen, daß der Taler der Kaiser der Menschheit ist, und daß die Stiefel nicht fertig geputzt vom Himmel

fallen, so wenden sie einem den Rücken und nennen einen „Bürger".

Übrigens sind sie in ihrem sinnlosen Heroismus logisch; sie erheben weder Geschrei noch Klagen und erdulden passiv das dunkle und strenge Geschick, das sie sich selbst bereiten. Sie sterben zum größten Teil dezimiert von jener Krankheit, der die Wissenschaft ihren wahren Namen nicht zu geben wagt, dem Elend. Und doch, wenn sie es nur wollten, so könnten viele dieser verhängnisvollen Lösung entgehen, die ihr Leben jählings in einem Alter schließt, in dem gewöhnlich das Leben erst anfängt. Dazu genügte es, daß sie den harten Gesetzen der Notwendigkeit ein paar Konzessionen machten: das heißt, daß sie ihre Natur zu zerteilen, zwei Wesen in sich zu bergen verständen: den Dichter, der stets auf den hohen Gipfeln träumt, wo der Chor der inspirierten Stimmen singt; und den Menschen, den Schmied seines Lebens, der sich das tägliche Brot zu kneten weiß. Aber diese Dualität, die fast immer bei den gut konstituierten Naturen vorhanden ist, ja, eins ihrer unterscheidenden Merkmale bildet, trifft man bei den meisten dieser jungen Leute nicht; sie hat der Stolz, ein Bastardstolz, gegen alle Ratschläge der Vernunft unverwundbar gemacht. Daher sterben sie jung und lassen zuweilen ein Meisterwerk zurück, das die Welt erst später bewundert, und dem sie zweifellos früher Beifall gezollt hätte, wenn es nicht unsichtbar geblieben wäre.

Es geht in den Kämpfen der Kunst nahezu wie im Kriege: aller errungene Ruhm fällt auf den Namen der Führer; das Heer teilt sich statt allen Lohnes in die paar Zeilen eines Tagesbefehls. Und die Soldaten, die im Kampf getroffen wurden, begräbt man, wo sie fielen: eine einzige Inschrift genügt für zwanzigtausend Tote.

Und ebenso senkt auch die Menge, die die Augen stets fest auf das gerichtet hält, was sich erhebt, niemals den Blick bis zu der unterirdischen Welt, wo die unbekannten Arbeiter ringen; ihr Dasein erfüllt sich ruhmlos, und oft gehen sie, ohne auch nur den Trost zu haben, daß sie einem vollendeten Werk zulächeln können, aus dem Leben dahin, gehüllt in das Leichentuch der Gleichgültigkeit.

Es gibt in der unbekannten Boheme einen weiteren Bruchteil; er besteht aus den jungen Leuten, die man getäuscht hat, oder die sich getäuscht haben. Sie halten eine Laune für

eine Berufung, und von einer mörderischen Fatalität getrieben, sterben sie: die einen als Opfer eines dauernden Hochmutsanfalls, die anderen als Götzendiener einer Chimäre.

Und hier möge man uns eine kurze Abschweifung erlauben.

Die Wege der Kunst, die schon so überfüllt und gefährlich sind, überfüllen sich doch, der schon vorhandenen Überfüllung und allen Hindernissen zum Trotz, von Tag zu Tag noch mehr. Und folglich war nie die Boheme so zahlreich.

Wenn man unter all den Gründen suchte, die diesen Zustrom vielleicht bestimmten, so könnte man etwa auf den folgenden verfallen.

Viele junge Leute haben die Deklamationen über die unglücklichen Künstler und Dichter ernst genommen. Die Namen Gilbert, Malfilâtre, Chatterton, Moreau sind zu oft, zu unvorsichtig und vor allem zu unnötigerweise in die Luft geworfen worden. Man hat aus dem Grabe dieser Glücklosen eine Kanzel gemacht, von der herab man das Martyrium der Kunst und der Poesie gepredigt hat.

Leb wohl, zu unfruchtbares Land,
Ihr Geißel der Menschen, du Sonne aus Eis!
Wie ein Gespenst, das einsam stand,
So geh ich hin, von dem niemand weiß.

Dieser Verzweiflungssang Victor Escousses, der an dem Hochmut erstickte, den ihm ein künstlerischer Triumph einpfropfte, wurde eine bestimmte Zeit hindurch zur Marseillaise der Freiwilligen der Kunst, die sich ins Martyrologium der Mittelmäßigkeit einschreiben wollten.

Denn da diese Grabesapotheosen, da dies Lobesrequiem für die schwachen Geister und die ehrgeizigen Eitelkeiten allen Reiz des Abgrunds hatte, so haben viele, die diese Anziehung erfuhren, geglaubt, das Verhängnis sei schon die Hälfte des Genies; viele haben sich jenes Hospitalbett, in dem Gilbert starb, erträumt und haben gehofft, sie würden Dichter werden, wie er es eine Viertelstunde vor seinem Tode wurde, und sie haben geglaubt, das sei eine notwendige Etappe, wenn man zum Ruhm gelangen wollte.

Man könnte diese unmoralischen Lügen, diese mörderischen Paradoxa nicht genügend tadeln: sie lenken von einem Wege, auf dem sie hätten Erfolg haben können, Tausende ab, die

elend auf einer Laufbahn enden, wo sie andere nehmen, denen einzig eine wahre Berufung das Eintrittsrecht verleiht.

Diese gefährlichen Predigten, diese nutzlosen, posthumen Vergötterungen haben das lächerliche Geschlecht der Unverstandenen geschaffen, der weinerlichen Dichter, deren Muse ewig rote Augen hat und schlecht gekämmte Haare, und alle Mittelmäßigkeiten der Ohnmacht, die, eingeschlossen unter dem Riegel des Unveröffentlichten, die Muse eine Stiefmutter nennen und die Kunst eine Henkerin.

Alle wirklich kräftigen Geister haben ihr Wort zu sagen und sagen es auch früher oder später. Das Genie oder das Talent ist kein unvorhergesehener Zufall in der Menschheit; es hat einen Daseinsgrund und vermöchte eben deshalb nicht ewig im Dunkel zu bleiben; denn wenn auch die Menge ihnen nicht vorausgeht, so verstehen sie es, ihr vorauszugehen. Das Genie ist die Sonne: alle Welt sieht es. Das Talent ist der Diamant, der lange im Schatten verloren bleiben kann, der aber stets von irgendwem bemerkt wird. Man tut also unrecht daran, wenn man sich von den Klagen und Redensarten dieser Klasse von Eindringlingen und Nutzlosen erweichen läßt, die der Kunst selber zum Trotz in die Kunst eindrangen, und die in der Boheme eine Kategorie ausmachen, in der die Faulheit, die Ausschweifung und das Schmarotzertum die Grundlage der Sitten bilden.

AXIOM.

„Die unbekannte Boheme ist kein Weg, sie ist eine Sackgasse."

In der Tat, ein solches Leben ist etwas, das zu nichts führt. Es ist ein stumpfes Elend, in dem die Intelligenz erlischt wie eine Lampe in einem luftleeren Raum; wo das Herz in wildem Menschenhaß versteinert, und wo die besten Naturen zu den schlimmsten werden. Wenn man das Unglück hat, zu lange darin zu bleiben und sich zu tief in diese Sackgasse einzulassen, kann man nicht mehr hinaus, oder man kommt durch gefährliche Breschen heraus, um einer benachbarten Boheme zu verfallen, deren Sitten unter eine andere Rechtsprechung gehören, als unter die der literarischen Physiologie.

Wir wollen noch eine merkwürdige Abart der Bohemiens anführen, die man die Amateurs nennen könnte. Es sind nicht die wenigst sonderbaren. Sie finden im Leben der Boheme

ein Dasein voller Verlockungen: nicht jeden Tag zu Mittag essen, unter den Tränen regnichter Nächte im Freien schlafen, im Dezember Nankingkleider tragen: das erscheint ihnen als das Paradies menschlicher Glückseligkeit, und um lahinein zu kommen, verlassen sie — der eine den Herd der Familie, der andere ein Studium, das zu sicherem Resultat geführt hätte. Sie kehren unvermittelt einer ehrenhaften Zukunft den Rücken, um den Abenteuern eines Daseins der Zufälle nachzulaufen. Aber da auch die kräftigsten nicht bei einem Regime bleiben könnten, das Herkules brustkrank machen würde, so geben sie das Spiel bald auf, und indem sie mit zwei Versen um den väterlichen Braten bitten, kehren sie heim, und heiraten ihre kleine Cousine und lassen sich als Notar in einer Stadt von dreißigtausend Seelen nieder; und abends, an ihrem Kamin, genießen sie der Genugtuung, mit der Emphase eines Reisenden, der eine Tigerjagd erzählt, von ihrem Künstlerelend zu berichten. Andere versteifen sich und setzen ihre Eigenliebe darein; aber sind erst die Hilfsquellen des Kredits versiegt, den die Söhne aus guter Familie von je genießen, so sind sie unglücklicher als die wahren Bohemiens; denn wenn diese auch niemals andere Hilfsquellen gekannt haben, so bleiben ihnen wenigstens die, die die Intelligenz verleiht. Wir haben einen dieser Amateurbohemiens gekannt: nachdem er drei Jahre in der Boheme verblieben war und sich mit seiner Familie überworfen hatte, starb er eines schönen Morgens und wurde im Leichenwagen der Armen in die gemeine Grube gefahren: er hatte zehntausend Franken Rente.

Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß diese Bohemiens auf keine Weise irgend etwas mit der Kunst gemein haben, und daß sie unter den unbekanntesten der unbekannten Boheme die obskursten sind.

Jetzt kommen wir zur echten Boheme; zu der, die zum Teil das Sujet zu diesem Buch hergibt. Die sie bilden, sind wahrhaft die Berufenen der Kunst, und sie haben Aussicht, ihre Auserwählten zu werden. Diese Boheme starrt so gut wie die anderen von Gefahren: zwei Abgründe begrenzen sie zu beiden Seiten: das Elend und der Zweifel. Aber zwischen diesen beiden Abgründen läuft wenigstens ein Weg hin, der zu einem Ziele führt; und die Bohemiens können es mit dem Blick erfassen, bis sie es mit den Händen greifen.

Es ist die offizielle Boheme: so benannt, weil die, die zu

ihr gehören, ihr Dasein öffentlich konstatiert, weil sie ihre Gegenwart im Leben anders als durch eine Eintragung im Zivilstand gemeldet haben, und schließlich — um ein Wort ihrer Sprache zu verwenden —, weil ihre Namen auf dem Anschlagzettel stehen, weil sie bekannt sind auf dem literarischen und künstlerischen Markt, weil ihre Erzeugnisse, die ihre Signatur tragen, dort, wenn auch zu mäßigen Preisen, Kurs haben.

Um zu ihrem Ziel zu gelangen, das vollkommen fest bestimmt ist, sind ihnen alle Wege gut, und die Bohemiens wissen selbst aus den Zufällen der Straße Nutzen zu ziehen. Regen oder Staub, Schatten oder Sonne, nichts hält diese verwegenen Abenteurer auf, deren Laster mit einer Tugend gepaart sind. Den Geist stets wach gehalten vom Ehrgeiz, der vor ihnen zum Angriff bläst und der sie zum Sturm auf die Zukunft treibt: ohne Unterlaß im Kampf mit der Notwendigkeit, sprengt ihre Erfindung, die stets mit brennender Zündschnur einhergeht, kaum daß es sie noch hemmte, das Hindernis. Jeder Tag ihres Daseins ist ein Werk des Genies, ist ein tägliches Problem, das ihnen stets mit Hilfe verwegener Rechenkünste zu lösen gelingt. Diese Leute zwängen Harpagon, ihnen Geld zu leihen, und sie fänden Trüffeln auf dem Floß der Medusa. Im Notfall wissen sie die Abstinenz mit aller Tugend eines Anachoreten zu üben; aber fällt ihnen ein wenig Vermögen in die Hände, so sieht man sie alsbald auf den verschwenderischsten Launen reiten: sie lieben die Schönsten und Jüngsten, trinken die besten und ältesten Weine und finden der Fenster, ihr Geld hinauszuwerfen, niemals genug. Ist dann ihr letzter Groschen tot und begraben, so beginnen sie von neuem an der Table d'hote des Zufalls zu speisen, wo immer für sie gedeckt ist, und mit einer Meute von Listen an der Koppel, wildernd in allen Industrien, die an die Kunst anknüpfen, jagen sie vom Morgen bis zum Abend das reißende Tier, das man Taler nennt.

Die Bohemiens wissen alles und kommen überallhin, je nachdem sie Lackstiefel oder zerrissene Schuhe tragen. Man trifft sie eines Tages, angelehnt an den Kamin eines Salons der Gesellschaft, und am Tage darauf unter den Gewölben der Tanzlokale an Tischen. Sie können auf dem Boulevard keine zehn Schritte tun, ohne einem Freund zu begegnen, und nirgends dreißig, ohne einen Gläubiger zu treffen.

Die Boheme spricht unter sich eine eigene Sprache, entliehen den Atelierplaudereien, dem Kulissenjargon und den Diskussionen der Redaktionsbureaus. Alle Stileklektizismen geben sich Rendezvous in diesem unerhörten Idiom, in dem apokalyptische Wendungen neben dem Unsinn stehen, in dem sich die Rauheit der volkstümlichen Rede mit ausschweifenden Perioden verbindet, die derselben Form entspringen, worin Cyrano seine Bramarbastiraden goß; in dem das Paradoxon, jenes verzogene Kind der modernen Literatur, die Vernunft behandelt, wie man in den Pantomimen Kassandra behandelt, in dem die Ironie die Gewalt der schärfsten Säuren hat, und das Geschick jener Schützen, die mit verbundenen Augen ins Schwarze treffen; einem intelligenten Argot, wenn es auch allen, die nicht den Schlüssel zu ihm haben, unverständlich bleibt, einem Argot, dessen Kühnheit die der freiesten Sprachen übertrifft. Dieser Wortschatz der Boheme ist die Hölle der Rhetorik und das Paradies der Neologismen.

Das ist in Kürze jenes Bohemeleben, das die Puritaner der Welt schlecht kennen, das die Puritaner der Kunst verketzern, das alle furchtsamen und eifersüchtigen Mittelmäßigkeiten schmähen: und doch haben sie des Geschreis, der Lügen und Verleumdungen nicht genug, um die Stimmen und Namen derer zu ersticken, die aus diesem Vestibül des Ruhmes entkommen, indem sie vor ihr Talent die Kühnheit spannen.

Ein Leben der Geduld und des Mutes, in dem man nur kämpfen kann, wenn man einen starken Panzer der Gleichgültigkeit trägt, fest genug gegen Dumme und Neider; in dem man, will man nicht auf dem Wege straucheln, keinen einzigen Moment den Stolz auf sich selber aufgeben darf, der als Stützstock dient; ein reizendes Leben und ein furchtbares Leben, das seine Sieger und seine Märtyrer hat, und in das man nicht eintreten darf, ohne sich zuvor darein zu finden, daß man das unerbittliche Gesetz: vae victis! erfahren kann.

H. M.

DIE PARISER BOHEME

I. WIE DER BOHEMEBUND BEGRÜNDET WURDE.

Auf folgende Weise brachte der Zufall, den die Skeptiker den Geschäftsführer des lieben Gottes nennen, eines Morgens die Individuen zusammen, deren brüderliche Vereinigung später den Bund jenes Bruchteils der Boheme bilden sollte, den der Verfasser dieses Buches dem Publikum bekannt zu machen versucht hat.

Eines Morgens (es war am 8. April) wachte Alexander Schaunard, der die zwei schönen Künste der Malerei und Musik pflegte, jählings auf, als in der Nachbarschaft ein Hahn, der ihm als Wecker diente, zu krähen begann.

„Donnerwetter!“ rief Schaunard aus, „meine gefiederte Uhr rückt vor; es kann doch unmöglich schon heute sein!“

Mit diesen Worten sprang er schnell aus einem Möbel seiner eigenen sinnreichen Erfindung, das nachts die Rolle des Bettes spielte (ich will nichts weiter sagen, aber es spielte sie recht schlecht), während des Tages jedoch die aller anderen Möbel. Denn infolge der strengen Kälte, die den vorigen Winter gekennzeichnet hatte, waren sie bis auf das eine, das, wie man sieht, eine Art Faktotum war, sämtlich verschwunden.

Um sich vor der Tücke eines morgendlichen Nordwindes zu schützen, zog Schaunard sich eilig einen mit Flittersternen besäten rosa Satinunterrock an, der ihm als Schlafrock diente. Diesen Staat hatte eines Nachts nach einem Maskenball ein Mädchen bei dem Künstler vergessen, das die Dummheit beging, sich von den trügerischen Versprechungen Schaunards fangen zu lassen, der, verkleidet als Marquis von Mondor, in seinen Taschen das verführerische Klingeln eines Dutzends Taler ertönen ließ — leider war es nur Phantasiegeld gewesen, mit der Münzschere aus einer Metallplatte ausgeschnitten und den Requisiten eines Theaters entliehen.

Als er seine Interieurtoilette beendet hatte, öffnete der Künstler Fenster und Laden. Ein Sonnenstrahl drang wie ein Lichtpfeil jäh ins Zimmer und zwang ihn, die von den Nebeln des Schlafs noch verschleierten Augen weit zu öffnen; zugleich schlug es von einem benachbarten Turm herab fünf Uhr.

„Aurora selber!“ murmelte Schaunard, „es ist erstaunlich. Aber“, fügte er hinzu, indem er in einem Kalender nachsah, der an seiner Wand hing, „ein Irrtum bleibt es nichtsdestoweniger. Die Wissenschaft versichert, um diese

Zeit des Jahres solle die Sonne um halb sechs aufgehen, es ist erst fünf, aber sie ist schon auf den Beinen. Ein verbrecherischer Eifer! dieser Stern tut unrecht, ich werde auf dem Längenbureau Klage führen. Jedoch", fügte er hinzu, „ich müßte wohl beginnen, mir ein wenig Sorge zu machen; heute ist entschieden der Tag nach gestern, und da gestern der 7. war, so muß heute, es sei denn, Saturn gehe rückwärts, der 8. April sein, und wenn ich den Worten dieses Papiers glauben soll", sagte Schaunard, indem er vor ein Kündigungsformular des Gerichtsvollziehers trat, das an die Wand geheftet war, und es las, „so soll ich heute, präzise zwölf Uhr diese Wohnung geräumt und meinem Hauswirt, Herrn Bernard, für drei verflossene Zahlungstermine die Summe von fünfundsiebzig Franken, die er in sehr schlechter Schrift von mir fordert, in die Hand gezählt haben. Ich hatte wie stets gehofft, der Zufall werde es auf sich nehmen, die Sache zu ordnen; aber es könnte scheinen, er hat keine Zeit gehabt. Nun, ich habe noch sechs Stunden vor mir; wenn ich sie gut anwende, vielleicht, daß .... Also ... Also auf!" fügte Schaunard hinzu.

Er schickte sich an, einen Paletot, dessen Stoff, ursprünglich langhaarig, von schwerer Kahlheit befallen war, anzuziehen, als er plötzlich wie von einer Tarantel gestochen, in seinem Zimmer einen selbstkomponierten Schautanz aufzuführen begann, der ihm auf den öffentlichen Bällen oft die Ehren polizeilicher Eskorte eingetragen hatte.

„Sieh da! sieh da!" rief er aus, „es ist sonderbar, wieviel Ideen die Morgenluft einem eingibt; mir scheint, ich bin meiner Melodie auf der Spur. Laß sehen ..."

Und Schaunard setzte sich halb nackt vor sein Piano, weckte das entschlafene Instrument mit ein paar stürmischen Akkorden und begann, ohne in seinen Monologen innezuhalten, auf den Tasten die Melodienphrase zu verfolgen, die er schon so lange suchte.

„C, g, e, c, a, fis, c, d, bumm, bumm. Fis, d, e, d. Au! au! es ist falsch wie Judas, dies d," murmelte Schaunard, indem er heftig auf die Taste mit dem zweifelhaften Klang schlug. „Sehen wir die Terz ... Sie muß geschickt den Gram eines jungen Mädchens malen, das eine weiße Margerite in einen blauen See hinein entblättert. Der Gedanke läuft zwar nicht gerade mehr in Kinderschuhen. Aber da es einmal Mode ist

und da man keinen Verleger fände, der eine Romanze zu drucken wagt, in der kein blauer See vorkommt, so muß man sich fügen . . . C, g, e, c, fis, c, d; ich bin nicht unzufrieden, das gibt die Idee eines Gänseblümchens recht gut wieder, besonders für Leute, die in der Botanik stark sind. A, fis, c, d; das elende d, na! Jetzt müßte man, um den blauen See recht klar zu machen, etwas Feuchtes, Azurnes, Mondscheinhaftes haben (denn der Mond ist auch dabei); sieh da, aber es kommt! vergessen wir den Schwan nicht. Fis, e, a, g", fuhr Schaunard fort, indem er die kristallinischen Noten der höheren Oktave erklingen ließ. „Bleibt der Abschied des jungen Mädchens, das beschließt, sich in den blauen See zu stürzen, um zu dem Geliebten zu kommen, der unter dem Schnee begraben liegt. Die Lösung ist nicht klar", murmelte Schaunard, „aber sie ist interessant. Man müßte etwas Zärtliches, Melancholisches haben; es kommt, es kommt! schon weinen ein Dutzend Takte wie Magdalenen, das spaltet das Herz! Brr! brr!" schüttelte Schaunard sich, da ihn in seinem sternenbesäten Unterrock fröstelte, „wenn es nur Holz spalten könnte! In meinem Alkoven steckt ein Balken, der mir sehr lästig fällt, wenn ich Gesellschaft habe . . . zum Diner; ich könnte ein wenig Feuer damit machen . . . a, a . . . d, e, denn ich fühle, die Inspiration kommt, eingehüllt in einen Gehirnschnupfen. A! ha! um so schlimmer! ertränken wir mein junges Mädchen weiter."

Und während seine Finger das bebende Klavier folterten, verfolgte Schaunard mit leuchtendem Auge und gespanntem Ohr seine Melodie, die einem unfaßbaren Luftgeist gleich mitten in dem Klangnebel flatterte, den die Schwingungen des Instruments im Zimmer auszulösen schienen.

„Jetzt wollen wir sehen", fuhr Schaunard fort, „wie meine Musik sich mit den Worten meines Dichters zusammenfügt."

Und er trällerte mit unangenehmer Stimme dies Fragment einer Dichtung, die eigens für die komischen Opern und die gemeinen Balladen verwandt wird:

Das junge Mädchen hebt
Zum Himmel das Gesicht,
Ihr Mantel sinkt — es schwebt
Empor ein Blick, der bricht,

Und in azurner Welle
Des silberflutigen Sees ....
. . . . . .

„Wie! wie!“ rief Schaunard, von gerechter Entrüstung fortgerissen, „die azurne Woge eines silbernen Sees, das hatte ich noch gar nicht bemerkt! das ist doch gar zu romantisch, dieser Dichter ist ein Idiot, er hat weder Silber noch einen See je gesehen! Übrigens ist seine Ballade Stumpfsinn; die Verszäsuren stören meine Musik; in Zukunft werde ich mir meine Gedichte selber machen, und zwar nicht später als sofort; da ich einmal im Zuge bin, so werde ich eine Coupletskizze fabrizieren, um meine Melodie ihr anzupassen.“

Und Schaunard faßte seinen Kopf mit beiden Händen und nahm die ernste Haltung eines Sterblichen an, der zu den Musen in Beziehung steht.

Nach einigen Minuten dieses heiligen Konkubinats hatte er eine jener Unförmlichkeiten in die Welt gesetzt, die die Verfasser der Libretti mit Recht Monstren nennen, und die sie mit ziemlicher Leichtigkeit improvisieren, um der Inspiration des Komponisten einen provisorischen Anhalt zu geben.

Nur hatte Schaunards Monstrum gesunden Menschenverstand: es sprach ziemlich klar die Sorge aus, die der brutale Anbruch dieses Tages, des 8. April, in seinem Geist heraufbeschworen hatte.

Das Couplet lautete:

Acht und acht macht sechzehn,
Sechs schreib hin, eins bleibt im Sinn
Und es sollt mich freuen,
Fänd ich jemanden,
Der mir, arm und ehrlich
Achtmalhundert Franken liehe,
Meine Schulden zu bezahlen,
Find ich einmal Zeit dazu.

Refrain

Und wenn's auf dem letzten Zifferblatt
Ein viertel vor zwölf Uhr ward,
Ich hätte rechtschaffen die Miete gebracht
Dem Hauswirt, Herrn Bernard.

„Teufel," sagte Schaunard, „als er seine Dichtung durchlas, Blatt und gebracht, die Reime sind keine Millionäre, aber ich habe nicht die Zeit, sie reicher zu machen. Versuchen wir jetzt, wie sich die Noten mit den Silben vermählen."

Und mit jenem furchtbaren Nasalorgan, das ihm eigen war, begann er von neuem den Vortrag seiner Romanze. Ohne Zweifel war Schaunard mit dem Resultat, das er erreicht hatte, zufrieden, denn er beglückwünschte sich mit einer frohlockenden Grimasse, die sich ihm, einem Accent circonflex gleich, rittlings auf die Nase setzte, so oft er mit sich zufrieden war. Aber diese stolze Seligkeit war nicht von langer Dauer.

Es schlug vom nächsten Kirchturm elf; jeder Schlag des Hammers drang ins Zimmer und verlor sich dort in spöttischen Klängen, die zu dem unglücklichen Schaunard zu sagen schienen: Bist du bereit?

Der Künstler zuckte in seinem Stuhl zusammen. „Die Zeit läuft wie ein Hirsch," sagte er „... mir bleiben nur noch dreiviertel Stunden, um meine fünfundsiebzig Franken und meine neue Wohnung zu finden. Diese Leistung werde ich niemals fertig bringen, sie gehört allzusehr in das Gebiet der Magie. Los! ich gewähre mir fünf Minuten, um ein Mittel zu finden!" Und indem er den Kopf zwischen den Knien vergrub, stieg er in die Abgründe der Überlegung hinab.

Die fünf Minuten verstrichen, und Schaunard hob den Kopf, ohne etwas gefunden zu haben, was wie fünfundsiebzig Franken aussah. „Ich kann entschieden, um hier fortzukommen, nur einen Weg einschlagen, nämlich den, auf ganz natürliche Weise davonzugehen; es ist schönes Wetter, und vielleicht spaziert mein Freund, der Zufall, im Sonnenschein umher. Er wird mir schon Gastfreundschaft gewähren müssen, bis ich ein Mittel gefunden habe, mich mit Herrn Bernard auseinanderzusetzen."

Nachdem Schaunard die kellertiefen Taschen seines Paletots mit allem, was sie aufnehmen konnten, angefüllt hatte, knotete er etwas Wäsche in ein seidenes Tuch und verließ sein Zimmer, nicht ohne in einigen Worten von seiner Behausung Abschied genommen zu haben.

Als er den Hof durchschritt, hielt ihn plötzlich der Portier des Hauses an. Er schien auf ihn gewartet zu haben.

„He, Herr Schaunard," rief er, indem er dem Künstler

den Weg versperrte, „denken Sie denn nicht daran? heut ist der achte."

„Acht und acht macht sechzehn
Sechs schreib hin, eins bleibt im Sinn,"

trällerte Schaunard; „ich denke nur daran."

„Sie sind nämlich noch ein wenig mit ihrem Auszug im Rückstand," sagte der Portier; „es ist halb zwölf, und der neue Mieter, dem man Ihr Zimmer vermietet hat, kann jeden Augenblick kommen." „Also," antwortete Schaunard, „lassen Sie mich nur durch: ich will einen Umzugswagen holen." „Ohne Zweifel, aber vor dem Umzug ist noch eine kleine Formalität zu erfüllen. Ich habe Befehl, kein Haar fortnehmen zu lassen, ehe Sie die drei fälligen Zahlungen geleistet haben. Sie sind doch wohl in der Lage?" „Bei Gott!" sagte Schaunard, „indem er einen Schritt vorwärts tat." „Also," erwiderte der Portier, „wenn Sie in meine Loge kommen wollen, so will ich Ihnen die Quittungen geben." „Ich hole sie mir, wenn ich zurückkomme." „Aber weshalb nicht gleich?" sagte der Portier hartnäckig. „Ich gehe zum Wechsler ... Ich habe kein Kleingeld." „Ah! ah!" entgegnete der andere besorgt, „Sie wollen Kleingeld holen? Aber dann will ich, um Ihnen gefällig zu sein, dies kleine Paket aufbewahren, das Sie unterm Arm haben. Es könnte Ihnen lästig werden." „Herr Portier," sagte Schaunard mit Würde, „mißtrauen Sie mir etwa? Glauben Sie denn, ich trage meine Möbel in einem Taschentuch fort?" „Verzeihen Sie, Herr," erwiderte der Portier, indem er die Stimme ein wenig senkte, „es ist mein Auftrag. Herr Bernard hat mir ausdrücklich eingeschärft, kein Haar fortbringen zu lassen, ehe Sie ihn nicht bezahlt haben." „Aber sehen Sie doch," sagte Schaunard, indem er sein Bündel öffnete, „es sind keine Haare, es sind Hemden, die ich zur Wäscherin trage. Sie wohnt neben dem Wechsler, zwanzig Schritt von hier." „Das ist etwas anderes," sagte der Portier, nachdem er den Inhalt des Bündels geprüft hatte. „Ohne Indiskretion, Herr Schaunard, dürfte ich Sie um Ihre neue Adresse bitten?" „Ich wohne Rue de Rivoli," erwiderte der Künstler kühl. Er stand schon mit einem Fuß auf der Straße und trat so schnell wie möglich ins Freie.

„Rue de Rivoli," murmelte der Portier, indem er den Finger in die Nase steckte, „es ist merkwürdig, daß man ihm

dort eine Wohnung vermietet hat, ohne hier bei mir Auskunft über ihn einzuholen, das ist recht merkwürdig! Nun, er wird ja nicht immer seine Möbel mitnehmen, ohne daß er bezahlt hat. Wenn nur der andere Mieter nicht gerade dann kommt, um einzuziehen, wenn Herr Schaunard ausziehen will! Das gäbe einen Lärm auf meinen Treppen! Hatte ich's nicht gedacht!" sagte er plötzlich, indem er den Kopf durch das Klappfenster steckte, „da kommt er natürlich gerade, der neue Mieter!"

Begleitet von einem Dienstmann, der sich unter seiner Last nicht gerade zu beugen schien, trat in der Tat soeben ein junger Mann mit einem weißen Louis XIII.-Hut in das Vestibül. „Herr Portier," fragte er den Alten, der ihm entgegen kam, „ist meine Wohnung frei?" „Noch nicht, Herr, aber sie wird es gleich. Der Herr, der sie innehat, holt eben den Umzugswagen. Übrigens könnte der Herr inzwischen seine Möbel auf den Hof stellen lassen." „Ich fürchte, es regnet," antwortete der junge Mann, indem er ruhig an einem Veilchenbukett kaute, das er zwischen den Zähnen hielt; „meine Möbel könnten leiden. Dienstmann," fügte er hinzu, indem er sich an den Träger wandte, der hinter ihm stehen geblieben war und der ein Tragereff hielt, über dessen Inhalt der Portier sich nicht klar werden konnte, „stellen Sie das im Vestibül ab, kehren Sie in meine alte Wohnung zurück und holen Sie, was noch an kostbaren Möbeln und Kunstobjekten da ist."

Der Dienstmann stellte an einer Mauer mehrere sechs oder sieben Fuß hohe Theaterkulissen auf, deren Blätter sich, momentan übereinander gelegt, scheinbar nach Belieben entfalten ließen." „Sehen Sie!" sagte der junge Mann zum Träger, indem er einen der Flügel halb aufschlug und ihm einen Riß in der Leinwand zeigte, „das ist ein Malheur! Sie haben mir meinen großen venezianischen Spiegel zerspaltet; passen Sie auf und sein Sie auf Ihrem zweiten Gang vorsichtiger! vor allem geben Sie auf meine Bibliothek acht!"

„Was meint er mit seinem venezianischen Spiegel?" brummte der Portier, indem er einen unruhigen Blick über die gegen die Wand gelehnten Kulissen schweifen ließ, „ich sehe keinen Spiegel; aber es ist zweifellos ein Scherz, ich sehe nur einen Windschirm; nun, wir werden ja sehen, was man beim zweiten Gang bringt."

„Wird Ihr Mieter mir nicht bald Platz machen? Es ist

halb eins, und ich möchte einziehen," sagte der junge Mann. „Ich glaube, jetzt muß er bald kommen," erwiderte der Portier; „es ist ja nicht weiter schlimm, da Ihre Möbel noch nicht eingetroffen sind," fügte er hinzu, indem er die letzten Worte nachdrücklich betonte.

Der junge Mann wollte antworten, als ein Dragoner, der Ordonanzdienst versah, in den Hof trat. „Herr Bernard?" fragte er und zog einen Brief aus der großen Ledertasche, die ihm an der Seite hing. „Das ist hier," erwiderte der Portier. „Ich habe einen Brief für ihn," sagte der Dragoner, „quittieren Sie mir;" und er reichte dem Portier einen Depeschenzettel, den dieser in seiner Loge unterschrieb. „Verzeihung, wenn ich Sie allein lasse," sagte der Portier zu dem jungen Mann, der ungeduldig auf dem Hof umherging; „aber hier kommt vom Ministerium ein Brief für Herrn Bernard, meinen Hausherrn, und ich will ihn schnell hinaufbringen."

Als sein Portier bei ihm eintrat, war Herr Bernard gerade damit beschäftigt, sich zu rasieren. „Was wollen Sie von mir, Durand?" „Herr," antwortete dieser, indem er die Mütze hob, „diesen Brief hat eine Ordonanz für Sie gebracht, er kommt vom Ministerium." Und er reichte Herrn Bernard das Schriftstück hin, dessen Umschlag mit dem Siegel des Kriegsdepartements gestempelt war. „O mein Gott!" rief Herr Bernard aus. Er war so bewegt, daß er sich fast mit dem Rasiermesser geschnitten hätte: „Vom Kriegsministerium! Das ist gewiß die Ernennung zum Ritter der Ehrenlegion, um die ich schon solange bitte; endlich läßt man meiner guten Haltung Gerechtigkeit widerfahren! Da, Durand," sagte er, indem er in der Westentasche suchte, „da haben Sie einen Taler, trinken Sie auf mein Wohl. Ach, ich habe meine Börse nicht bei mir, ich gebe ihn Ihnen gleich, warten Sie."

Der Portier war über diesen Anfall von blitzartiger Freigebigkeit, an die sein Hausherr ihn nicht gewöhnt hatte, so gerührt, daß er sich die Mütze wieder auf den Kopf setzte.

Aber Herr Bernard, der diese Übertretung der Gesetze sozialer Hierarchie zu anderer Zeit streng gerügt hätte, schien es gar nicht zu bemerken. Er setzte die Brille auf, erbrach das Kuvert mit der achtungsvollen Bewegung eines Veziers, der einen Firman des Sultans erhält, und begann die Lektüre der Depesche. Gleich nach den ersten Zeilen furchte eine schreckliche Grimasse die dunkelroten Falten seiner Mönchs-

backen noch tiefer, und seine kleinen Augen schleuderten Funken, die die Locken seiner Perücke auf dem Stock fast in Brand gesetzt hätten.

Kurz, all seine Züge waren in solcher Verwirrung, daß man hätte meinen können, in seinem Gesicht sei ein Erdbeben erfolgt.

Folgendes war der Inhalt des Sendschreibens, das auf Papier mit dem Vordruck des Kriegsministeriums geschrieben und von einem Ordonanzeilboten bestellt worden war, wofür Herr Durand der Regierung Quittung geleistet hatte:

Herr und Hauswirt!

Die Politik, die der Mythologie zufolge die Ahnin der guten Manieren sein soll, zwingt mich, Ihnen kund zu tun, daß ich mich in der grausamen Notlage sehe, der Sitte, daß man Miete zahlt, zumal, wenn man sie schuldet, nicht nachkommen zu können. Bis heute morgen hatte ich die Hoffnung gehegt, ich würde diesen schönen Tag dadurch feiern können, daß ich die drei Quittungen für meinen Mietzins einlöste. Chimäre, Illusion, Ideal! Während ich auf dem Kopfkissen der Sicherheit schlummerte, vernichtete das Pech, griechisch anangke, vernichtete das Pech meine Hoffnungen. Die Zahlungen, auf die ich rechnete — Gott, wie der Handel schlecht geht!!! —, sind nicht erfolgt, und auf die beträchtlichen Summen, die ich zu erheben gedachte, habe ich erst drei Franken erhalten, die man mir geliehen hat; sie biete ich Ihnen nicht an. Bessere Tage werden für unser schönes Frankreich kommen und auch für mich, zweifeln Sie nicht, Herr Bernard. Sobald sie angebrochen sind, werde ich auf Windesflügeln kommen, es Ihnen vermelden, und mir die kostbaren Dinge, die ich in Ihrem Hause zurückgelassen habe, holen; bis dahin stelle ich sie unter Ihren Schutz und unter den des Gesetzes, das Ihnen vor Ablauf eines Jahres den Verkauf untersagt, falls Sie etwa versuchen sollten, dadurch in den Besitz der Summen zu gelangen, die Ihnen in den Büchern meiner Ehrlichkeit gutgeschrieben sind. Ich empfehle Ihnen insbesondere mein Piano und den großen Rahmen, in dem sich sechzig Locken befinden, deren verschiedene Farben die ganze Tonleiter der Haarnuancen durchlaufen, und die mit dem Skalpell der Liebe von der Stirn der Grazien geschnitten wurden.

Sie können also, Herr und Hauswirt, über das Deckgetäfel,

unter dem ich wohnte, frei verfügen. Ich gewähre Ihnen meine Erlaubnis, die ich nachfolgend mit meiner Unterschrift bestätige.

Alexander Schaunard.

Diese Epistel, die der Künstler im Bureau eines seiner Freunde geschrieben hatte, eines Angestellten am Kriegsministerium, zerknitterte Herr Bernard voll Entrüstung; und als sein Blick auf den Vater Durand fiel, der die versprochene Gratifikation erwartete, fragte er ihn brutal, was er da mache.

„Ich warte, Herr." „Worauf?" „Aber die Großmut, die der Herr . . . wegen der guten Nachricht!" stotterte der Portier.

„Hinaus! Was, Sie Schelm! Sie stehen mit bedecktem Kopf vor mir?" „Aber Herr . . ." „Still! keine Antwort! hinaus! oder nein, warten Sie auf mich. Wir wollen in das Zimmer dieses elenden Künstlers hinaufsteigen, der auszieht, ohne mich zu bezahlen." „Wie," sagte der Portier, „Herr Schaunard? . . ." „Ja," fuhr der Hauswirt fort, da seine Wut unablässig stieg. „Und wenn er mir das Geringste mitgenommen hat, so jag' ich Sie weg, verstehen Sie mich? jag' —ich—Si—weg!" „Aber das ist ja nicht möglich," murmelte der arme Portier, „Herr Schaunard ist nicht ausgezogen; er ist fortgegangen, um Kleingeld zu holen, damit er die Miete bezahlen kann, und er will den Wagen bestellen, der seine Möbel fortnehmen soll." „Seine Möbel fortnehmen!" rief Herr Bernard aus; „laufen Sie, ich bin überzeugt, er ist schon dabei; er hat Ihnen eine Falle gestellt, um Sie aus Ihrer Loge fortzubringen und seinen Streich auszuführen, Sie Dummkopf!" „Ah! mein Gott! ich Dummkopf!" rief der Vater Durand, und er zitterte vor dem olympischen Zorn seines Brotherrn, der ihn auf die Treppe hinauszog.

Als sie auf den Hof kamen, wurde der Portier von dem jungen Mann mit dem weißen Hut angehalten. „Ah, Sie da! Portier!" rief er, „wird man mich bald in meine Wohnung lassen? ist heute der achte April? habe ich etwa nicht hier gemietet, und habe ich Ihnen den Gottestaler gegeben, ja oder nein?"

„Verzeihung, Herr, Verzeihung," sagte der Hauswirt, „ich stehe zu Diensten. Durand," fügte er hinzu, indem er sich seinem Portier zuwandte, „ich werde dem Herrn selber aufwarten. Laufen Sie hinauf, dieser Lump, der Schaunard, ist

ohne Zweifel wieder da, um zu packen; schließen Sie ihn ein, wenn Sie ihn abfassen, und dann laufen Sie und holen Sie die Wache."

Der Vater Durand verschwand auf der Treppe.

„Verzeihung, mein Herr," sagte der Hauswirt mit einer Verbeugung zu dem jungen Mann, als er mit ihm allein blieb; „mit wem habe ich die Ehre?" „Mein Herr, ich bin Ihr neuer Mieter; ich habe in diesem Hause im sechsten Stock ein Zimmer gemietet, und ich beginne ungeduldig zu werden, da das Logis nicht leer ist." „Ich bin trostlos, mein Herr," erwiderte Herr Bernard; „zwischen mir und einem meiner Mieter, eben dem, den Sie ersetzen sollen, erhebt sich eine Schwierigkeit." „Herr Bernard, Herr Bernard!" rief der Vater Durand von einem Fenster im obersten Stockwerk des Hauses herab, „Herr Schaunard ist nicht da . . . aber sein Zimmer ist da . . . ich Narr! ich meine, er hat nichts mitgenommen, Herr, kein Haar!" „Gut, kommen Sie herunter," erwiderte Herr Bernard. „Mein Gott!" wandte er sich von neuem an den jungen Mann, „ein wenig Geduld, ich bitte Sie. Mein Portier wird die Möbel aus dem Zimmer meines insolventen Mieters in den Keller hinunterbringen, und in einer halben Stunde können Sie die Wohnung in Besitz nehmen; übrigens sind Ihre Möbel noch nicht gekommen." „Verzeihung," erwiderte der junge Mann ruhig.

Herr Bernard sah sich um und erblickte nichts als die großen Windschirme, die schon seinem Portier zu schaffen gemacht hatten. „Wie! Verzeihung . . . wie . . ." murmelte er, „aber ich sehe nichts."

„Da," antwortete der junge Mann, faltete die Kulissen auseinander und zeigte dem Blick des verblüfften Hausbesitzers ein großartiges Palastinterieur mit Jaspissäulen, Basreliefs und Gemälden großer Meister. „Aber Ihre Möbel?" fragte Herr Bernard. „Hier sind sie," antwortete der junge Mann und wies auf das luxuriöse Mobiliar, das in den Palast gemalt war; er hatte ihn gerade im Hotel Bullion gekauft, wo er bei einer Auktion von Dekorationen aus einem Gesellschaftstheater ausgeboten worden war . . . „Mein Herr," entgegnete der Hauswirt, „ich will glauben, daß Sie ernsthaftere Möbel besitzen als diese da . . ." „Wie! reinstes Rokoko!" „Sie verstehen, ich brauche Garantien für meine Miete." „Zum Henker! ein Palast genügt Ihnen nicht als Garantie für den

Mietzins einer Mansarde!“ „Nein, Herr, ich will Möbel, wirkliche Mahagonimöbel.“ „Ach, Herr Hauswirt! nicht Gold noch Mahagoni machen uns glücklich, hat ein Alter gesagt. Und dann kann ich es nicht leiden, es ist ein zu dummes Holz, jedermann hat heutzutage Möbel daraus.“ „Aber schließlich, mein Herr, werden Sie irgend welches Mobiliar haben?“ „Nein! es nimmt in den Zimmern zu viel Raum in Anspruch; sobald man Stühle hat, weiß man nicht mehr, wo man sich setzen soll.“ „Aber wenigstens werden Sie doch ein Bett besitzen! Worauf schlafen Sie?“ „Auf meinem guten Gewissen, Herr!“ „Verzeihung, noch eine Frage,“ sagte Herr Bernard, „Ihr Beruf, wenn ich fragen darf?“

In eben diesem Augenblick trat der Dienstmann des jungen Mannes, der von seinem zweiten Gang zurückkam, auf den Hof. In seinem Tragereff war eine Staffelei zu sehen. „Ah, Herr Bernard!“ rief Vater Durand voll Schrecken und zeigte dem Hausbesitzer die Staffelei. „Er ist Maler!“ „Künstler, ich hab' mir's gedacht!“ rief Herr Bernard seinerseits aus, und vor Entsetzen sträubten sich die Haare seiner Perücke; „Maler!!! Aber haben Sie denn keine Auskunft über den Herrn eingeholt?“ wandte er sich an den Portier. „Sie wußten also nicht, was er treibt!“ „Gott,“ erwiderte der arme Mann, „er hatte mir fünf Franken Kotteskeld gegeben; konnte ich ahnen . . .“ „Wann sind Sie fertig?“ fragte seinerseits der junge Mann. „Mein Herr,“ erwiderte Herr Bernard, indem er sich die Brille energisch auf die Nase setzte, „da Sie keine Möbel haben, können Sie nicht einziehen. Das Gesetz erlaubt, einen Mieter, der keine Garantien mitbringt, zurückzuweisen.“ „Und mein Wort?“ fragte der Künstler mit Würde. „Das ersetzt keine Möbel . . . Sie können sich anderswo Wohnung suchen. Durand wird Ihnen den Gottestaler wiedergeben.“ „Nanu?“ sagte der Portier verblüfft, „ich habe ihn auf die Sparkasse gebracht.“ „Aber mein Herr,“ erwiderte der junge Mann, „ich kann nicht so schnell eine andere Wohnung finden. Gewähren Sie mir wenigstens auf einen Tag Gastfreundschaft.“ „Gehen Sie ins Hotel“, erwiderte Herr Bernard. „Da fällt mir ein,“ fügte er lebhaft und in schneller Überlegung hinzu, „wenn Sie wollen, werde ich Ihnen das Zimmer, das Sie bewohnen sollten, und in dem die Möbel meines insolventen Mieters stehen, möbliert vermieten. Nur wissen Sie, bei dieser Art des Vertrags zahlt

man den Zins im voraus.“ „Es käme darauf an, was Sie für diese Rumpelkammer verlangen,“ sagte der Künstler, da er sich darein zu fügen genötigt sah. „Aber die Wohnung ist sehr anständig, der Zins soll, wie die Dinge nun einmal liegen, nur fünfundzwanzig Franken im Monat betragen. Man zahlt im voraus.“ „Das haben Sie bereits gesagt; diese Phrase verdient die Ehren des Dacapo nicht,“ sagte der junge Mann, indem er in die Tasche griff. „Können Sie fünfhundert Franken wechseln?“ „Was?“ fragte der Hausbesitzer verblüfft, „wie meinen Sie?“ „Nun, einen halben Tausender! Haben Sie noch niemals einen gesehen?“ fügte der Künstler hinzu, indem er dem Hausbesitzer und dem Portier, die bei diesem Anblick das Gleichgewicht zu verlieren schienen, die Banknote vor die Augen hielt. „Ich werde Ihnen herausgeben lassen,“ erwiderte Herr Bernard achtungsvoll; „es macht nur noch zwanzig Franken, da Durand Ihnen den Gottestaler zurückgeben wird.“ „Er mag ihn behalten,“ sagte der Künstler, „jedoch unter der Bedingung, daß er jeden Morgen kommt und mir Tag und Monatsdatum, Mondphase, Wetterstand und die Regierungsform meldet, unter der wir leben.“ „Ah, mein Herr,“ rief der Vater Durand, indem er einen Bogen von neunzig Grad beschrieb. „Es ist gut, mein Braver, Sie sollen mir als Kalender dienen. Inzwischen werden Sie meinem Dienstmann beim Einräumen helfen.“ „Mein Herr,“ sagte der Hausbesitzer, „ich werde Ihnen Ihre Quittung schicken.“

Noch am selben Abend war der neue Mieter des Herrn Bernard, der Maler Marcel, in dem Zimmer des flüchtigen Schaunard eingerichtet; es war in einen Palast verwandelt.

Während dieser Zeit zog besagter Schaunard in Paris umher und schlug, wie man so sagt, die Geldtrommel.

Schaunard hatte das Borgen zur Höhe einer Kunst erhoben. Da er den Fall voraussah, daß er vielleicht Ausländer werde „anzapfen“ müssen, hatte er gelernt, in allen Sprachen des Weltballs fünf Franken zu borgen. Er hatte das Repertorium der Listen, die das Metall anwendet, um denen, die nach ihm jagen, zu entgehen, gründlich studiert; und besser als ein Lotse die Stunden der Gezeiten kennt, kannte er die Epochen, in denen das Wasser hoch oder tief stand, das heißt, die Tage, an denen seine Freunde und Bekannten in der Regel Geld erhielten. Daher sagte man in manchem Hause, wenn

man ihn frühmorgens eintreten sah, nicht mehr: Da kommt Herr Schaunard; sondern: Heut ist der erste oder der fünfzehnte des Monats. Um diese Tributerhebung, die er vornahm, sobald ihn die Not dazu zwang, zugleich zu erleichtern und gerechter auf die Leute zu verteilen, die die Mittel hatten, ihm den Zehnten zu zahlen, hatte Schaunard eine alphabetische Liste nach Quartieren und Bezirken angelegt, die die Namen all seiner Freunde und Bekannten enthielt. Jedem Namen gegenüber war das Maximum der Summe eingetragen, die er dem Vermögensstande seines Trägers gemäß erheben konnte, und ferner die Zeit, um die er bei Kasse war, sowie die Stunde der Mahlzeit mit dem gewöhnlichen Menü des Hauses. Außer dieser Liste führte Schaunard noch eine völlig geordnete Buchhaltung, in der er die ihm geliehenen Summen bis zu den kleinsten Bruchteilen hinunter verzeichnete, denn er wollte sich nicht über eine bestimmte Ziffer hinaus belasten, die ihm noch bei einem normannischen Onkel gut stand, den er beerben sollte. Sobald er jemandem zwanzig Franken schuldete, schloß Schaunard dessen Konto ab, und er zahlte es ganz und auf einmal zurück, wenn er auch, um es zu tun, bei denen borgen mußte, denen er weniger schuldete. Auf diese Art erhielt er sich auf dem Markt stets einen gewissen Kredit, den er seine schwebende Schuld nannte, und da man wußte, daß er die Gewohnheit hatte, zurückzuzahlen, sobald seine persönlichen Hilfsquellen es ihm erlaubten, so war man ihm gern gefällig, wenn man es konnte.

Nun hatte er seit elf Uhr morgens, seit er seine Wohnung verlassen hatte, um den Versuch zu machen, ob er die nötigen fünfundsiebzig Franken werde zusammenbringen können, erst einen kleinen Taler aufgetrieben, und zwar unter Mitwirkung der Buchstaben M, V und R der berühmten Liste: das ganze übrige Alphabet hatte selber wie er Miete zu zahlen und ihm seine Bitte also abschlagen müssen.

Um sechs Uhr schlug ein heftiger Appetit in seinem Magen die Stunde des Diners; er war gerade an der Mainebarriere, wo der Buchstabe U wohnte. Schaunard stieg zum Buchstaben U hinauf; dort hatte er seinen Serviettenring, wenn gerade Servietten vorhanden waren.

„Wohin wollen Sie, mein Herr?“ fragte der Portier, der ihn im Gang zurückhielt. „Zu Herrn U . . .,“ erwiderte der

Künstler. „Er ist nicht zu Hause.“ „Und Frau U . . .?“ „Ist auch nicht zu Hause; sie haben mich beauftragt, einem ihrer Freunde, der heute Abend zu ihnen kommen sollte, zu sagen, sie seien zum Diner in die Stadt gegangen; ja,“ sagte der Portier, „wenn Sie der sind, den sie erwarteten — hier ist die Adresse, die sie hinterlassen haben,“ und er reichte Schaunard einen Zettel, auf den sein Freund U . . . geschrieben hatte: „Wir gehen zu Schaunard, um bei ihm zu essen; Rue . . . Nr. . . .; komm' uns nach.“ „Gut,“ sagte Schaunard, als er davonging, „wenn der Zufall sich einmischt bringt er sonderbare Possen zustande.“

Da fiel ihm ein, daß er ganz in der Nähe einer kleinen Kneipe war, wo er sich zwei- oder dreimal für nicht zu teures Geld gesättigt hatte, und er lenkte die Schritte zu diesem Lokal, das auf der Chaussée du Maine lag und in der unteren Boheme unter dem Namen der Mère Cadet bekannt war. Es ist ein Speisekabaret, dessen gewöhnliche Kundschaft aus den Fuhrleuten der Straße von Orleans, aus den Sängerinnen des Montparnasse und den jungen Liebhabern des Bobino bestand. In der schönen Jahreszeit kommen die Maler der zahlreichen Ateliers in der Umgegend des Luxembourg, die Autoren unedierter Bücher, die Libellisten geheimnisvoller Zeitungen in Menge zum Essen zur Mère Cadet, die durch ihre Kaninchenfrikassees, ihr echtes Sauerkraut und einen weißen Landwein berühmt ist, der nach Feuerstein riecht.

Schaunard setzte sich unter das Wäldchen: so nennt man bei der Mère Cadet das spärliche Laubwerk zweier oder dreier rhachitischer Bäume, deren krankhaftes Grün man zu einem Dach gezogen hat. „Meiner Treu, da läßt sich nichts machen,“ sagte Schaunard, „ich werde mir ein Fest leisten und mir ein intimes Bankett bereiten.“

Und ohne bis zwei zu zählen, bestellte er sich eine Suppe, ein halbes Sauerkraut und zwei halbe Kaninchenfrikassees; er hatte bemerkt: wenn man die Portion in Teilen nahm, so gewann man mindestens ein Viertel auf das Ganze.

Diese Bestellung zog die Blicke eines jungen Mädchens in einem weißen Kleid, einem Hut mit Orangenblüten und Ballschuhen auf ihn: ein nach einer Imitation imitierter Schleier floß ihr über die Schultern, die eigentlich ihr Inkognito hätten bewahren sollen. Es war eine Sängerin vom Theatre Montparnasse, dessen Kulissen sozusagen in die Küche der Mère

Cadet hineinblickten. Sie war während eines Zwischenaktes der Lucia gekommen, um ihre Mahlzeit einzunehmen, und beschloß gerade ein ausschließlich aus einem Artischockensalat bestehendes Diner mit einer kleinen Tasse Kaffee. „Zwei Kaninchenfrikassees, Donnerwetter!“ sagte sie leise zu dem Mädchen, das die Stelle des Kellners vertrat, „der junge Mann nährt sich gut! Wieviel bin ich schuldig, Adele?“ „Artischocken vier, Kaffee vier und Brot ein Sou. Das macht neun Sous“. „Da,“ sagte die Sängerin, und sie lächelte und trällerte:

„Diese Liebe, die Gott mir gibt!“

„Aha, sie gibt das a an,“ sagte eine geheimnisvolle Persönlichkeit, die mit Schaunard am selben Tisch saß und halb hinter einem Bücherwall versteckt war. „Sie gibt es an?“ sagte Schaunard; „mir scheint eher, sie behält es. Man hat doch keine Vorstellung von solchen Dingen,“ fügte er hinzu, indem er mit dem Finger auf den Teller zeigte, von dem Lucia von Lammermoor ihre Artischocke gegessen hatte: „mariniert sich ihr Falsett mit Essig!“ „Das ist in der Tat eine kräftige Säure,“ fügte die Persönlichkeit hinzu, die schon gesprochen hatte. „Die Stadt Orleans produziert welche, die mit Recht großen Ruf genießt.“

Schaunard prüfte den Herrn, der in dieser Weise der Plauderei Angelhaken hinwarf, aufmerksam. Der feste Blick seiner großen, blauen Augen, die stets etwas zu suchen schienen, gab seiner Physiognomie den Charakter einer andächtigen Friedlichkeit, wie man sie bei Seminaristen bemerkt. Sein Gesicht zeigte den Ton alten Elfenbeins, nur die Backen waren ziegelrot betupft. Sein Mund schien von einem Elementarschüler gezeichnet, dem man den Ellbogen angestoßen hatte. Die Lippen, ein wenig nach Art der Negerrasse aufgeworfen, ließen die Zähne eines Jagdhundes sehen, und sein Kinn stützte die beiden Falten auf eine weiße Krawatte, deren eines Ende den Sternen drohte, während das andere in die Erde stechen wollte. Unter einem kahlen Filzhut mit wunderbar breitem Rand fiel sein Haar in blonden Kaskaden herab. Er trug einen nußbraunen Pelerinenmantel, dessen Stoff, fadenscheinig geworden, runzlig war wie eine Raspel. Aus den klaffenden Taschen dieses Paletots staken Papier- und Broschürenbündel heraus. Ohne sich um die

Prüfung zu kümmern, deren Gegenstand er war, genoß er ein garniertes Sauerkraut, wobei er sich oft ganz laut ein Zeichen der Zufriedenheit entschlüpfen ließ. Während er aß, las er einen offen vor ihm liegenden Schmöker, in den er von Zeit zu Zeit mit einem Bleistift, der ihm hinter dem Ohr stak, Anmerkungen eintrug.

„Nun!“ rief Schaunard plötzlich, indem er mit dem Messer an sein Glas schlug, „und mein Kaninchenfrikassee?“ „Mein Herr,“ antwortete das Mädchen, das, einen Teller in der Hand, herbeigeeilt kam, „es sind keine mehr da; dies ist das letzte und das hat der Herr hier bestellt,“ fügte sie hinzu, indem sie den Teller vor den Besitzer der Schmöker stellte. „Verdammt!“ rief Schaunard.

In diesem „Verdammt“ lag so viel melancholische Enttäuschung, daß es den Besitzer der Schmöker im Herzen rührte. Er schob den Büchenwall, der sich zwischen ihm und Schaunard erhob, beiseite, stellte den Teller zwischen sie beide hin und sagte mit den sanftesten Tönen seiner Stimme: „Mein Herr, dürfte ich die Bitte wagen, daß Sie dies Gericht mit mir teilen?“ „Mein Herr,“ erwiderte Schaunard, „ich will Sie nicht berauben.“ „Dann wollen Sie mich des Vergnügens berauben, Ihnen angenehm zu sein?“ „Wenn es so steht, mein Herr . . .“ Und Schaunard schob seinen Teller hin. „Erlauben Sie mir, Ihnen nicht den Kopf anzubieten,“ sagte der Fremde. „Ah, mein Herr,“ rief Schaunard aus, „das kann ich nicht zugeben.“

Aber als er seinen Teller wieder vor sich hinzog, bemerkte er, daß der Fremde ihm gerade den Teil aufgegeben hatte, den er angeblich für sich behalten wollte. „Nun, was redet er mir dann vor, mit seiner Höflichkeit!“ brummte Schaunard in sich hinein.

„Wenn der Kopf der edelste Teil des Menschen ist,“ sagte der Fremde, „so ist er beim Kaninchen der unangenehmste. Daher gibt es viele Leute, die ihn nicht leiden können. Bei mir ist es umgekehrt, ich schwärme für ihn.“ „Dann,“ sagte Schaunard, „bedaure ich lebhaft, daß Sie sich um meinetwillen beraubt haben.“ „Wie? . . Verzeihung,“ rief der Besitzer der Schmöker, „ich habe den Kopf doch behalten. Ich hatte sogar die Ehre, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß . . .“ „Erlauben Sie,“ sagte Schaunard, indem er ihm seinen Teller unter die Nase hielt. „Was ist denn dies für ein Stück?“

„Gerechter Himmel! Was sehe ich! o Götter! Es ist ein bikephales Kaninchen!“ rief der Fremde aus. „Ein bike . . .“ sagte Schaunard. „. . . . phales. Das kommt aus dem Griechischen. In der Tat zitiert M. de Buffon, der beim Schreiben Manschetten anzog, Beispiele für diese Eigentümlichkeit. Nun, meiner Treu, es soll mir nicht leid tun, daß ich das Phänomen einmal gegessen habe.“

Dank diesem Zwischenfall war die Unterhaltung definitiv angeknüpft. Schaunard, der an Höflichkeit nicht zurückstehen wollte, bestellte einen neuen Liter. Der Besitzer der Schmöker ließ einen weiteren kommen. Schaunard lud zu Salat ein. Der Besitzer der Schmöker lud zum Dessert ein. Um acht Uhr abends standen zehn leere Liter auf dem Tisch. Beim Plaudern hatte die Offenheit, bewässert von den Rotweinlibationen, beide getrieben, sich gegenseitig ihre Biographie zu erzählen, und sie kannten sich schon, als hätten sie sich nie verlassen. Nachdem der Besitzer der Schmöker Schaunards Bekenntnisse angehört hatte, teilte er ihm mit, er heiße Gustav Colline; er übte den Beruf eines Philosophen aus und lebte, indem er in der Mathematik, der Scholastik, der Botanik und noch mehreren anderen Wissenschaften unterrichtete.

Das wenige, was er so durch Privatstunden verdiente, gab Colline für Bücherkäufe aus. Sein nußbrauner Paletot war bei allen Antiquaren des Kais bekannt, vom Pont de la Concorde an bis zum Pont Saint-Michel. Was er mit all diesen Büchern machte, die so zahlreich waren, daß das Leben eines Menschen nicht genügt hätte, um sie zu lesen, das wußte niemand, und er selber noch weniger als irgendwer. Aber diese Eigentümlichkeit hatte bei ihm den Umfang einer Leidenschaft angenommen; und wenn er abends nach Hause kam, ohne einen neuen Schmöker mitzubringen, so wiederholte er das Wort des Titus in seinem Sinn und sagte: „Ich habe einen Tag verloren.“ Seine einschmeichelnden Manieren, seine Sprache, die ein Mosaik aus allen Stilen darstellte, und die furchtbaren Calembours, mit denen er seine Unterhaltung durchwirkte, all das hatte Schaunard verführt, und sofort bat er Colline um die Erlaubnis, seinen Namen denen beifügen zu dürfen, die die berühmte Liste bildeten, von der wir gesprochen haben.

Die neuen Freunde verließen die Mère Cadet um neun

Uhr abends; beide waren ziemlich betrunken und gingen mit dem Schritt der Leute einher, die mit Flaschen Zwiesprach gepflogen haben.

Colline lud Schaunard zum Kaffee ein, und dieser nahm unter der Bedingung an, daß ihm die Likörs zu Lasten fielen. Sie stiegen in ein Café der Rue Saint Germain-l'Auxerrois hinauf, das den Gott der Spiele und des Lachens, Momus, im Schilde führte.

Als sie das Lokal betraten, hatte sich gerade zwischen zwei Stammgästen eine sehr lebhafte Diskussion angesponnen. Der eine war ein junger Mann, dessen Gesicht sich tief in das Gebüsch eines vielfarbigen Bartes verlor. Wie als Antithese zu dieser Fülle von Kinnhaar hatte frühzeitige Kahlheit seine Stirn entblößt; sie glich einem Knie, und ein Büschel so spärlicher Haare, daß man sie hätte zählen können, versuchte vergeblich, ihre Nacktheit zu verbergen. Er trug einen schwarzen Rock mit Tonsuren an den Ellbogen, und wenn er den Arm zu hoch hob, so sah man am Einsatz der Ärmel Ventilatoren. Seine Hose war vielleicht einmal schwarz gewesen, aber seine Stiefel, die den Zustand der Neuheit nie gekannt hatten, schienen schon mehrmals an den Füßen des Ewigen Juden die Reise um die Welt gemacht zu haben.

Schaunard hatte bemerkt, daß sein Freund Colline und der starkbärtige junge Mann sich grüßten. „Sie kennen den Herrn?" fragte er den Philosophen. „Das nicht," antwortete dieser; „ich treffe ihn nur manchmal auf der Bibliothek. Ich glaube, er ist Literat." „Er trägt wenigstens den Anzug eines solchen," entgegnete Schaunard.

Die Persönlichkeit, mit der dieser junge Mann diskutierte, war etwa 40 Jahre alt und offenbar dem Schlagfluß geweiht: darauf deutete ein dicker Kopf, der ihm unmittelbar und ohne den Übergang eines Halses zwischen den Schultern saß. Auf seiner gedrückten Stirn, in die eine kleine schwarze Kappe herabreichte, stand in Majuskeln das Wort Idiotismus geschrieben. Er hieß Herr Mouton und war Angestellter der Bürgermeisterei des IV. Arrondissements, wo er das Sterberegister führte.

„Herr Rodolphe!" rief er mit dem Organ eines Eunuchen, indem er den jungen Mann, den er an einem Knopf seines Rockes gefaßt hielt, schüttelte, „soll ich Ihnen meine Meinung

sagen? Nun, alle Zeitungen, das nutzt zu nichts. Sehn Sie, mir scheint die Sache so: Ich bin Familienvater, ich, nicht? . . . gut . . . Ich geh' ins Café, um meine Partie Domino zu spielen. Folgen Sie meinem Gedankengang." „Nur weiter, weiter," sagte Rodolphe. „Nun," fuhr Vater Mouton fort, indem er jeden Satz durch einen Faustschlag skandierte, so daß die Seidel und Gläser auf dem Tische sprangen. „Nun, ich stoße auf die Zeitungen, gut . . . Was seh' ich da? Der eine sagt weiß, der andere sagt schwarz, Kikakel, Kakelkikel. Was geht das mich an! Ich bin ein guter Familienvater, und ich komme hierher, um . . ." „Ihre Partie Domino zu spielen," sagte Rodolphe. „Jeden Abend," fuhr Herr Mouton fort. „Nun, mir scheint die Sache so: Sie verstehen . . ." „Vollkommen!" sagte Rodolphe. „Ich lese einen Artikel, der nicht meiner Meinung ist. Ich werde wütend, und das zehrt mir am Blut, denn sehen Sie, Herr Rodolphe, alle Zeitungen sind Lügereien. Ja, Lügereien!" brüllte er in seinem spitzesten Falsett, „und die Journalisten sind Räuber, Skribenten." „Immerhin, Herr Mouton . . ." „Ja, Räuber," fuhr der Angestellte fort. „Sie sind schuld an allem Unglück der ganzen Welt; sie haben die Revolution gemacht und die Assignaten; Beweis: Murat." „Verzeihung," sagte Rodolphe, „Sie meinen Marat." „Aber nein, aber nein," erwiderte Herr Mouton; „Murat! ich hab' doch sein Begräbnis gesehen, als ich klein war..." „Ich versichere Sie." „Und sogar ein Stück, das man im Zirkus gespielt hat . . . So!" „Nun, ganz recht," sagte Rodolphe; „es ist Murat." „Aber was sage ich Ihnen seit einer Stunde?" rief der hartnäckige Mouton. „Murat, der in einem Keller arbeitete, was! Nun, mir scheint die Sache so. Haben die Bourbonen nicht gut daran getan, ihn hinrichten zu lassen, da er einen Verrat begangen hatte?" „Wen? hinrichten lassen? Verrat! was!" rief Rodolphe aus, indem er nun seinerseits Herrn Mouton am Knopf seines Gehrocks faßte. „Nun, Marat." „Aber nein, aber nein, Herr Mouton, Murat. Verstehen wir uns, zum Teufel!" „Sicherlich. Marat, eine Canaille. Er hat 1815 den Kaiser verraten. Deshalb sage ich, alle Zeitungen sind sich gleich," fuhr Herr Mouton fort und kam auf den Kernpunkt dessen, was er eine Auseinandersetzung nannte. „Wissen Sie, was ich möchte, ich, Herr Rodolphe? Nun, mir scheint die Sache so . . . Ich möchte eine gute Zeitung . . . Ah! keine große . . . eine

gute! eine, die keine Phrasen macht .. So.“ „Sie sind anspruchsvoll,“ unterbrach ihn Rodolphe. „Eine Zeitung ohne Phrasen!“ „Nun, ja; folgen Sie meinem Gedankengang.“ „Ich versuche es.“ „Eine Zeitung, die ganz einfach vom Befinden des Königs und von den Gütern der Erde berichtet. Denn schließlich, wozu dient das, all Ihre Blätter, wenn man nichts davon versteht? Mir scheint die Sache so: Ich, ich bin auf der Bürgermeisterei, nicht wahr? Ich führe mein Register, gut! Nun, das ist, als wollte mir einer sagen: Herr Mouton, Sie verzeichnen die Sterbefälle, nun, tun Sie dies, tun Sie das. Nun, was! das? was! das? was! das? Nun, die Zeitungen, das ist ebenso!“ Damit schloß er seine Rede.

„Offenbar,“ sagte ein Nachbar, der ihn verstanden hatte. Und nachdem Herr Mouton die Glückwünsche einiger Stammgäste entgegengenommen hatte, die seine Ansichten teilten, nahm er seine Partie Domino wieder auf. „Ich hab' ihn auf seinen Platz verwiesen,“ sagte er, indem er auf Rodolphe deutete, der sich gewendet und zu Schaunard und Colline an den gleichen Tisch gesetzt hatte.

„Was für ein Dummkopf!“ sagte dieser zu den jungen Leuten, indem er auf den Schreiber wies. „Er hat einen guten Kopf mit seinen Wagenklappen von Wimpern und seinen Lottosteinen von Augen,“ sagte Schaunard, indem er einen wundervoll angerauchten Nasenwärmer aus der Tasche zog. „Bei Gott! Mein Herr,“ sagte Rodolphe. „Sie haben da eine recht hübsche Pfeife.“ „O! ich habe eine noch schönere, wenn ich die Gesellschaft besuche,“ erwiderte Schaunard nachlässig. „Geben Sie mir doch etwas Tabak, Colline.“ „O weh!“ rief der Philosoph, „ich habe keinen mehr bei mir.“ „Erlauben Sie mir, Ihnen anzubieten,“ sagte Rodolphe, zog ein Paket Tabak aus der Tasche und legte es auf den Tisch.

Diese Gefälligkeit glaubte Colline beantworten zu müssen, indem er zu einer Runde einlud.

Rodolphe nahm sie an. Die Unterhaltung kam auf die Literatur. Rodolphe, über den von seinem Rock schon verratenen Beruf befragt, gestand seine Beziehungen zu den Musen und bestellte eine zweite Runde. Als der Kellner die Flasche mit fortnehmen wollte, bat Schaunard ihn, sie freundlichst vergessen zu wollen. Er hatte in einer der Taschen Collines das silberne Duett zweier Fünffrankenstücke klingeln hören. Rodolphe hatte das Expansionsniveau, auf dem die beiden

Freunde standen, bald erreicht und machte ihnen nun seinerseits vertrauliche Geständnisse.

Ohne Zweifel hätten sie die Nacht im Café verbracht, wenn man sie nicht gebeten hätte, sich zurückzuziehen. Sie hatten noch keine zehn Schritte auf der Straße getan — und dazu hatten sie eine halbe Stunde gebraucht — als sie von strömendem Regen überrascht wurden. Colline und Rodolphe wohnten an den beiden entgegengesetzten Enden von Paris, der eine auf der Ile-Saint-Louis und der andere in Montmartre.

Schaunard, der vollständig vergessen hatte, daß er ohne Wohnung war, bot ihnen Gastfreundschaft an. „Kommen Sie zu mir," sagte er, „ich wohne hier in der Nähe; wir bringen die Nacht hin, indem wir über die Literatur und die schönen Künste plaudern." „Du wirst Musik machen, und Rodolphe wird uns einige seiner Gedichte rezitieren," sagte Colline. „Meiner Treu, ja," fügte Schaunard hinzu, „man muß lachen, wir leben nur einmal in der Welt."

Vor seinem Hause, das Schaunard nur mit einiger Mühe erkannte, setzte er sich einen Augenblick auf einen Prellstein und wartete auf Rodolphe und Colline. Sie waren in eine noch offene Weinstube getreten, um die Grundelemente eines Soupers zu kaufen. Als sie kamen, klopfte Schaunard mehrmals an die Tür, denn er entsann sich dunkel, daß der Portier die Gewohnheit hatte, ihn warten zu lassen. Endlich tat die Tür sich auf, und der Vater Durand, versunken in die Wonnen des ersten Schlafs, ließ sich ohne einen Gedanken daran, daß Schaunard nicht mehr sein Mieter war, keineswegs stören, als dieser ihm durch das Klappfenster seinen Namen zugerufen hatte.

Als sie alle drei oben auf der Treppe anlangten, deren Ersteigung so langwierig wie schwierig gewesen war, stieß Schaunard, der vorausging, einen Ruf des Staunens aus, denn er fand den Schlüssel in der Tür seines Zimmers vor. „Was ist?" fragte Rodolphe. „Ich versteh' es nicht!" murmelte er, „da steckt der Schlüssel in der Tür, und ich habe ihn doch heute morgen mitgenommen! Ah! wir werden ja sehen. Ich habe ihn in die Tasche gesteckt. Eh! bei Gott! da ist er noch!" rief er und zeigte den Schlüssel. „Das ist Magie!" „Phantasmagorie," sagte Colline. „Phantasie," fügte Rodolphe hinzu. „Aber," fuhr Schaunard fort, und seine Stimme verriet beginnendes Entsetzen: „hören Sie?" „Was?" „Was?" „Mein

Piano, das spielt ganz von selber, c, a, c, d, c, a, fis, g, d, das elende d! immer ist es falsch!" „Aber ohne Zweifel ist das nicht bei Ihnen," sagte Rodolphe und flüsterte Colline, auf den er sich schwer stützte, leise ins Ohr: „Er ist betrunken." „Ich glaube es auch. Zunächst ist es kein Piano, es ist eine Flöte." „Aber Sie auch, Sie sind auch betrunken, mein Lieber," antwortete der Dichter dem Philosophen, der sich auf den Flur gesetzt hatte. „Es ist eine Violine." „Eine Vio . . . Pah! Sag' doch, Schaunard," stammelte Colline, indem er seinen Freund an den Beinen zog, „das ist gut! der Herr da behauptet, es ist eine Vio . . ." „Alle Wetter!" rief Schaunard im höchsten Schrecken, „mein Piano spielt immer noch; das ist Magie." „Phantasma . . . gorie", brüllte Colline, indem er eine der Flaschen, die er in der Hand hielt, fallen ließ. „Phantasie," kläffte Rodolphe seinerseits hinterdrein.

Mitten in diesem Durcheinander tat sich plötzlich die Tür des Zimmers auf, und auf der Schwelle erschien eine Persönlichkeit, die einen dreiarmigen Leuchter mit brennenden rosa Wachskerzen in der Hand hielt. „Was wünschen Sie, meine Herren?" fragte er, indem er die drei Freunde höflich grüßte. „Ah! Himmel, was habe ich angerichtet? Ich habe mich getäuscht; hier ist meine Wohnung nicht," rief Schaunard. „Mein Herr," fügten Colline und Rodolphe hinzu, indem sie sich an die Persönlichkeit wandten, die ihnen geöffnet hatte: „entschuldigen Sie bitte meinen Freund; er ist vollständig betrunken."

Plötzlich durchdrang ein Blitz der Helle Schaunards Rausch; er hatte auf seiner Tür eine mit Spanisch-Weiß darauf geschriebene Zeile erblickt:

Dreimal kam ich hierher, mir mein Geschenk zu holen.
Euphemia.

„Aber doch, aber doch, wahrhaftig, ich bin zu Hause!" rief er aus; „da ist noch die Visitenkarte zu lesen, die mir Euphemia am Neujahrstag gebracht hat: es ist doch meine Tür!" „Mein Gott! Mein Herr," sagte Rodolphe, „mir ist wahrhaftig wirr." „Glauben Sie, mein Herr," fügte Colline hinzu, „daß ich meinerseits tätig an der Verwirrung meines Freundes mitarbeite." Der junge Mann konnte sich nicht enthalten zu lachen. „Wenn Sie einen Moment bei mir ein-

treten wollen," erwiderte er, „so wird ihr Freund, wenn er das Zimmer gesehen hat, ohne Zweifel seinen Irrtum erkennen."
„Gern."

Und der Dichter und der Philosoph faßten Schaunard je an einem Arm und führten ihn in Marcels Zimmer, oder vielmehr in den Palast, den man zweifellos bereits wiedererkannt hat.

Schaunard blickte unsicher um sich und murmelte: „Es ist erstaunlich, wieviel schöner mein Wohnsitz geworden ist!"
„Nun, bist du jetzt überzeugt?" fragte Colline.

Aber Schaunard hatte das Piano bemerkt, trat hin und [illegible]lte ein paar Läufer. „He, ihr da, hört nur das an," rief [illegible], indem er Akkorde erklingen ließ . . . . „bei Gott! Das Tier hat seinen Herrn erkannt: fis, a, g, fis, e, d! Ah! das elende d! du bleibst dir immer gleich, du! Ich sagte doch, es ist mein Instrument." „Er bleibt dabei," sagte Colline zu Rodolphe. „Er bleibt dabei," wiederholte Rodolphe für Marcel. „Und das da," fügte Schaunard hinzu, indem er auf den sternenbesäten Unterrock zeigte, der auf einem Stuhl lag, „das ist vielleicht auch nicht mein Zierat! was?"

Und er blickte Marcel unter die Nase. „Und das," fuhr er fort, indem er die gerichtliche Kündigung, von der weiter oben die Rede war, von der Wand nahm. Und er begann zu lesen: „Demgemäß wird Herr Schaunard gehalten sein, die Zimmer zu räumen und sie in gutem Stand zur Wiedervermietung abzutreten, am achten April, vor 12 Uhr mittags. Und ich habe ihm gegenwärtigen Befehl, dessen Kosten fünf Franken betragen, eingehändigt." „Ah! ah! also bin ich nicht Herr Schaunard, dem man durch den Gerichtsdiener kündigt, und zwar mit den Ehren des Stempels, dessen Kosten fünf Franken betragen? Und dann das," fuhr er fort, als er an Marcels Füßen seine Pantoffeln erkannte, „das sind wohl nicht meine Babuschen, das Geschenk einer teuren Hand? An Ihnen ist es, mein Herr," sagte er zu Marcel, „Ihre Anwesenheit bei meinen Laren zu erklären."

„Meine Herren," antwortete Marcel, indem er sich insbesondere an Colline und Rodolphe wandte, „der Herr hier," und er zeigte auf Schaunard, „der Herr ist hier zu Hause, ich gebe es zu." „Ah!" rief Schaunard, „ein Glück!" „Aber," fuhr Marcel fort, „ich bin auch hier zu Hause." „Indessen, mein Herr," unterbrach Rodolphe, „wenn unser Freund . . ."

„Ja," fuhr Colline fort, „wenn unser Freund . . ." „Und wenn Sie Ihrerseits sich entsinnen . . ." fügte Rodolphe bei, „wie kommt es da . . ." „Ja," nahm Colline als Echo auf, „wie kommt es da . . ." „Wollen Sie Platz nehmen, meine Herren," entgegnete Marcel, „ich werde Ihnen das Geheimnis aufklären." „Wenn wir die Aufklärung begössen?" warf Colline hin. „Indem wir ein Brot brächen," fügte Rodolphe hinzu.

Die vier jungen Leute setzten sich an den Tisch und begannen den Sturm auf ein Stück kalten Kalbsbratens, das der Weinhändler ihnen abgetreten hatte.

Dann setzte Marcel auseinander, was morgens zwischen ihm und dem Hausbesitzer vorgefallen war, als er kam, um einzuziehen. „Also," sagte Rodolphe, „hat der Herr ganz recht, wir sind bei ihm." „Sie sind zu Hause," sagte Marcel höflich.

Aber es bedurfte einer ungeheuren Arbeit, um Schaunard begreiflich zu machen, was vorgegangen war. Ein komischer Zwischenfall komplizierte die Situation noch. Als Schaunard etwas in einem Büfett suchen wollte, entdeckte er das Kleingeld der fünfhundert Franken, die Marcel morgens bei Herrn Bernard gewechselt hatte. „Ah! ich wußte es doch!" rief er aus, „daß mich der Zufall nicht im Stich lassen würde! Jetzt entsinne ich mich . . . ich war heute morgen ausgegangen, um ihm nachzulaufen. Wegen der Miete wird er in meiner Abwesenheit gekommen sein. Wir haben uns ganz einfach gekreuzt. Wie gut ich daran tat, den Schlüssel auf meinem Schubfach zu lassen!" „Süßer Wahn!" murmelte Rodolphe, als er sah, wie Schaunard die Münzen in gleichen Säulchen aufbaute. „Traum, Lüge, das ist das Leben," fügte der Philosoph hinzu.

Marcel lachte.

Eine Stunde darauf waren alle vier eingeschlafen.

Am nächsten Tage erwachten sie gegen Mittag, und sie schienen zunächst sehr erstaunt, sich beisammen zu finden. Es sah nicht danach aus, als erkennten Schaunard, Colline und Rodolphe sich wieder, und sie nannten sich ‚Herr'. Marcel mußte sie erst daran erinnern, daß sie abends zusammen gekommen waren.

In diesem Moment trat der Vater Durand ins Zimmer. „Mein Herr," sagte er zu Marcel, „heute ist der neunte

April eintausendachthundertzweiundvierzig, in den Straßen liegt Schmutz, und S. M. Louis-Philippe ist immer noch König von Frankreich und Navarra. Sieh da!" rief der Vater Durand aus, als er seinen früheren Mieter bemerkte, „Herr Schaunard! Wie kommen Sie denn hierher?" „Mit dem Telegraphen," erwiderte Schaunard. „Aber sagen Sie doch," erwiderte der Portier, „Sie treiben immer noch Possen, Sie . . ." „Durand," unterbrach Marcel seine Rede „ich liebe es nicht, wenn sich die Livree in meine Unterhaltung mischt; Sie werden ins nächste Restaurant gehen und für vier Personen Frühstück bringen lassen. Hier ist die Karte," fügte er hinzu, indem er ihm einen Zettel gab, auf den er das Menü geschrieben hatte. Gehen Sie. Meine Herren," sagte Marcel zu den drei jungen Leuten, „Sie haben mich gestern abend zum Souper eingeladen, erlauben Sie mir, Sie heute morgen zum Frühstück einzuladen, freilich nicht bei mir, sondern bei Ihnen," fügte er hinzu, indem er Schaunard die Hand hinhielt.

Am Schluß des Frühstücks bat Rodolphe ums Wort. „Meine Herren," sagte er, „erlauben Sie mir, Sie zu verlassen . . ." „O, nein!" sagte Schaunard gefühlvoll, „wir wollen uns nie mehr verlassen." „Das ist wahr, es ist sehr hübsch hier," fügte Colline hinzu. „Sie auf einen Augenblick zu verlassen," fuhr Rodolphe fort; „morgen erscheint die Schärpe der Iris, ein Modejournal, dessen Chefredakteur ich bin; ich muß meine Korrekturen lesen; in einer Stunde bin ich wieder da." „Teufel!" sagte Colline, „dabei fällt mir ein, daß ich einem indischen Prinzen, der nach Paris gekommen ist, um arabisch zu lernen, eine Stunde zu geben habe." „Sie gehen morgen," sagte Marcel. „O nein!" antwortete der Philosoph, „der Prinz soll mich heute bezahlen. Und dann will ich gestehen, dieser schöne Tag wäre mir verdorben, wenn ich nicht eine kleine Runde auf dem Büchermarkt machte." „Aber du kommst zurück?" fragte Schaunard. „Mit der Geschwindigkeit eines von sicherer Hand geschossenen Pfeiles," erwiderte der Philosoph, der die exzentrischen Bilder liebte.

Und er ging mit Rodolphe hinaus.

„Wahrhaftig," sagte Schaunard, als er mit Marcel allein geblieben war, „wenn ich, statt mich auf dem Kissen des dolce far niente zu verzärteln, ausginge und ein wenig Gold

aufspürte, um Herrn Bernards Habgier zu stillen?“ „Aber,“ sagte Marcel besorgt, „Sie gedenken also immer noch auszuziehen?“ „Teufel!“ erwiderte Schaunard, „ich muß wohl, da ich vom Gerichtsvollzieher Kündigung habe. Kosten fünf Franken.“ „Aber,“ fuhr Marcel fort, „wenn Sie ausziehen, werden Sie da Ihre Möbel mitnehmen?“ „Die Absicht habe ich; kein Haar werde ich hierlassen, wie Herr Bernard sagt.“ „Verdammt! das kommt mir in die Quere,“ rief Marcel, „denn ich habe Ihr Zimmer möbliert gemietet.“ „Sieh da! das ist wahr, freilich!“ entgegnete Schaunard. „Ach was!“ fügte er melancholisch hinzu, „noch ist nicht bewiesen, daß ich heute oder morgen oder später die fünfundsiebzig Franken finden werde.“ „Aber warten Sie,“ rief Marcel aus, „ich habe eine Idee!“ „Zeigen Sie her,“ sagte Schaunard. „Die Sache liegt so: rechtlich gehört diese Wohnung mir, da ich einen Monat voraus bezahlt habe.“ „Die Wohnung, ja; aber die Möbel nehme ich, wenn ich bezahle, rechtgemäß mit; und wäre es möglich, so nähme ich sie sogar außerrechtlich mit,“ sagte Schaunard. „Also,“ fuhr Marcel fort, „Sie haben Möbel und keine Wohnung, und ich habe Wohnung und keine Möbel.“ „Ganz recht,“ sagte Schaunard. „Mir gefällt die Wohnung hier,“ erwiderte Marcel. „Und mir erst!“ fügte Schaunard hinzu. „Nie hat sie mir besser gefallen.“ „Nun, das können wir ordnen,“ erwiderte Marcel. „Bleiben Sie bei mir, ich liefere die Wohnung, Sie liefern die Möbel.“ „Und die Miete?“ fragte Schaunard. „Da ich heute Geld habe, so zahle ich; das nächstemal sind Sie an der Reihe. Überlegen Sie.“ „Ich überlege nie, besonders dann nicht, wenn man mir einen Vorschlag macht, der mir angenehm ist; ich nehme sofort an: die Malerei und die Musik sind ja auch Schwestern.“ „Schwägerinnen,“ sagte Marcel.

In diesem Moment traten Colline und Rodolphe ein; sie hatten sich getroffen.

Marcel und Schaunard machten ihnen von ihrem Vertrag Mitteilung. „Meine Herren,“ rief Rodolphe, indem er seine Tasche erklingen ließ, „ich lade die Gesellschaft zum Diner ein.“ „Das wollte ich mir gerade zu tun die Ehre geben,“ sagte Colline, indem er ein Goldstück aus der Tasche zog und es sich ins Auge klemmte. „Dies hat mir mein Prinz gegeben, um eine hindostanisch-arabische Grammatik zu kaufen, ich habe sie eben für sechs Sous baar erstanden.“ „Und ich,“

sagte Rodolphe, „ich habe mir vom Kassierer der Schärpe der Iris unter dem Vorwand, ich müsse mich impfen lassen, dreißig Franken Vorschuß erbeten.“ „Es ist also ein Tag der Einnahmen,“ sagte Schaunard, „nur ich habe noch kein Handgeld erhalten, das ist demütigend.“ „Inzwischen,“ nahm Rodolphe wieder auf, „erhalte ich meine Einladung zum Diner aufrecht.“ „Und ich die meine,“ sagte Colline. „Nun,“ sagte Rodolphe, „wir wollen ein Geldstück werfen und sehen, wer bezahlen soll.“ „Nein,“ rief Schaunard, „ich weiß etwas Besseres, etwas unendlich viel Besseres, um euch aus der Verlegenheit zu ziehen.“ „Laß sehen.“ „Rodolphe zahlt das Diner, und Colline lädt zum Souper ein.“ „Das nenne ich salomonische Rechtsprechung,“ rief der Philosoph. „Es ist schlimmer als Gamaches Schlemmerei,“ fügte Marcel hinzu.

Das Diner fand in einem provenzalischen Restaurant der Rue Dauphine statt, berühmt durch seine literarischen Kellner und sein ayoli. Da man für das Souper Raum lassen mußte, aß und trank man mäßig. Die am Abend vorher zwischen Colline und Schaunard und später mit Marcel angeknüpfte Bekanntschaft wurde intimer; jeder der vier jungen Leute hißte die Fahne seiner Anschauung in der Kunst; alle vier erkannten, daß sie den gleichen Mut besaßen und dieselbe Hoffnung hatten. Beim Plaudern und Diskutieren bemerkten sie, daß sie gemeinsame Sympathien hegten, daß sie alle im Geist dasselbe Geschick der komischen Fechtkunst besaßen, die heiter macht, ohne zu verwunden, und daß all die schönen Kräfte der Jugend in ihrem Herzen keine Leere gelassen hatten: es war leicht durch den Anblick oder den Bericht von etwas Schönem in Bewegung zu bringen. Alle vier waren vom selben Punkt ausgegangen und strebten nach demselben Ziel, und so meinten sie, in ihrer Vereinigung zeige sich mehr als das banale Quiproquo des Zufalls, und es könne ganz wohl die Vorsehung sein, die natürliche Schützerin der Verlassenen, die ihnen so die Hand in die Hand legte und ihnen ganz leise den evangelischen Spruch ins Ohr hauchte, der der Menschheit einziges Gesetz sein sollte: „Helft und liebt einander.“

Am Schluß des Mahls, das mit einem gewissen Ernst zu Ende ging, stand Rodolphe auf, um einen Toast auf die Zukunft auszubringen, und Colline antwortete ihm mit einer kleinen Rede, die keinem Schmöker entnommen war, mit

keinem Punkt zum schönen Stil gehörte und ganz einfach den schönen Dialekt der Naivität sprach, der so gut verständlich macht, was er so schlecht ausdrückt.

„Ist dieser Philosoph dumm!“ murmelte Schaunard, der die Nase ins Glas gesteckt hatte: „da zwingt er mich, Wasser in meinen Wein zu tun!“

Nach dem Diner ging man zum Kaffee zu Momus, bei dem man am Tage zuvor schon den Abend verbracht hatte. Von diesem Tage an wurde das Etablissement für die anderen Stammgäste unbewohnbar.

Nach dem Kaffee und den Likörs kehrte der Bohemebund, definitiv begründet, in Marcels Wohnung zurück, die den Namen „Schaunards Elysium“ erhielt. Während Colline ausging und das versprochene Souper bestellte, verschafften die anderen sich Petarden, Raketen und ähnliche Feuerwerkskörper; und ehe man sich zu Tisch setzte, brannte man aus den Fenstern heraus ein prachtvolles Feuerwerk ab, das das ganze Haus in Aufregung brachte, und währenddessen die vier Freunde aus Leibeskräften sangen:

Feiern, feiern, feiern laßt uns diesen schönen Tag!

Am folgenden Morgen sahen sie sich von neuem beisammen, aber diesmal, ohne darüber verwundert zu sein. Ehe sie einzeln an ihre Angelegenheiten gingen, frühstückten sie gemeinsam frugal im Kaffee [illegible]mus, wo sie sich auf den Abend Rendezvous gaben, und [illegible] man sie hinfort lange Zeit beharrlich jeden Tag wiedersehen konnte. —

Das sind die wichtigsten Figuren, die man in den kleinen Geschichten wird wieder auftreten sehen, aus denen dieser Band besteht — denn er ist kein Roman; die Szenen aus dem Bohemeleben sind Sittenstudien, deren Helden einer bisher falsch beurteilten Klasse angehören: denn ihr einziger Fehler ist die Unordnung, und auch da können sie noch als Entschuldigung anführen, daß eben diese Unordnung eine Notwendigkeit ist, die ihnen das Leben auferlegt.

II. EIN GESANDTER DER VORSEHUNG.

Schaunard und Marcel, die sich schon am frühen Morgen wacker an die Arbeit gemacht hatten, stellten ihre Tätigkeit

plötzlich ein. „Potztausend! hab' ich Hunger!" sagte Schaunard; und er fügte nachlässig hinzu: „Frühstückt man heute gar nicht?"

Marcel schien über diese Frage sehr erstaunt zu sein, denn sie kam ungelegener als je. „Seit wann frühstückt man zwei Tage nacheinander?" sagte er. „Gestern war Donnerstag."

Und er ergänzte seine Antwort, indem er mit seinem Malstock auf folgendes Kirchengebot wies:

„Freitag Fleisch nicht essen sollst,
Noch was ihm sonst ähnlich sieht."

Schaunard fand nichts zu entgegnen und machte sich wieder an sein Gemälde; es stellte eine Ebene dar, auf der ein roter und ein blauer Baum wohnten, die sich kräftig die Zweige drückten: eine durchsichtige Anspielung auf die sanften Gefühle der Freundschaft, die denn in der Tat sehr philosophisch war.

In diesem Augenblick klopfte der Portier an die Tür. Er brachte einen Brief für Marcel. „Das macht drei Sous," sagte er. „Sie sind sicher?" erwiderte der Künstler. „Gut, bleiben Sie sie uns schuldig."

Und er schloß ihm die Tür vor der Nase.

Marcel hatte den Brief genommen und brach das Siegel. Gleich nach den ersten Worten begann er im Atelier Akrobatensprünge auszuführen und stimmte folgende berühmte Romanze an, die bei ihm auf die Höhe des Frohlockens deutete:

Waren vier junge Leute aus dem Quartier,
Sie waren alle vier krank;
Man brachte sie ins Krankenhaus
O! o! o! o! o! o!

„Nun, ja," sagte Schaunard und fuhr fort:

Man steckte sie all' in ein großes Bett
Zwei oben und zwei am Fuß.

„Das wissen wir."

Marcel nahm auf:

Und kam eine kleine Schwester an,
Au! au! au! au! au! au!

„Wenn du nicht still bist," sagte Schaunard, der schon die Symptome der Geisteszerrüttung spürte, „so spiele ich dir das Allegro aus meiner Symphonie über ‚den Einfluß des Blauen in den Künsten' vor."

Und er trat an sein Piano.

Diese Drohung wirkte wie ein Tropfen kalten Wassers, der in eine kochende Flüssigkeit fällt: Marcel wurde wie durch Zauber ruhig. „Also!" sagte er und reichte seinem Freund den Brief. „Lies."

Es war eine Einladung zum Diner; sie kam von einem Deputierten, einem aufgeklärten Beschützer der Künste und insbesondere Marcels, denn dieser hatte ihm sein Landhaus gemalt. „Das ist für heute," sagte Schaunard; „unglücklicherweise ist das Billett nicht für zwei Personen. Aber freilich, da fällt mir ein, dein Deputierter ist Ministerieller; du kannst, du darfst nicht annehmen: deine Prinzipien verbieten dir, Brot zu essen, das in den Schweiß des Volkes getaucht ist." „Bah!" sagte Marcel, „mein Deputierter ist linkes Zentrum; er hat neulich gegen die Regierung gestimmt. Übrigens muß er mir einen Auftrag verschaffen, und er hat mir versprochen, mich in die Gesellschaft einzuführen; und dann, siehst du, es mag noch so sehr Freitag sein, ich fühle mich von Ugolinoscher Gier verzehrt, und ich will heute dinieren, also!" „Es sind noch andere Hindernisse vorhanden," erwiderte Schaunard, der nicht umhin konnte, auf das gute Glück, das seinem Freunde zufiel, eifersüchtig zu sein. „Du kannst nicht in roter Bluse und Lastträgermütze zum Diner in die Stadt gehn." „Ich werde mir von Rodolphe und Colline etwas leihen." „Unsinniger Jüngling! Vergißt du, daß wir den zwanzigsten des Monats hinter uns haben, und daß um diese Zeit die Röcke besagter Herren vernagelt und übervernagelt sind?" „Ich werde doch bis fünf Uhr wenigstens einen schwarzen Rock finden!" sagte Marcel. „Ich habe drei Wochen dazu gebraucht, als ich zur Hochzeit meines Vetters ging; und das war Anfang Januar!" „Nun, dann geh' ich so," erwiderte Marcel, indem er mit großen Schritten hin und her ging. „Mich soll auch nicht eine elende Etikettenfrage hindern, meinen ersten Schritt in die Gesellschaft zu tun!" „Da fällt mir ein," unterbrach ihn Schaunard, dem es viel Vergnügen machte, seinen Freund zu quälen, „und Stiefel?"

Marcel ging in einem Zustand der Aufregung davon, der

sich unmöglich beschreiben läßt. Nach zwei Stunden kam er, mit einem Kragen beladen, zurück. „Das ist alles, was ich habe finden können," sagte er jämmerlich. „Um so wenig so lange zu laufen, lohnte der Mühe nicht," antwortete Schaunard, „hier ist Papier genug, um ein Dutzend Kragen zu schneiden." „Aber," sagte Marcel, indem er sich die Haare raufte, „wir müssen doch noch Sachen haben, zum Teufel!"

Und er begann in allen Winkeln der beiden Zimmer eine Haussuchung.

Nach einer Stunde hatte er ein folgendermaßen zusammengesetztes Kostüm zustande gebracht:

eine schottische Hose,
einen grauen Hut,
eine rote Krawatte,
einen ehedem weißen Handschuh,
einen schwarzen Handschuh.

„Das macht im Notfall zwei schwarze Handschuhe," sagte Schaunard. „Aber wenn du angezogen bist, wirst du aussehen wie das Sonnenspektrum. Schließlich, wenn man Kolorist ist!"

Unterdessen probierte Marcel die Stiefel an. Verhängnis! Sie waren beide vom selben Fuß! Da fiel dem verzweifelten Künstler in einer Ecke ein alter Stiefel ein, in den man die verbrauchten Tuben tat. Er griff ihn auf. „Vom Regen in die Traufe", sagte sein ironischer Gefährte, „der eine ist spitz, der andere breit." „Das sieht man nicht, ich werde sie lackieren." „Das ist ein Gedanke! also fehlt dir nur noch der obligate Rock." „O!" sagte Marcel, indem er sich auf die Finger biß, „ich gäbe zehn Jahre meines Lebens und meine rechte Hand her, wenn ich einen hätte, siehst du."

Sie hörten, wie es von neuem an die Tür klopfte. Marcel machte auf. „Herr Schaunard?" fragte ein Fremder, der auf der Schwelle stehen blieb. „Der bin ich," antwortete der Maler, indem er den Fremden einlud, näherzutreten. „Mein Herr," sagte der Unbekannte, eins jener ehrlichen Gesichter, wie sie der Typus des Provinzialen sind, „mein Vetter hat mir viel von Ihrem Talent fürs Porträt gesprochen; und da ich im Begriff stehe, eine Reise in die Kolonien anzutreten, wohin mich die Raffineure der Stadt Nantes entsenden, so möchte ich meiner Familie ein Andenken hinterlassen. Daher habe ich Sie aufgesucht." „O heilige Vorsehung! . . ." murmelte Schaunard. „Marcel, gib dem Herrn einen Stuhl.

Herr . . ." „Blancheron," ergänzte der Fremde; „Blancheron aus Nantes, Delegierter der Zuckerindustrie, ehemaliger Bürgermeister von V . . ., Hauptmann der Nationalgarde und Verfasser einer Broschüre über die Zuckerfrage." „Es ist eine hohe Ehre für mich, daß Sie mich gewählt haben," sagte der Künstler, indem er sich vor dem Delegierten der Zuckersieder verneigte. „Wie wünschen Sie Ihr Porträt zu haben?"

„In Miniatur, so," erwiderte Herr Blancheron, indem er auf ein Ölporträt zeigte; denn für den Delegierten war wie für viele andere außer dem Hausanstreichen jede Malerei Miniatur; ein Mittelding war nicht vorhanden.

Diese Naivität verriet Schaunard, wes Geistes Kind der Biedermann war, mit dem er zu tun hatte, insbesondere, als dieser hinzufügte, er wünsche, sein Porträt solle mit feinen Farben gemalt werden. „Andere verwende ich nie," sagte Schaunard. „In welcher Größe wünscht der Herr sein Porträt?" „So groß," erwiderte Herr Blancheron und zeigte auf eine Leinwand. „Aber wie teuer kommt das?" „Fünfzig bis sechzig Franken; fünfzig ohne die Hände, sechzig mit." „Teufel! mein Vetter sprach mir von dreißig Franken." „Das kommt auf die Saison an;" sagte der Maler; „um bestimmte Zeiten sind die Farben viel teurer." „Sieh da, wie beim Zucker." „Genau so." „Also sagen wir fünfzig Franken," fuhr Herr Blancheron fort. „Sie tun unrecht; für zehn Franken mehr hätten Sie auch die Hände, und ich gäbe Ihnen die Broschüre über die Zuckerfrage hinein, das wäre schmeichelhaft." „Meiner Treu, da haben Sie recht." „Potztausend!" sagte Schaunard zu sich selber, „wenn er so fortfährt, platze ich noch heraus und verletze ihn mit einem meiner Bisse." „Hast du bemerkt?" flüsterte ihm Marcel ins Ohr. „Was?" „Er hat einen schwarzen Rock." „Ich verstehe und ich mache es schon. Laß mich nur." „Nun, mein Herr," sagte der Delegierte, „wann fangen wir an? Es dürfte nicht mehr lange dauern, denn ich reise nächstens ab." „Ich habe selber auch eine kleine Reise zu machen; übermorgen verlasse ich Paris. Wenn Sie also wollen, fangen wir sofort an. Eine tüchtige Sitzung bringt die Arbeit vorwärts." „Aber es wird bald dunkel, und bei Licht kann man nicht malen," wandte Herr Blancheron ein. „Mein Atelier ist so eingerichtet, daß man jederzeit darin arbeiten kann . . ." erwiderte der Maler. „Wenn Sie also Ihren Rock ablegen und die Pose einnehmen wollen,

so können wir gleich beginnen. „Meinen Rock ablegen? Wozu?“ „Sagten Sie nicht, das Bild sei für Ihre Familie bestimmt?“ „Gewiß.“ „Nun, dann müssen Sie in Ihrem Interieurkostüm dargestellt werden, im Schlafrock. Das ist übrigens so Sitte.“ „Aber ich habe keinen Schlafrock bei mir.“ „Aber ich habe einen. Der Fall ist vorgesehen,“ sagte Schaunard und bot seinem Modell einen Lumpen an, der ganz mit Farbflecken übersät war, so daß der ehrliche Provinziale einen Augenblick zögerte. „Das ist ein etwas merkwürdiges Kleidungstück,“ sagte er. „Und ein kostbares,“ entgegnete der Maler. „Ein türkischer Vezier hat es Horace Vernet zum Geschenk gemacht, und der hat es mir gegeben. Ich bin sein Schüler.“ „Sie sind ein Schüler Vernets?“ sagte Blancheron. „Jawohl, mein Herr, ich rühme mich dessen. Grauen!“ murmelte er in sich hinein, „ich verleugne meine Götter.“ „Da haben Sie Grund, junger Mann,“ erwiderte der Delegierte, indem er den Schlafrock so edlen Ursprungs anzog.

„Hänge den Rock des Herrn an den Kleiderhalter,“ sagte Schaunard mit bedeutsamem Augenzwinkern zu seinem Freunde. „Sag' doch,“ flüsterte Marcel, indem er seine Beute ergriff und auf Blancheron deutete, „der ist gut! Wenn du einen Bissen von ihm dabehalten könntest?“ „Ich will es versuchen! Aber darauf kommt es nicht an, mach' schnell Toilette und fort. Sei um zehn zurück, bis dahin halte ich ihn fest. Vor allem bringe mir etwas in deinen Taschen mit.“ „Ich bringe dir eine Ananas mit,“ sagte Marcel, indem er davonschlüpfte.

Er zog sich eiligst an. Der Rock saß ihm wie ein Handschuh. Dann ging er durch die zweite Tür des Ateliers hinaus.

Schaunard hatte sich an die Arbeit gemacht. Als es vollends dunkel geworden war, hörte Herr Blancheron, wie es sechs Uhr schlug, und ihm fiel ein, daß er noch nicht gegessen hatte. Er sagte es dem Maler. „Ich bin im gleichen Fall; aber um Ihnen gefällig zu sein, will ich es heute abend lassen. Freilich war ich in einem Hause des Faubourg Saint Germain eingeladen!“ sagte Schaunard. „Aber wir können nicht abbrechen, das würde die Ähnlichkeit stören.“ Er machte sich wieder ans Werk. „Schließlich,“ sagte er plötzlich, „können wir essen, ohne abzubrechen. Unten ist ein ausgezeichnetes Restaurant, aus dem man uns heraufbringt, was wir wollen.“

Und Schaunard wartete auf die Wirkung seines Trios von Pluralen. „Ich schließe mich Ihrem Gedanken an," sagte Herr Blancheron, „und dafür hoffe ich, daß Sie mir bei Tische Gesellschaft leisten werden."

Schaunard verneigte sich. „Also!" sagte er zu sich selber, „er ist ein braver Mensch, ein echter Gesandter der Vorsehung. Wollen Sie das Menü zusammenstellen?" fragte er seinen Amphitryo. „Sie werden mich verpflichten, wenn Sie diese Sorge übernehmen wollen," gab der Fremde höflich zur Antwort.

„Das wirst du bereuen, Nikolaus," sang der Maler, als er die Treppe in weiten Sätzen hinabsprang.

Er trat bei dem Restaurateur ein, setzte sich an den Schenktisch und verfaßte ein Menü, bei dessen Lektüre der Kochkünstler erblaßte. „Gewöhnlichen Bordeaux dazu," sagte Schaunard. „Aber wer bezahlt?" „Ich schwerlich," sagte Schaunard, „ein Onkel von mir, den Sie da oben sehen werden, ein Feinschmecker. Also versuchen Sie, Sich auszuzeichnen; und daß man uns in einer halben Stunde serviert! und vor allem auf Porzellan."

. . . . . .

Um acht Uhr fühlte Herr Blancheron schon das Bedürfnis, seine Ideen über die Zuckerindustrie in den Busen eines Freundes zu gießen, und er rezitierte Schaunard die Broschüre, die er geschrieben hatte.

Dieser begleitete ihn auf dem Piano.

Um zehn Uhr tanzten Herr Blancheron und sein Freund Galopp, und sie duzten sich. Um elf Uhr schworen sie, sich nie zu verlassen, und beide machten ein Testament, in dem sie sich gegenseitig ihr Vermögen verschrieben.

Um zwölf Uhr kam Marcel nach Hause und fand sie einander in den Armen liegend vor; sie zerschwammen in Tränen. Im Atelier stand schon ein halber Zoll Wasser. Marcel stieß gegen den Tisch und sah die prachtvollen Reste des prunkvollen Festmahls. Er sah die Flaschen an, sie waren völlig leer.

Er wollte Schaunard wecken, aber der drohte ihm mit dem Tode, wenn er ihm Herrn Blancheron rauben wollte, den er als Kopfkissen benutzte.

„Undankbarer!" sagte Marcel, indem er eine Handvoll Haselnüsse aus der Tasche seines Rockes zog. „Und ich habe ihm noch zu essen mitgebracht!"

III. FASTENLIEBE.

An einem Abend der Fastenzeit ging Rodolphe mit der Absicht zu arbeiten früh nach Hause. Aber kaum hatte er sich an den Tisch gesetzt und die Feder in die Tinte getaucht, als ihn ein sonderbares Geräusch ablenkte; und da er das Ohr an die indiskrete Holzwand legte, die ihn vom Nachbarzimmer trennte, hörte und verstand er vollkommen deutlich einen Dialog, der von Küssen und anderen Liebesonomatopöien unterbrochen wurde.

„Teufel!“ dachte Rodolphe, indem er auf seine Uhr sah, „es ist noch nicht spät . . . und meine Nachbarin ist eine Julia, die ihren Romeo meist bis spät nach dem Sang der Lerche dabehält. Ich werde heute nacht nicht arbeiten können.“ Und er nahm seinen Hut und ging aus.

Als er den Schlüssel in die Loge legte, sah er die Frau des Portiers halb in den Armen eines Galans gefangen. Die Ärmste war so verstört, daß sie mehr als fünf Minuten lang außerstande war, die Schnur zu ziehen. „Wahrhaftig,“ dachte Rodolphe, „es gibt Momente, in denen Portièren wieder zu Frauen werden.“

Als er zur Tür hinaustrat, sah er im Winkel einen Feuerwehrmann und eine beurlaubte Köchin, die sich die Hand gaben und das Aufgeld der Liebe tauschten. „Potztausend!“ sagte Rodolphe mit einer Anspielung auf den Krieger und seine robuste Gefährtin, „diese Ketzer denken schwerlich daran, daß wir in der Fastenzeit stehen.“

Und er machte sich auf, um zu einem seiner Freunde zu gehen, der in der Nachbarschaft wohnte. „Wenn Marcel zu Hause ist,“ sagte er zu sich selber, „so wollen wir den Abend damit verbringen, daß wir von Colline Schlimmes reden. Man muß doch irgend etwas tun . . .“

Als er kräftig klopfte, ging die Tür ein wenig auf, und im Spalt erschien ein junger Mann, der nur mit Kneifer und Hemd bekleidet war. „Kann dich nicht empfangen,“ sagte er zu Rodolphe. „Wieso nicht?“ fragte dieser. „Sieh da,“ antwortete Marcel und deutete auf einen weiblichen Kopf, der gerade hinter einem Vorhang erschien, „da hast du meine Antwort.“ „Hübsch ist sie nicht“, antwortete Rodolphe, als man ihm die Tür vor der Nase schloß. „Ah ja,“ sagte er, als er wieder auf der Straße war, „was tun? Wenn ich zu

Colline ginge? Wir könnten die Zeit hinbringen, indem wir von Marcel Schlimmes redeten."

Als er die Rue de l'Ouest durchquerte, die gemeinhin dunkel und wenig verkehrreich ist, erkannte Rodolphe einen Schatten, der melancholisch auf und nieder ging, indem er Reime zwischen den Zähnen kaute. „He! he!" rief Rodolphe, „wer ist dies Sonett, das hier lauert?" „Sieh da! Rodolphe! wohin willst du." „Zu dir." „Du wirst mich nicht zu Hause finden." „Was treibst du hier?" „Ich warte." „Und worauf wartest du?" „Ah!" sagte Colline mit spöttischem Pathos, „worauf kann man warten, wenn man zwanzig Jahr alt ist, wenn Sterne am Himmel stehen und Lieder durch die Luft ziehen?" „Sprich in Prosa." „Ich erwarte eine Dame."

„Guten Abend," sagte Rodolphe und setzte seinen Weg monologisierend fort. „Potztausend!" sagte er, „ist denn heute Sankt-Cupidostag, und könnte ich keinen Schritt tun, ohne auf Liebespaare zu stoßen? Das ist unmoralisch und skandalös. Wo bleibt die Polizei?"

Da der Luxembourg noch offen war, trat Rodolphe ein, um seinen Weg abzukürzen. Inmitten der einsamen Alleen sah er oft, wie vom Geräusch seiner Schritte aufgeschreckt, geheimnisvoll verschlungene Paare vor sich fliehen, die, wie ein Dichter sagt: des Schweigens und des Schattens zwiefache Wollust suchten.

„Diesen Abend," sagte Rodolphe, „hat man aus einem Roman abgeschrieben." Und doch, sich selber zum Trotz von einem sehnsüchtigen Zauber durchdrungen, setzte er sich auf eine Bank und blickte gefühlvoll zum Mond empor.

Nach einer Weile stand er ganz unter dem Joch eines visionären Fiebers. Ihm war, als verließen die Marmorgötter und Heroen, die den Garten bevölkern, ihre Piedestale, um ihren Nachbarinnen, den Göttinnen und Heroinen, den Hof zu machen; und deutlich hörte er, wie der große Herkules Velleda ein Madrigal hersagte: und ihre Tunika schien ihm auffallend verkürzt.

Von der Bank, auf der er saß, sah er den Schwan des Bassins zu einer Nymphe am Ufer schwimmen. „Gut!" dachte Rodolphe, der diese ganze Mythologie als Wirklichkeit hinnahm, „da geht Jupiter zum Rendezvous mit Leda. Wenn nur der Wächter sie nicht überrascht!"

Dann nahm er die Stirn in die Hände und stieß sich den

Hagedorn des Gefühls noch tiefer hinein. Aber in diesem schönen Moment seines Traums weckte ihn plötzlich ein Wächter, der zu ihm trat und ihn auf die Schulter schlug. „Sie müssen gehen, Herr," sagte er. „Ein Glück!" dachte Rodolphe. „Wenn ich noch fünf Minuten länger geblieben wäre, hätte ich mehr Vergißmeinnicht im Herzen, als an den Ufern des Rheins oder in den Romanen Alphonse Karrs erblühen."

Und in aller Eile verließ er den Luxembourg, indem er mit leiser Stimme eine gefühlvolle Romanze trällerte, die für ihn die Marseillaise der Liebe war.

Eine halbe Stunde darauf war er, ich weiß nicht wie, im Prado angelangt. Er saß vor einem Glas Punsch und plauderte mit einem großen Burschen, der seiner Nase wegen berühmt war: einer Nase, die infolge eines merkwürdigen Privilegs im Profil eine Adlernase und en face eine Stumpfnase war: einer Meisternase, der es nicht an Geist gebrach und die genügend galante Abenteuer durchgemacht hatte, um einem Freund in solchem Fall einen guten Rat geben und nützlich sein zu können.

„Also," sagte Alexander Schaunard, der Besitzer der Nase . . . „Sie sind verliebt!" „Ja, mein Lieber . . . das hat mich eben, plötzlich, überfallen; wie ein großer Zahnschmerz im Herzen." „Reichen Sie mir den Tabak," sagte Alexander. „Stellen Sie sich vor," fuhr Rodolphe fort, „seit zwei Stunden begegne ich nur noch Liebespaaren, Männern und Frauen zu zweit. Ich hatte den Einfall, in den Luxembourg zu gehen, und dort habe ich alle möglichen Phantasmagorien gesehen; das hat mir das Herz merkwürdig aufgewühlt; mir wachsen Elegien darin; ich blöke und gurre; ich verwandle mich: halb zum Lamm und halb zur Taube. Sehen Sie doch einmal nach, ich muß schon Wolle und Federn tragen." „Was haben Sie denn getrunken?" fragte Alexander ungeduldig. „Sie machen mir zuviel Umschweife!" „Ich versichere Ihnen, ich bin kühlen Blutes," sagte Rodolphe. „Oder doch nicht. Aber ich will Ihnen sagen, ich habe das Bedürfnis, irgendetwas zu umarmen. Sehen Sie, Alexander, der Mensch darf nicht allein leben: mit einem Wort, Sie müssen mir helfen, ein Mädchen zu finden . . . Wir werden auf dem Ball umhergehen, und die erste, die ich Ihnen zeigen werde, der sollen Sie sagen, daß ich sie liebe." „Weshalb gehen Sie

nicht selber und sagen es ihr?" antwortete Alexander mit seinem prachtvollen Nasalbaß. „Eh! mein Lieber," sagte Rodolphe, „ich versichere Sie, ich habe ganz vergessen, wie man es anfängt, solche Dinge zu sagen. Zu all meinen Liebesromanen haben meine Freunde die Vorrede geschrieben, und manche sogar die Lösung. Ich habe niemals anfangen können." „Es genügt, wenn man enden kann," sagte Alexander; „aber ich verstehe Sie. Ich habe ein junges Mädchen gesehen, das die Hirtenflöte liebt, vielleicht sagen Sie ihr zu." „Ah!" erwiderte Rodolphe, „ich möchte, daß sie weiße Handschuhe hat, und blaue Augen." „Teufel! blaue Augen, davon will ich nichts sagen . . . aber die Handschuhe . . . Sie wissen, man kann nicht alles auf einmal haben . . . Doch kommen Sie in d' aristokratische Viertel."

„Sehen Sie," sagte Rodolphe, als sie den Salon betraten, in dem sich die eleganteren Damen befanden, „da sehe ich eine, die recht niedlich scheint . . ." und er deutete auf ein ziemlich elegant gekleidetes junges Mädchen, das in einer Ecke stand. „Gut!" antwortete Alexander, „bleiben Sie ein wenig zurück; ich werde ihr für Sie den Funken der Leidenschaft zuwerfen. Wenn Sie kommen müssen . . . werde ich Sie rufen."

Zehn Minuten lang unterhielt Alexander das junge Mädchen, und von Zeit zu Zeit brach sie in lustiges Lachen aus, um schließlich Rodolphe ein Lächeln zuzuwerfen, das deutlich genug verkündete: Kommen Sie, Ihr Fürsprecher hat den Prozeß gewonnen. „Gehn Sie nur hin," sagte Alexander, „der Sieg ist unser; die Kleine ist schwerlich grausam, aber setzen Sie für den Anfang eine naive Miene auf." „Das brauchen Sie mir nicht erst zu empfehlen." „Also geben Sie mir ein wenig Tabak," sagte Alexander, „und setzen Sie sich neben sie."

„Mein Gott!" sagte das junge Mädchen, als Rodolphe ihr zur Seite Platz genommen hatte, „wie komisch Ihr Freund ist! Er spricht wie ein Jagdhorn." „Er ist auch Musiker," antwortete Rodolphe.

Zwei Stunden darauf standen Rodolphe und seine Gefährtin vor einem Hause der Rue Saint-Denis. „Hier wohne ich," sagte das junge Mädchen. „Nun, teure Luise, wann seh' ich Sie wieder, und wo?" „Bei Ihnen, morgen abend, um acht." „Gewiß?" „Hier mein Versprechen," antwortete Luise und

hielt Rodolphe die frischen Backen hin, in deren schöne, von Jugend und Gesundheit reife Früchte er einbiß.

Rodolphe ging trunken und toll nach Hause. „Ah!“ sagte er, indem er mit großen Schritten sein Zimmer durchlief, „das geht nicht so! ich muß Verse machen.“

Am folgenden Morgen fand sein Portier einige dreißig Bogen Papier in seinem Zimmer, auf denen sich oben majestätisch und einsam ein Alexandriner spreitzte:

O Liebe! Liebe! die der Jugend Fürst du bist!

Rodolphe war morgens entgegen seiner Gewohnheit sehr früh aufgewacht, und obgleich er nur wenig geschlafen hatte, erhob er sich sofort. „Ah!“ rief er aus, „heute ist also der große Tag . . . Aber zwölf Stunden des Wartens . . . womit soll ich diese zwölf Ewigkeiten füllen? . . .“

Und als sein Blick auf den Schreibtisch fiel, schien seine Feder zu schwirren, als rufe sie ihm zu: arbeite! „Ah ja! arbeite, zum Henker mit der Prosa! . . . Hier will ich nicht bleiben! hier riecht es nach Tinte!“

Er ließ sich in einem Café nieder, wo er sicher war, keine Freunde zu treffen. „Sie würden merken, daß ich verliebt bin,“ dachte er, „und mir im voraus mein Ideal zergliedern.“

Nach einer sehr kurzen Mahlzeit lief er zur Eisenbahn und stieg in einen Zug. In einer halben Stunde war er in den Wäldern von Ville-d'Avray.

Den ganzen Tag ging Rodolphe spazieren und schweifte frei durch die verjüngte Natur; erst mit dem Anbruch der Nacht kehrte er nach Paris zurück.

Nachdem er den Tempel, der sein Idol aufnehmen sollte, hatte in Ordnung bringen lassen, machte Rodolphe festlich Toilette, und er bedauerte sehr, sich nicht in weiß kleiden zu können.

Von sieben bis acht blieb er dem heftigen Fieber der Erwartung zur Beute, einer langsamen Qual, die ihn an seine alten Tage erinnerte und an die alten Liebesabenteuer, die ihr Zauber gewesen waren. Dann träumte er schon, seiner Gewohnheit gemäß, von einer großen Leidenschaft, einer Liebe in zehn Bänden, einem echten lyrischen Gedicht mit Mondschein, Sonnenuntergängen, Rendezvous unter den Weiden, mit Eifersucht, Seufzern und dem anderen all. Und so war

es jedesmal, wenn der Zufall ein Mädchen an seine Türe führte; und noch hatte ihn keine verlassen, ohne auf der Stirn eine Aureole und um den Hals ein Halsband von Tränen mitzunehmen. „Hut und Stiefel wären ihnen lieber," sagten seine Freunde.

Aber Rodolphe blieb hartnäckig, und bislang hatten ihn alle Erfahrungen nicht zu heilen vermocht. Er wartete immer noch auf die Frau, die als Idol dastehen wollte: ein Engel im Samtgewand, an den er ganz nach Lust Sonette richten konnte, die er auf Weidenblätter schrieb.

Endlich hörte Rodolphe die „heilige Stunde" schlagen; und als der letzte Schlag auf dem metallenen Rund erklang, meinte er zu sehen, wie der Amor und die Psyche über seiner Uhr die Alabasterleiber verschlangen. Im selben Augenblick klopfte es zweimal schüchtern an die Tür.

Rodolphe machte auf; es war Luise. „Ich halte Wort," sagte sie, „wie Sie sehen."

Rodolphe schloß die Vorhänge und zündete eine neue Kerze an.

Unterdessen hatte die Kleine Schal und Hut aufs Bett gelegt. Über die blendende Weiße der Laken mußte sie lächeln, und fast errötete sie.

Luise war eher anmutig als hübsch; ihr frisches Gesicht zeigte eine pikante Mischung von Naivität und Bosheit. Es sah aus wie ein Motiv von Greuze, arrangiert von Gavarni. Die ganze reizvolle Jugend des jungen Mädchens war geschickt durch eine Toilette unterstrichen, die, wenn auch sehr einfach, doch bei ihr von jener eingeborenen Wissenschaft der Koketterie zeugte, wie sie alle Frauen besitzen, von ihrer ersten Windel an bis zu ihrem Hochzeitskleid. Luise schien außerdem besonders die Theorie der Stellungen studiert zu haben, und sie nahm vor Rodolphe, der sie als Künstler musterte, eine Menge verführerischer Posen ein, deren Maniriertheit oft mehr Anmut zeigte als das Natürliche: ihre Füße waren in den feinen Schuhen von befriedigender Kleinheit... selbst für einen Romantiker, der in die andalusischen oder chinesischen Miniaturen verliebt ist. Was ihre Hände angeht, so zeugte ihre Zartheit für den Müßiggang. In der Tat hatten sie seit sechs Monaten die Stiche der Nadel nicht mehr zu fürchten. Um alles zu sagen: Luise war einer jener flüchtigen und leichten Vögel, die aus Laune und oft aus

Not, auf einen Tag oder vielmehr eine Nacht ihr Nest in den Mansarden des Quartier aufsuchen und oft gern einige Tage bleiben, wenn man sie durch eine Laune oder durch Bände zu halten weiß.

Nachdem er eine Stunde lang mit Luise geplaudert hatte, zeigte Rodolphe ihr als Beispiel die Gruppe Amor und Psyche. „Das sind Paul und Virginie, nicht?" sagte sie. „Ja," antwortete Rodolphe, da er sie nicht gleich durch Widerspruch reizen wollte. „Sie sind gut nachgeahmt," antwortete Luise. Ah! dachte Rodolphe, indem er sie ansah, von der Literatur kennt das arme Kind schwerlich sehr viel. Ich bin überzeugt, sie beschränkt sich auf die Orthographie des Herzens! Ich werde ihr ein Wörterbuch kaufen müssen.

Da Luise sich indessen beklagte, ihr Schuh sei ihr unbequem, so half er ihr freundlich, ihn aufzuschnüren.

Plötzlich verlöschte das Licht. „Wie!" rief Rodolphe, „wer hat denn die Kerze ausgeblasen?" Ein lustiges Lachen gab ihm die Antwort.

Ein paar Tage darauf begegnete Rodolphe einem seiner Freunde auf der Straße. „Was treibst du nur?" fragte ihn dieser. „Man sieht dich nie mehr." „Ich treibe intime Poesie," antwortete Rodolphe.

Der Unglückliche sagte die Wahrheit. Er hatte mehr von Luise gewollt, als das arme Kind ihm geben konnte. Ein Dudelsack, hatte sie nicht die Klänge einer Leier. Sie sprach, sozusagen, den Dialekt der Liebe, und Rodolphe wollte absolut ihr Hochdeutsch sprechen. Und so verstanden sie sich kaum.

Acht Tage darauf traf Luise auf demselben Ball, auf dem sie Rodolphe gefunden hatte . . . einen blonden jungen Mann, der mehrmals mit ihr tanzte und sie am Schluß des Abends mit nach Hause nahm.

Es war ein Student im vierten Semester; er sprach die Prosa des Genusses sehr gut, hatte hübsche Augen und eine klingende Tasche.

Luise bat ihn um Papier und Tinte und schrieb an Rodolphe einen Brief, der also lautete:

„Zehle garnich mehr auf mich. Ich umarme dich zum letzen Mahl. Adieu.

Luise."

Als Rodolphe abends beim Nachhausekommen dies Billett las, erlosch ganz plötzlich sein Licht.

„Sieh da," sagte Rodolphe nachdenklich, „das ist die Kerze, die ich an dem Abend angezündet habe, als Luise kam: sie sollte mit unserem Bunde enden. Hätte ich es gewußt, so hätte ich sie länger gewählt," fügte er in halb trotzigem, halb bedauerndem Ton hinzu, und er legte den Brief seiner Geliebten in ein Schubfach, das er bisweilen die Katakombe seiner Liebe nannte.

Eines Tages, als er bei Marcel war, hob Rodolphe, um sich die Pfeife anzuzünden, ein Blatt Papier vom Boden auf und erkannte Luises Handschrift und Orthographie. „Ich," sagte er zu seinem Freund, „habe auch ein Autogramm dieses Mädchens; nur stehen zwei orthographische Fehler weniger drin als in deinem. Beweist das nicht, daß sie mich mehr geliebt hat als dich?" „Es beweist, daß du ein Tropf bist," antwortete ihm Marcel. „Weiße Schultern und weiße Arme brauchen die Grammatik nicht zu kennen!"

IV. ALI-RODOLPHE ODER DER TÜRKE AUS ZWANG.

Von einem ungastlichen Hauswirt mit dem Ostrakismus belegt, lebte Rodolphe seit einiger Zeit schweifender als die Wolken, und er bildete sich nach Kräften in der Kunst aus, zu Bett zu gehen, ohne zu Nacht gegessen zu haben, oder zu Nacht zu essen, ohne zu Bett zu gehen; sein Koch hieß der Zufall, und oft übernachtete er in der Herberge zum Freien Himmel.

Und doch verließen Rodolphe inmitten dieser mühseligen Irrfahrten zwei Dinge nicht: seine gute Laune und das Manuskript des Rächers, eines Dramas, das schon an allen Theatern von Paris Station gemacht hatte.

Eines Tages, als er wegen zu toller Tänze auf die Wache geführt wurde, sah er sich einem Onkel gegenüber, dem Sieur Monetti, einem Ofensetzer, Sergeanten der Nationalgarde, den er seit einer Ewigkeit nicht mehr gesehen hatte.

Über das Unglück seines Neffen gerührt, versprach der Onkel Monetti, seine Lage zu verbessern. Wie er es tat, das werden wir sehen, wenn der Leser nicht davor zurückschreckt, sechs Stockwerke zu ersteigen.

Fassen wir also das Treppengeländer, und steigen wir. Uff! hundertfünfundzwanzig Stufen. Da sind wir. Noch einen Schritt, und wir sind im Zimmer, einen mehr, und wir wären nicht mehr darin. Es ist klein aber hoch; im übrigen hat es gute Luft und schöne Aussicht.

Das Mobiliar besteht aus mehreren Kaminöfen, zwei Wärmöfen, Sparherden, die namentlich dann sparsam sind, wenn man kein Feuer drin brennt, einem Dutzend Rohre aus rotem Ton oder Blech und einer Menge von Heizapparaten; führen wir, um das Inventar zu schließen, noch eine Hängematte auf, die an zwei in die Wand geschlagenen Nägeln hing, einen Gartenstuhl, dem ein Bein amputiert war, einen Leuchter mit seinem Einsatz und verschiedene weitere Kunst- und Phantasiegegenstände.

Den zweiten Raum, den Balkon, verwandeln während der schönen Jahreszeit zwei Zwergzypressen in einen Park.

In dem Augenblick, in dem wir eintreten, beendet der Inhaber der Wohnung, ein junger Mann, der als der Türke einer komischen Oper gekleidet ist, ein Mahl, mit dem er schamlos das Gesetz des Propheten verletzt; das bezeugt die Anwesenheit der Reste eines Schinkens und einer ehedem vollen Weinflasche zur Genüge. Nach beendeter Mahlzeit streckte der junge Türke sich nach orientalischer Art auf demBoden aus und begann nachlässig ein Nargileh zu rauchen, das die Fabrikmarke J. G. Tout trug; während er sich seiner asiatischen Seligkeit hingab, strich er von Zeit zu Zeit mit der Hand einem prachtvollen Neufundländer über den Rücken, der seine Liebkosungen ohne Zweifel erwidert hätte, wäre er nicht aus Terrakotta gewesen.

Plötzlich machte sich im Gang ein Geräusch vernehmbar, die Tür tat sich auf, und es erschien eine Persönlichkeit, die, ohne ein Wort zu sagen, geradeswegs zu einem Ofen trat, den man als Sekretär benutzte. Der Eindringling öffnete die Tür der Wärmröhre, zog eine Rolle Papier heraus und sah sie aufmerksam an. „Wie!“ rief er mit starkem piemontesischem Akzent, „du hast das Kapitel der Zugröhren immer noch nicht fertig?“ „Erlauben Sie, Onkel,“ erwiderte der Türke, „das Kapitel der Zugröhren ist eins der interessantesten Ihres Werkes. Es will sorgfältig studiert sein. Ich studiere es.“ „Aber, Unglücklicher! du [illegible]t mir stets dasselbe! Und wie weit ist das Kapitel der Heizmäntel ge-

diehen?" „Dem Heizmantel geht es gut. Aber da fällt mir ein, Onkel, wenn Sie mir ein wenig Holz geben könnten, das wäre mir nicht unangenehm. Dies Zimmer hier ist ein kleines Sibirien. Mich friert so sehr, daß das Thermometer unter Null fiele, wenn ich es nur ansähe." „Was! du hast dein Bündel Holz schon verbraucht!" „Erlauben Sie, Onkel, es gibt Bündel und Bündel, und Ihres war recht klein." „Ich werde dir einen Sparziegel schicken. Der hält die Wärme fest." „Deshalb gibt er ja gerade keine her." „Nun," sagte der Piemontese, indem er sich zurückzog, „ich werde dir ein wenig Reisig heraufschicken. Aber ich will das Kapitel über die Heizmäntel morgen haben." „Wenn ich Feuer habe, so wird mich das inspirieren," sagte der Türke, als man ihn doppelt eingeschlossen hatte.

Wenn wir eine Tragödie schrieben, so wäre dies der Moment, den Vertrauten auftreten zu lassen. Er hieße Nureddin oder Osman, und mit zugleich diskreter und gönnerhafter Miene träte er zu unserm Helden und zöge ihm mit Hilfe folgender Verse geschickt auch seinerseits Verse aus der Nase:

Welch grauenhafter Gram, Herr, drückt Euch auf das Herz,
Und Eure hohe Stirn bleicht unter welchem Schmerz?
Hält Allah Eurem Plan ein starres Nein entgegen?
Hat Ali, der Barbar, auf fremden, fernen Wegen
Erratend Euren Wunsch, die Schönheit fortgeführt,
Die Euer Aug' entzückt und euer Herz gerührt?

Aber wir schreiben keine Tragödie, und so nötig wir auch einen Vertrauten hätten, wir müssen ihn entbehren.

Unser Held ist nicht, was er scheint, der Turban macht noch keinen Türken. Dieser junge Mann ist unser Freund Rodolphe, den sein Onkel aufgenommen hat, und gegenwärtig verfaßt er für ihn ein Handbuch des Vollkommenen Ofensetzers. In der Tat hatte Herr Monetti, von seiner Kunst begeistert, seine Tage der Ofensetzerei gewidmet. Dieser würdige Piemontese hatte eine Maxime zu seinem Gebrauch hergerichtet, die annähernd ein Gegenstück zu der des Cicero bildete, und in seinen schönen Momenten der Begeisterung rief er mit lateinisch-französischer Wendung aus: Nascuntur poe . . . . liers. Eines Tages war ihm der Traum gekommen, zum Nutzen künftiger Geschlechter einen theoretischen Kodex der Prinzipien der Kunst zu verfassen, in deren Praxis

er sich auszeichnete, und wie wir gesehen haben, hatte er seinen Neffen auserwählt, um den Kern seiner Ideen in eine Form zu bringen, die sie verständlich machen konnte. Rodolphe erhielt Nahrung, Wohnung, Lagerstatt usw. . . . und sollte bei Vollendung des Handbuchs eine Gratifikation von hundert Talern erhalten.

Gleich in den ersten Tagen hatte Monetti seinem Neffen, um ihn zur Arbeit zu ermuntern, freigebig einen Vorschuß von fünfzig Franken gewährt. Aber Rodolphe, der seit nahezu einem Jahr keine solche Summe mehr gesehen hatte, war halb wahnsinnig ausgegangen, begleitet von seinen Talern, und er blieb drei Tage fort: am vierten kehrte er — allein — zurück.

Monetti, der sein Handbuch gern eiligst beenden wollte, denn er gedachte ein Patent zu erwerben, fürchtete diese Streiche seines Neffen, und um ihn zur Arbeit zu zwingen, indem er ihn am Ausgehen hinderte, nahm ihm seine Kleider weg und gab ihm statt dessen die [illegible] unter der wir ihn eben gesehen haben.

Jedoch kam darum das berühmte Handbuch piano piano vorwärts, denn es fehlte Rodolphe [illegible] den nötigen Saiten für diese Art Literatur. Der Onkel rächte sich für diese trägen Gleichgültigkeiten an Dingen der Kamine, indem er seinem Neffen eine Linie von Miseren auferlegte. Bald kürzte er ihm seine Mahlzeiten, und oft beraubte er ihn des Tabaks zum Rauchen.

Eines Sonntags, als er über dem berühmten Kapitel der Zugröhren Blut und Tinte geschwitzt hatte, zerbrach Rodolphe seine Feder, die [illegible] in den Händen brannte, und ging in seinem Park spazieren.

Wie um ihn zu ärgern und seinen Neid noch mehr zu reizen, konnte er keinen einzigen Blick um sich werfen, ohne an jedem Fenster das Gesicht eines Rauchers zu erblicken.

Auf der vergoldeten Balkon eines neuen Hauses kaute ein Jude im Schlafrock zwischen den Zähnen den aristokratischen Partella. Ein Etage darüber stieß ein Künstler die duftende Wolke eines Tabaks der Levante vor sich her, der in einer Pfeife mit Bernsteinmundstück brannte. Am Fenster einer Kneipe ließ ein dicker Deutscher sein Bier erschäumen, während er mit mathematischer Präzision die undurchsichtigen Wolken ausblies, die einer Odmerpfeife entstiegen. Auf

einer andern Seite zogen singend Arbeiter vorüber, die, den Nasenwärmer zwischen den Zähnen, zu den Toren gingen. Kurz, alle Fußgänger, von denen die Straße wimmelte, rauchten. „Ja, ja!“ sagte Rodolphe voll Neid, „außer mir und den Kaminen meines Onkels raucht um diese Stunde jedermann.“

Und, die Stirn auf das Balkongitter gestützt, dachte Rodolphe darüber nach, wie bitter doch das Leben sei.

Plötzlich ließ sich unter ihm ein klangvolles und lang andauerndes Lachen vernehmen. Rodolphe neigte sich ein wenig vor, um zu sehen, woher diese Rakete lauter Freude kam, und er bemerkte, daß er von der Mieterin des unteren Stockwerks bemerkt war: von Fräulein Sidonie, einer jungen Liebhaberin des Théâtre du Luxembourg.

Fräulein Sidonie trat auf ihrem Balkon nach vorn, während sie mit kastilianischem Geschick zwischen den Fingern hellgelben Tabak, den sie aus einem gestickten Samtsäckchen zog, in ein Blättchen Papier einrollte, „O! Was für ein hübscher Tabaksbeutel,“ murmelte Rodolphe in betrachtender Anbetung. „Wer ist dieser Ali-Baba?“ dachte Fräulein Sidonie ihrerseits. Und sie ergrübelte ganz leise einen Vorwand, um mit Rodolphe, der seinerseits desgleichen tat, eine Unterhaltung anzuknüpfen. „Ah! mein Gott!“ rief Fräulein Sidonie aus, als spräche sie zu sich selber; „Gott, wie langweilig, daß ich keine Streichhölzer habe!“ „Gnädiges Fräulein, wollen Sie mir erlauben, Ihnen einige anzubieten?“ sagte Rodolphe, indem er zwei oder drei in Papier gewickelte Streichhölzchen auf den Balkon fallen ließ. „Tausend Dank,“ antwortete Sidonie, und entzündete sich die Zigarette. „Mein Gott, gnädiges Fräulein . . .“ fuhr Rodolphe fort, „dürfte ich es wagen, für den kleinen Dienst, den mir mein guter Engel Ihnen zu leisten ermöglichte, eine Bitte an Sie zu richten? . . .“ „Wie! er richtet schon Bitten an mich!“ dachte Sidonie, indem sie Rodolphe aufmerksamer ansah. „Ah!“ murmelte sie, „diese Türken! Man sagt, sie sind flatterhaft, aber recht angenehm. Sprechen Sie, mein Herr,“ sagte sie, indem sie den Kopf zu Rodolphe hob, „was wünschen Sie?“ „Mein Gott, gnädiges Fräulein, ich würde Sie um die milde Gabe einer Kleinigkeit Tabak bitten. Seit zwei Tagen habe ich nicht mehr geraucht. Nur eine Pfeife . . .“ „Mit Vergnügen, mein Herr . . . Aber wie . . . Wollen Sie sich die Mühe machen und ein Stockwerk herunterkommen?“ „Das ist mir

leider nicht möglich .... Ich bin eingeschlossen; aber ich kann ein sehr einfaches Mittel anwenden," sagte Rodolphe.

Und er band seine Pfeife an einen Bindfaden und ließ sie auf den Balkon nieder, wo Fräulein Sidonie sie selber reichlich stopfte. Dann nahm Rodolphe langsam und umsichtig das Heraufwinden seiner Pfeife vor, die ihn ohne Unfall erreichte. „Ah! gnädiges Fräulein!" sagte er zu Sidonie, „wieviel besser würde mir diese Pfeife schmecken, wenn ich sie am Feuer Ihrer Augen entzünden könnte!"

Dieser angenehme Scherz hatte mindestens die hundertste Auflage erreicht, aber Fräulein Sidonie fand ihn darum nicht minder prachtvoll. „Sie schmeicheln mir!" glaubte sie antworten zu müssen. „Ah! gnädiges Fräulein, ich versichere Sie, Sie sind schön wie die drei Grazien!" „Entschieden," dachte Sidonie, „ist dieser Türke recht galant ... Sind Sie wirklich Türke?" fragte sie Rodolphe. „Nicht von Beruf," antwortete er, „nur aus Zwang; ich bin Dramatiker, Gnädigste ..." „Und ich Schauspielerin," erwiderte Sidonie. Und sie fügte hinzu: „Herr Nachbar, wollen Sie mir die Ehre geben, zum Diner zu mir zu kommen und den Abend bei mir zu verbringen?"

„Ah, gnädiges Fräulein! Ihr Vorschlag öffnet mir den Himmel, aber ich kann ihn unmöglich annehmen. Wie ich die Ehre hatte, es Ihnen schon einmal zu sagen, mein Onkel, der Herr Monetti, der Ofensetzer, dessen Sekretär ich gegenwärtig bin, hat mich eingeschlossen." „Deshalb können Sie doch mit mir speisen," erwiderte Sidonie; „hören Sie mich an: ich werde in mein Zimmer gehen und an meine Decke klopfen. Da, wo ich klopfe, müssen Sie genau nachsehen, und Sie werden die Spuren eines Judas finden, der einmal bestand und seither verurteilt wurde; suchen Sie das Stück Holz, mit dem das Loch geschlossen ist, fortzunehmen, und wir werden, wenn auch jeder in seinem Zimmer, doch fast beisammen sein."

Rodolphe machte sich sofort ans Werk. Nach fünf Minuten der Arbeit war zwischen beiden Zimmern eine Verbindung hergestellt. „Ah!" sagte Rodolphe, „das Loch ist klein, aber es läßt Raum genug, daß ich Ihnen mein Herz hinunterreichen kann." „Jetzt," sagte Sidonie, „wollen wir essen .... Decken Sie oben, ich werde Ihnen die Schüsseln reichen."

Rodolphe ließ seinen Turban hinuntergleiten, den er an einen Bindfaden befestigt hatte, und er zog ihn mit Eßwaren beladen wieder herauf, und dann begannen Dichter und Künstlerin, jeder auf seiner Seite, zusammen zu speisen. Mit den Zähnen verschlang Rodolphe die Pastete, mit den Augen Fräulein Sidonie. „Ah, gnädiges Fräulein!“ sagte Rodolphe, als sie ihr Mahl beendet hatten, „dank Ihnen ist mein Magen befriedigt. Würden Sie nicht gleichfalls den Heißhunger meines Herzens stillen, das schon so lange fastet?“ „Armer Kerl!“ sagte Sidonie. Und sie stieg auf einen Stuhl und hob die Hand zu Rodolphes Lippen, der sie mit Küssen bedeckte. „Ah!“ rief der junge Mann aus, „welch Unglück, daß Sie es nicht machen können wie Sankt Dionys, dem das Recht verliehen war, den Kopf in der Hand zu tragen!“

Nach dem Diner begann eine verliebt-literarische Unterhaltung. Rodolphe sprach vom Rächer, und Fräulein Sidonie bat um die Lektüre. Über den Rand des Loches geneigt, begann Rodolphe der Schauspielerin, die sich, um besser hören zu können, mit ihrem Sessel auf eine Kommode gesetzt hatte, sein Drama vorzudeklamieren. Fräulein Sidonie erklärte den Rächer für ein Meisterwerk; und da sie am Theater ein wenig Herrscherin war, so versprach sie Rodolphe, sein Drama anzubringen.

Gerade im zärtlichsten Moment der Unterhaltung jedoch ließ Onkel Monetti auf dem Gang einen Schritt vernehmen; der nicht schwerer war als der des Kommandanten. Rodolphe hatte nur eben noch Zeit, den Judas zu schließen. „Da,“ sagte Monetti zu seinem Neffen, „hier kommt ein Brief, der dir seit einem Monat nachläuft.“ „Laß sehen,“ sagte Rodolphe . . . . „Ah! Onkel!“ rief er, „ich bin reich! Dieser Brief meldet mir, daß ich in einer Akademie der Dichter einen Preis von dreihundert Franken erhalten habe. Schnell meinen Rock und meine Sachen, damit ich meine Lorbeeren pflücke! Man wartet meiner auf dem Kapitol!“ „Und mein Kapitel der Zugröhren?“ sagte Monetti kühl. „Ah, Onkel! darum handelt es sich gerade! Geben Sie mir schnell meine Sachen! Ich kann nicht in diesem Aufputz ausgehen . . .“ „Du wirst erst ausgehen, wenn mein Handbuch fertig ist“, sagte der Onkel und schloß Rodolphe doppelt ein.

Als er allein war, blieb Rodolphe nicht lange darüber im

ungewissen, welchen Weg er einzuschlagen habe . . . Er befestigte an seinem Balkon eine Decke, die er in eine Knotenschnur verwandelt hatte; und trotz der Gefährlichkeit seines Unternehmens stieg er mit Hilfe dieser improvisierten Leiter auf Fräulein Sidoniens Terrasse hinab. „Wer ist da?“ rief diese, als Rodolphe an ihre Scheiben pochte. „Still!“ antwortete er, „öffnen Sie . . .“ „Was wollen Sie? wer sind Sie?“ „Können Sie fragen? Ich bin der Dichter des Rächers, und ich suche mein Herz, das durch den Judas in Ihr Zimmer gefallen ist.“ „Unglücklicher junger Mann!“ sagte die Schauspielerin, „Sie hätten sich töten können!“

„Hören Sie, Sidonie . . . .“ fuhr Rodolphe fort, indem er ihr den eben erhaltenen Brief zeigte. „Sie sehen, Glück und Ruhm lächeln mir . . . Tue die Liebe wie sie!“ . . . . .

Am folgenden Morgen konnte Rodolphe mit Hilfe einer männlichen Verkleidung, die Sidonie ihm geliefert hatte, aus dem Hause seines Onkels entschlüpfen . . . . Er lief zu dem Sekretär der Dichterakademie, um eine hundert Taler starke goldene Rose in Empfang zu nehmen, und sie lebte etwa so lange, wie die Rosen leben.

Einen Monat später erhielt Herr Monetti von seinem Neffen eine Einladung, der Erstaufführung des Rächers beizuwohnen. Dank Fräulein Sidoniens Talent erlebte das Drama siebzehn Aufführungen, die seinem Verfasser vierzig Franken eintrugen.

Einige Zeit darauf — es war in der schönen Jahreszeit — wohnte Rodolphe in der Avenue de Saint-Cloud im dritten Baum links vom Ausgang des Bois de Boulogne, auf dem fünften Ast.

V. DER TALER KARLS DES GROSSEN.

Gegen Ende des Dezember wurden die Briefträger des Postbezirks Bidault beauftragt, etwa hundert Exemplare eines Billetts auszutragen, das wir hier abdrucken und dessen Kopie wir als genau und authentisch beglaubigen.

Herrn . .

Die Herren Rodolphe und Marcel bitten Sie, ihnen die Ehre zu geben und nächsten Samstag den heiligen Abend bei ihnen zu verbringen. Man wird lachen!

P. S. — Wir leben nur einmal!!

Programm des Festes.

Sieben Uhr: Eröffnung der Salons; lebhafte und angeregte Unterhaltung. Acht Uhr: Einzug und Umzug der geistreichen Verfasser des kreißenden Berges, einer vom Theater des Odeon abgelehnten Komödie. Halb neun Uhr: Herr Alexander Schaunard, der ausgezeichnete Künstler, trägt auf dem Piano die Programm-symphonie vom Einfluß des Blauen in den Künsten vor. Neun Uhr: Erste Lektüre der Denkschrift über die Aufhebung der Tragödienstrafe. Halb zehn Uhr: Gustav Colline, der hyperphys'sche Philosoph, beginnt mit Herrn Schaunard eine Erörterung über vergleichende Philosophie und Metapolitik. Um jede Kollision zwischen den beiden Gegnern zu vermeiden, wird man sie aneinander fesseln. Zehn Uhr: Herr Tristan, Literat, erzählt von seiner ersten Liebe. Herr Alexander Schaunard begleitet ihn auf dem Klavier. Halb elf Uhr: Zweite Lektüre der Denkschrift über die Aufhebung der Tragödienstrafe. Elf Uhr: Bericht über eine Jagd auf den Kasuar, von einem ausländischen Prinzen.

Zweiter Teil.

Zwölf Uhr: Herr Marcel, der Historienmaler, läßt sich die Augen verbinden und improvisiert mit weißer Kreide die Zusammenkunft Napoleons und Voltaires auf den Champs-Elysées. Herr Rodolphe wird gleichfalls eine Parallele zwischen dem Verfasser der Zaira und dem Verfasser der Schlacht von Austerlitz improvisieren. Halb eins: Herr Gustav Colline ahmt, mäßig entkleidet, die athletischen Spiele der vierten Olympiade nach. Ein Uhr morgens: Dritte Lektüre der Denkschrift über die Aufhebung der Tragödienstrafe und Sammlung zugunsten der tragischen Dichter, die eines Tages ohne Stellung sein werden. Zwei Uhr: Eröffnung der Spiele und Organisation der Quadrillen, die sich bis zum Morgen hinziehen. Sechs Uhr: Sonnenaufgang und Schlußchor. Während der ganzen Dauer des Festes werden Ventilatoren spielen. N.B. — Jeder, der Verse zu lesen oder zu rezitieren versucht, wird sofort aus den Salons entfernt und der Polizei übergeben; man bittet desgleichen, keine Kerzenreste mitzunehmen.

Zwei Tage darauf waren die Exemplare dieses Briefes in den dritten Untergeschossen der Literatur und der Künste in Umlauf und entfesselten eine tiefe Erregung.

Freilich wagten unter den Eingeladenen ein paar an der von den beiden Freunden versprochenen Pracht zu zweifeln. „Ich mißtraue der Sache sehr," sagte einer dieser Skeptiker; „ich bin ein paarmal auf Rodolphes Mittwochen gewesen, Rue de la Tour d'Auvergne, man konnte sich nur moralisch setzen, und man trank wenig filtriertes Wasser aus eklektischen Tongefäßen." „Diesmal," sagte ein anderer, „wird es ernst. Marcel hat mir den Festplan gezeigt, und der verspricht magische Effekte." „Werden Damen da sein?" „Ja, Euphemia Teinturière hat gebeten, Festkönigin sein zu dürfen, und Schaunard soll Damen der Gesellschaft mitbringen."

Der Ursprung dieses Festes, das in der Bohemewelt jenseits der Brücken so großes Staunen weckte, war in Kürze folgender: Seit etwa einem Jahr hatten Marcel und Rodolphe eine luxuriöse Gala angekündigt, die immer nächsten Samstag stattfinden sollte; aber peinliche Umstände hatten ihr Versprechen zu einer Reise durch zweiundfünfzig Wochen gezwungen, so daß sie schließlich keinen Schritt mehr tun konnten, ohne auf die feine Ironie ihrer Freunde zu stoßen, unter denen einige sogar so indiskret waren, energische Reklamationen zu formulieren. Die Sache begann den Charakter einer Plage anzunehmen, und so beschlossen die beiden Freunde, ihr ein Ende zu machen, indem sie den eingegangenen Verpflichtungen nachkamen. Daher hatten sie obige Einladung geschickt. „Jetzt," hatte Rodolphe gesagt, „können wir nicht mehr zurück, wir haben unsere Schiffe verbrannt; uns bleiben acht Tage, um die hundert Franken zu finden, die unentbehrlich sind, wenn man die Sache anständig machen will." „Da wir sie brauchen, werden wir sie finden," hatte Marcel geantwortet. Und mit ihrem unverschämten Vertrauen auf den Zufall schliefen die beiden Freunde in der Überzeugung ein, ihre hundert Franken seien schon auf dem Wege: dem Wege des Unmöglichen.

Da jedoch am zweiten Tage vor dem Fest noch nichts gekommen war, so dachte Rodolphe, es sei vielleicht sicherer, dem Zufall zu helfen; sonst sah man sich wohl gar um die Stunde, da es die Leuchter zu entzünden galt, schmählich im Stich gelassen. Um sich die Sache leichter zu machen, strichen die

beiden Freunde allmählich immer mehr von dem luxuriösen Aufwand des Programms, das sie sich vorgeschrieben hatten. Und nachdem Änderung zu Änderung gekommen — nachdem über den Artikel „Kuchen" ein strenges Deleatur ausgesprochen und der Artikel „Erfrischungen" sorgfältig gesichtet und eingeschränkt worden war — schwand die Gesamtsumme der Kosten auf fünfzehn Franken zusammen.

Das Problem war vereinfacht, aber noch nicht gelöst. „Laß sehen, laß sehen," sagte Rodolphe, „wir müssen jetzt die großen Mittel anwenden; diesmal können wir nicht wieder absagen." „Unmöglich," erwiderte Marcel. „Wie lange ist es her, daß ich den Bericht der Schlacht von Studzianka angehört habe?" „Zwei Monate fast." „Zwei Monate, gut. Das ist eine anständige Frist, mein Onkel kann sich nicht beklagen. Ich werde morgen hingehn und mir die Schlacht von Studzianka erzählen lassen; das macht fünf Franken, die sind uns sicher." „Und ich," sagte Marcel, „ich werde dem alten Medicis ein verlassenes Schloß verkaufen. Das macht auch fünf Franken. Wenn ich Zeit genug habe, drei Türmchen und eine Mühle anzubringen, bringt es vielleicht gar zehn Franken ein, dann hätten wir unser Budget."

Und die beiden Freunde entschliefen und träumten, die Prinzessin von Belgiojoso bäte sie, ihre Empfangstage zu wechseln, um ihr nicht ihre Gäste zu entführen.

Früh erwacht, nahm Marcel eine Leinwand vor und begann eiligst mit der Konstruktion eines verlassenen Schlosses — das war ein Artikel, den ein Trödler der Place du Carrousel besonders gern von ihm kaufte. Rodolphe ging aus, um seinen Onkel Monetti zu besuchen, der sich in der Schilderung des Rückzugs aus Rußland hervortat, und dem Rodolphe fünf- oder sechsmal im Jahr — bei ernsten Anlässen — die Befriedigung verschaffte, daß er seine Feldzüge erzählen konnte, und zwar gegen das Darlehn von einigem Gelde; der ehemalige Ofensetzer wehrte sich meist nicht allzusehr, wenn man nur beim Anhören seiner Berichte große Begeisterung zu zeigen vermochte.

Gegen zwei Uhr traf Marcel, der gesenkten Kopfes eine Leinwand unter dem Arm trug, Rodolphe, der von seinem Onkel kam, auf der Place du Carrousel; seine Haltung verriet, daß er schlechte Nachricht brachte. „Nun," sagte Marcel, „hast du Glück gehabt?" „Nein, mein Onkel ist ins Versailler

Museum gegangen. Und du?“ „Dies Tier, der Medicis, will kein Schloß in Ruinen mehr; er verlangte eine Beschießung Tangers.“ „Wir büßen unsern guten Ruf ein, wenn wir unser Fest nicht geben,“ murmelte Rodolphe. „Was soll unser Freund, der einflußreiche Kritiker, denken, wenn er sich umsonst eine weiße Kravatte umbindet und gelbe Handschuhe anzieht!“.

Und alle beide kehrten, lebhaften Sorgen zur Beute, ins Atelier zurück.

In diesem Moment schlug die Uhr eines Nachbars vier. „Wir haben nur noch drei Stunden vor uns,“ sagte Rodolphe. „Aber,“ rief Marcel, indem er auf seinen Freund zutrat, „bist du sicher, ganz sicher, daß wir hier nicht noch irgendwo Geld besitzen? . . . He?“ „Weder hier noch sonstwo. Woher sollte der Überrest kommen?“ „Wenn wir unter den Möbeln suchten . . . . . in den Sesseln? Man behauptet, die Emigranten hätten zu Zeiten Robespierres ihre Schätze versteckt. Wer weiß! . . . . Unser Sessel hat vielleicht einem Emigranten gehört; und dann ist er so hart, daß ich mir schon oft gedacht habe, er müsse Metall enthalten. Willst du die Besichtigung vornehmen.“ „Das sind Possen,“ erwiderte Rodolphe in einem Ton, in dessen Nachsicht sich Strenge mischte.

Plötzlich stieß Marcel, der seine Nachforschungen in allen Winkeln des Ateliers fortsetzte, einen lauten Triumphschrei aus. „Wir sind gerettet!“ rief er aus, „ich wußte doch, daß noch Wertsachen da sein mußten . . . . Hier, sieh!“ und er zeigte Rodolphe ein talergroßes Geldstück, das halb von Rost und Grünspan zerfressen war.

Es war eine karolingische Münze von einigem Kunstwert. Auf der glücklicherweise erhaltenen Inschrift konnte man das Datum der Regierung Karls des Großen lesen. „Das, das ist dreißig Sous wert,“ sagte Rodolphe, indem er einen verächtlichen Blick auf seines Freundes Fund warf. „Dreißig Sous, gut angewandt, tun große Wirkung,“ antwortete Marcel. „Mit zwölfhundert Mann hat Bonaparte zehntausend Österreicher zur Waffenübergabe gezwungen. Geschicklichkeit gleicht Zahlenunterschiede aus. Ich gehe und wechsle den Taler Karls des Großen beim Vater Medicis. Haben wir nicht noch etwas zu verkaufen? Sieh da, wahrhaftig, wenn ich den Schienbeinabguß Jakonowskis, des russischen Tambourmajors mitnahme? Das wäre schon mehr.“ „Nimm das Schien-

bein. Aber es ist traurig, uns wird kein einziger Kunstgegenstand mehr bleiben."

Während Marcels Abwesenheit suchte Rodolphe, fest entschlossen, die Soiree auf jeden Fall zu geben, seinen Freund Colline auf, den hyperphysischen Philosophen, der zwei Schritt weit von ihm entfernt wohnte. „Ich komme, um dich zu bitten," sagte er, „daß du mir einen Dienst leistest. In meiner Eigenschaft als Herr des Hauses muß ich unbedingt einen schwarzen Rock haben, und . . . ich habe keinen . . . leih' mir deinen." „Aber," sagte Colline zögernd, „in meiner Eigenschaft als Eingeladener brauche ich meinen Frack selber." „Ich erlaube dir, im Gehrock zu kommen." „Ich habe noch nie einen Gehrock gehabt." „Nun, höre, das läßt sich anders arrangieren. Im Notfall kannst du von meiner Soiree fortbleiben und mir deinen Frack leihen." „All das ist sehr unangenehm; da ich auf dem Programm stehe, kann ich nicht fehlen." „Es werden noch sehr viele Dinge fehlen," sagte Rodolphe. „Leih' mir deinen Frack, und wenn du kommen willst, komm, wie du kannst . . . . in Hemdsärmeln . . . . . du kannst als ein treuer Diener gelten." „O nein," sagte Colline errötend. „Ich werde meinen nußbraunen Paletot anziehen. Aber schließlich, all das ist recht unangenehm." Und als er sah, daß Rodolphe sich des famosen Fracks bereits bemächtigt hatte, rief er: „Aber warte doch! . . . Es stecken noch ein paar Kleinigkeiten drin!"

Collines Frack verdient ein paar Worte der Schilderung. Zunächst war dies Kleidungsstück vollständig blau, und Colline sagte nur aus Gewohnheit: ‚mein schwarzer Rock'. Und da er damals der einzige vom Bunde war, der einen Frack besaß, so hatten seine Freunde sich gleichfalls angewöhnt, wenn sie von dem offiziellen Anzug des Philosophen sprachen, ‚Collines schwarzer Rock' zu sagen. Außerdem hatte dieser berühmte Anzug eine besondere Form, die bizarrste, die man sehen konnte: die sehr langen Schöße, die an einer sehr kurzen Taille saßen, enthielten zwei Taschen, wahre Abgründe, in denen Colline gewöhnlich einige dreißig Bände unterbrachte, die er ewig bei sich trug; daher sagten seine Freunde, während der Bibliotheksferien könnten die Gelehrten und Literaten sich ihre Auskünfte in den Schößen von Collines Frack holen, einer Bibliothek, die den Lesern stets zur Verfügung stehe.

An diesem Tage enthielt Collines Frack erstaunlicherweise

nur einen Quartband von Bayle, einen Traktat über die hyperphysischen Anlagen in drei Bänden, einen Band Condillac, zwei Bände Swedenborg und den Essai über den Menschen von Pope. Als er seine Frack-Bibliothek ausgeleert hatte, erlaubte er Rodolphe, sie anzuziehen. „Halt," sagte dieser, „die linke Tasche ist noch recht schwer; du hast etwas vergessen." „Ah!" sagte Colline, „du hast recht, ich habe die Tasche der fremden Sprachen vergessen." Und er entnahm ihr zwei arabische Grammatiken, ein malaiisches Diktionär und einen Vollkommenen Ochsentreiber in chinesischer Sprache, seine Lieblingslektüre.

Als Rodolphe nach Hause kam, fand er Marcel schon vor; er spielte auf dem Boden mit Fünffrankenstücken; der Zahl nach waren es drei. Im ersten Augenblick stieß Rodolphe die Hand, die ihm sein Freund hinhielt, zurück; er glaubte an ein Verbrechen. „Eilen wir, eilen wir," sagte Marcel ... Wir haben die gewünschten fünfzehn Franken ... Woher? höre: Ich habe bei Medicis einen Sammler getroffen. Als er meine Münze sah, wurde er fast ohnmächtig: es war die einzige, die noch in seiner Sammlung fehlte. Er hat schon in alle Länder geschickt, um diese Lücke zu füllen, und er hatte jede Hoffnung aufgegeben. Und als er meinen Taler Karls des Großen genau geprüft hatte, zögerte er keinen Augenblick, mir fünf Franken dafür zu bieten. Medicis stieß mich an, sein Blick sagte den Rest. Er lautete: Teilen wir den Verdienst und ich überbiete; wir sind bis zu dreißig Franken gestiegen. Ich habe dem Juden fünfzehn gegeben, und hier ist der Rest. Jetzt können unsere Eingeladenen kommen, wir sind in der Lage, sie zu blenden. Was, du hast einen schwarzen Rock?" „Ja," sagte Rodolphe, „Collines Rock." Und als er in der Tasche wühlte, um sein Taschentuch zu finden, fiel ein kleiner Band Mandschu heraus, der in der Tasche der ausländischen Literaturen vergessen war.

Sofort machten sich die beiden Freunde an die Vorbereitungen. Man ordnete das Atelier, man machte im Ofen Feuer; ein Malrahmen wurde, mit Kerzen besetzt, als Leuchter an die Decke gehängt, ein Schreibtisch in die Mitte des Raumes gerückt, um den Rednern als Tribüne zu dienen; davor setzte man den einen Sessel, den der einflußreiche Kritiker einnehmen sollte, und alle Bücher legte man auf einen Tisch: Romane, Gedichte, Feuilletons, deren Ver-

fasser die Soiree beehren sollten. Um jede Kollision zwischen den verschiedenen Körperschaften der Literaten zu vermeiden, wurde das Atelier außerdem in vier Abteilungen geteilt, und am Eingang einer jeden stand ein eilends fabriziertes Schild; man las:

Abteilung der Dichter	Romantiker
Abteilung der Prosaisten	Klassizisten

Die Damen sollten einen in der Mitte abgegrenzten Raum einnehmen. „Ah ja! aber Stühle fehlen," sagte Rodolphe. „O!" rief Marcel, „auf dem Treppenflur sind mehrere an der Wand festgemacht. Wenn wir sie losmachten?" „Gewiß müssen wir sie losmachen," sagte Rodolphe, und sie gingen hinaus, um sich der Stühle zu bemächtigen, die einem Nachbarn gehörten.

Es schlug sechs Uhr; die beiden Freunde gingen in aller Eile essen und stiegen wieder hinauf, um zur Beleuchtung der Salons zu schreiten. Sie waren selbst geblendet. Um sieben Uhr traf Schaunard in Begleitung dreier Damen ein, die ihre Diamanten und ihre Hüte vergessen hatten. Die eine trug einen roten, schwarzgefleckten Schal. Schaunard machte Rodolphe besonders auf sie aufmerksam. „Das ist eine sehr vornehme Dame," sagte er, „eine Engländerin, die der Sturz der Stuarts ins Exil getrieben hat; sie lebt bescheiden, indem sie englische Stunden gibt. Ihr Vater ist unter Cromwell Kanzler gewesen, wie sie mir gesagt hat; mußt höflich gegen sie sein; duze sie nicht zu oft."

Zahlreiche Schritte ließen sich auf der Treppe vernehmen; die Eingeladenen trafen ein; sie schienen erstaunt, als sie Feuer im Ofen sahen.

Rodolphes Frack ging den Damen entgegen und küßte ihnen mit einer Anmut die Hand, die ganz dem Stil der Regentschaft entsprach; und als etwa zwanzig Personen da waren, fragte Schaunard, ob es nicht bald eine Runde gäbe. „Gleich," sagte Marcel; „ehe wir den Punsch kochen, warten wir, bis der einflußreiche Kritiker kommt."

Um acht Uhr waren alle Eingeladenen da, und man begann die Durchführung des Programms. Jede Unterhaltung wurde durch eine Runde abgelöst; worin die Runde bestand, hat niemand je erfahren.

Gegen zehn Uhr sah man die weiße Weste des einfluß-

reichen Kritikers erscheinen; er blieb nur eine Stunde und war sehr mäßig im Trinken.

Als gegen Mitternacht kein Holz mehr da war, sagen, da es sehr kalt war, diejenigen Gäste, die saßen, das Los, wer seinen Stuhl ins Feuer werfen sollte.

Um ein Uhr standen alle.

Liebenswürdige Lustigkeit ließ nicht ab, unter den Gästen zu herrschen. Man hatte keinen Unfall zu bedauern, nur daß die fremdsprachliche Tasche von Collines Frack einen Riß bekam, und daß Schaunard der Tochter von Cromwells Kanzler eine Ohrfeige gab.

Diese denkwürdige Soiree blieb acht Tage lang der Gegenstand der Quartierschronik; und Euphemia Teinturière, die Festkönigin gewesen war, sagte stets, wenn sie mit ihren Freundinnen sprach: „Es war wunderschön; sie hatten Wachskerzen, meine Liebe!"

VI. FRÄULEIN MUSETTE.

Fräulein Musette war ein hübsches Mädchen von zwanzig Jahren, das bald nach ihrer Ankunft in Paris geworden war, was hübsche Mädchen werden, wenn sie eine zierliche Figur, viel Koketterie, ein wenig Ehrgeiz und nicht nennenswerte Orthographie ihr eigen nennen. Nachdem sie lange die Freude der Soupers des Quartier latin ausgemacht hatte, wo sie mit stets frischer, wenn auch nicht ganz richtiger Stimme eine Menge ländlicher Rondeu sang, die ihr den Namen eintrugen, unter dem die feinsten Steinschneider des Reims sie gefeiert haben, verließ Fräulein Musette plötzlich die Rue de la Harpe, um in die kytherischen Höhen des Bredaquartiers zu ziehen.

Sie wurde gar bald eine der Löwinnen der Aristokratie des Genusses und kam allmählich auf den Weg zu jener Berühmtheit, die darin besteht, daß man in den Pariser Zeitungen genannt oder für die Kunsthandlungen lithographiert wird.

Fräulein Musette war jedoch eine Ausnahme unter den Damen, in deren Mitte sie lebte. Eine instinktiv elegante und poetische Natur, wie es alle wirklich frauenhaften Frauen sind, liebte sie den Luxus und alle Genüsse, die er verschafft; ihre Koketterie begehrte glühend alles, was schön und vornehm war; sie wäre mitten in der königlichsten Pracht nicht am verkehrten Ort gewesen. Aber Fräulein Musette, jung und

schön, hätte nie eingewilligt, die Geliebte eines Mannes zu werden, der nicht wie sie jung und schön gewesen wäre. Man hatte es einmal erlebt, wie sie die großartigen Anerbietungen eines Greises abwies, der so reich war, daß man ihn das Goldland der Chaussée-d'Antin benannte, und der allen Launen Musettes goldene Treppen zu Füßen breitete. Intelligent und geistreich, verabscheute sie gleichfalls die Dummen und Tröpfe, welches auch ihr Alter, ihr Titel und ihr Name war.

Musette war also ein braves und schönes Mädchen, das sich in der Liebe die Hälfte des berühmten Aphorismus von Chamfort zu eigen machte: „Die Liebe ist der Austausch zweier Launen." Daher wurden ihre Liaisons auch nie von jenem schmählichen Handeln eingeleitet, das die moderne Galanterie entehrt. Wie sie selber sagte, spielte Musette offenes Spiel und verlangte, daß man ihr auf ihre Offenheit herausgab.

Aber wenn ihre Launen lebhaft und spontan waren, so waren sie nie dauernd genug, um bis zur Höhe einer Leidenschaft zu steigen. Und die übertriebene Sprunghaftigkeit ihrer Einfälle, die geringe Sorgfalt, mit der sie auf die Börse und die Stiefel derer achtete, die ihr den Hof machen wollten, brachten eine große Beweglichkeit in ihr Dasein, das beständig zwischen dem blauen Coupé und dem Omnibus schwankte, zwischen dem Erdgeschoß und dem fünften Stock, zwischen Seidenkleidern und Kleidern aus Kattun. O reizendes Mädchen! lebendiges Gedicht der Jugend, mit klingendem Lachen und freudigem Singen! Teilnehmendes Herz, das unter halboffenem Brusttuch für jedermann schlägt, o Fräulein Musette! Sie, die Sie die Schwester Bernerettes sind und Mimi Pinsons! Es bedürfte der Feder Alfred de Mussets, um würdig von Ihrem sorglosen und schweifenden Lauf auf den Blumenpfaden der Jugend zu berichten; und sicherlich hätte er Sie auch feiern wollen, wenn er Sie wie ich mit Ihrem hübschen Falsett das ländliche Couplet aus einer Ihrer Lieblingsronden hätte singen hören:

Es war ein herrlicher Frühlingstag,
Da sagte ich ihr im blühenden Hag:
„Ich liebe dich, braunes Kind!"
Ihr Herz flog ungezügelt,
Ihre Haube wiegte beflügelt
Schmetterlingsschwingen im Wind.

Die Geschichte, die wir erzählen wollen, ist eine der reizendsten Episoden aus dem Leben dieser reizenden Abenteurerin, die sich über soviel Dinge hinweggesetzt hat.

Zu einer Zeit, da sie die Geliebte eines jungen Staatsrats war, der ihr galant den Schlüssel zu seinem Erbe in die Hand gegeben hatte, pflegte Fräulein Musette wöchentlich einmal in ihrem hübschen, kleinen Salon der Rue de la Bruyère eine Soiree zu geben. Diese Soireen glichen den meisten der Pariser Soireen, jedoch mit dem Unterschied, daß man sich bei ihr amüsierte; wenn nicht genügend Platz vorhanden war, setzte man sich einander auf den Schoß, und oft kam es vor, daß ein Glas für ein Paar dienen mußte. Rodolphe, der Musettes Freund war und nie mehr wurde als ihr Freund (weshalb, das hat weder er noch sie jemals erfahren), Rodolphe bat Musette um die Erlaubnis, ihr seinen Freund, den Maler Marcel zuführen zu dürfen; „einen Burschen von Talent," sagte er, „dem die Zukunft schon den Akademikerfrack stickt." — „Bringen Sie ihn nur mit!" antwortete Musette.

An dem Abend, als sie zusammen zu Musette gehen sollten, stieg Rodolphe zu Marcel hinauf, um ihn abzuholen. Der Künstler war bei der Toilette. „Wie," sagte Rodolphe, „du gehst mit einem bunten Hemd in Gesellschaft?" „Verletzt das die Sitte?" fragte Marcel ruhig. „Oh es sie verletzt? aber bis aufs Blut, Unglücklicher!" „Teufel!" sagte Marcel, indem er sein Hemd ansah, das auf blauem Grunde Vignetten zeigte, die von einer Meute verfolgte Eber darstellten, „ich habe kein anderes hier. Ach was! um so schlimmer. Ich nehme einen weißen Kragen und da Methusalem sich ohnehin Hals zuknöpfen läßt, so sieht man die Farbe meiner [illegible] nicht." „Wie!" sagte Rodolphe unruhig, „du willst [illegible] noch Methusalem anziehen?" „Ah!" seufzte Marcel [illegible] muß wohl; Gott will es, und mein Schneider auch; übrigens hat er eine Garnitur neuer Knöpfe, und ich habe ihn eben mit Pfirsichkernschwarz aufgefrischt."

Methusalem war ganz einfach Marcels Rock. Er nannte ihn so, weil er der Alterspräsident in seiner Garderobe war. Methusalem war vor vier Jahren nach neuester Mode gemacht und außerdem von furchtbarem Grün; aber bei Licht, so behauptete Marcel, sah er aus wie schwarz.

Nach fünf Minuten war Marcel angezogen; sein Anzug

war von vollendet schlechtem Geschmack: die Kleidung des Farbenkleckers, der in Gesellschaft geht.

Herr Casimir Bonjour wird nicht so erstaunt sein, wenn man ihm eines Tages seine Wahl ins Institut mitteilt, wie Marcel und Rodolphe es waren, als sie in Fräulein Musettes Haus ankamen. Der Grund ihres Staunens war folgender: Fräulein Musette, die sich seit einiger Zeit mit ihrem Liebhaber, dem Staatsrat, überworfen hatte, war von diesem in einem sehr ernsten Moment im Stich gelassen worden. Ihre Gläubiger und ihr Hauswirt verfolgten sie, und man hatte ihr die Möbel gepfändet und auf den Hof des Hauses hinuntergeschafft, um sie am folgenden Tage zum Verkauf fortzunehmen. Trotz dieses Zwischenfalls dachte Fräulein Musette nicht einen Augenblick daran, sich ihren Gästen zu entziehen, und sie sagte die Soiree nicht ab. Sie ließ mit vollkommenem Ernst den Hof als Salon arrangieren, legte einen Teppich aufs Pflaster, rüstete alles wie gewöhnlich, zog sich zum Empfang an und lud all' ihre Mieter zu dem kleinen Fest ein, zu dessen Glanz der liebe Gott freundlich durch Illuminationen beizutragen geruhte.

Der Scherz hatte einen ungeheuren Erfolg: nie hatten Musettes Soiréen sich so durch Schwung und Lustigkeit ausgezeichnet; man tanzte und man sang noch, als die Träger kamen und Möbel, Teppiche und Diwans holten; da mußte sich die Gesellschaft wohl oder übel zurückziehen.

Musette führte all' ihre Gäste hinaus, indem sie sang:

Man wird noch lange von ihm reden, la ri ra,
Von meinem Donnerstag;
Man wird noch lange von ihm reden, la ri ra.

Marcel und Rodolphe blieben mit Musette allein; sie war in ihre Wohnung hinaufgegangen, wo nur das Bett noch stand. „Ah ja! aber," sagte Musette, „mein Abenteuer ist so gar lustig nicht; ich werde ins Hotel zum Freien Himmel gehen müssen. Ich kenne es, dies Hotel; es zieht wahnsinnig in seinen Zimmern." „Ah, gnädiges Fräulein," sagte Marcel, „wenn ich die Gaben des Plutus hätte, wollte ich Ihnen einen Tempel anbieten, schöner als der Salomos, aber . . ." „Sie sind nicht Plutus, mein Freund. Einerlei, ich weiß Ihnen Dank für die gute Absicht . . . Ach was!" fügte sie hinzu, indem sie ihre Wohnung mit dem Blick durchlief, „ich lang-

Mussetto

weilte mich hier; und dann waren die Möbel alt. Jetzt hatte ich sie fast sechs Monate. Aber das ist nicht alles; nach dem Ball soupiert man, soviel ich weiß.“ „Soupieren wir also,“ sagte Marcel.

Da Rodolphe während der Nacht beim Landsknecht einiges Geld gewonnen hatte, so führte er Musette und Marcel in ein Restaurant, das gerade geöffnet wurde.

Nach dem Frühstück kam den drei Gästen, die keineswegs Lust hatten, schlafen zu gehen, der Einfall, den Tag auf dem Lande zu verbringen, und da sie in der Nähe der Eisenbahn waren, so stiegen sie in den ersten besten Zug, der gerade abfahren sollte, und fuhren nach Saint-Germain.

Den ganzen Tag liefen sie in den Wäldern umher, und sie kehrten erst um sieben Uhr abends nach Paris zurück; Marcel freilich behauptete, es könne erst halb eins sein, und wenn es dunkel sei, so liege das am bedeckten Himmel.

Während der ganzen Festnacht und während des ganzen folgenden Tages hatte Marcel, dessen Herz aus Salpeter bestand und durch einen einzigen Blick zu entzünden war, sich immer mehr in Fräulein Musette verliebt, und er hatte ihr farbenreich, wie er es Rodolphe gegenüber nannte, den Hof gemacht. Er hatte dem schönen Mädchen sogar vorgeschlagen, ihr ein noch schöneres Mobiliar zu kaufen als das alte, und zwar mit dem Ertrag seines berühmten Gemäldes: der Zug durch das Rote Meer. Daher sah der Künstler den Moment, in dem er sich von Musette trennen mußte, mit Schmerzen nahen; sie aber ließ sich zwar die Hände, den Hals und verschiedenes andere küssen, beschränkte sich jedoch darauf, ihn jedesmal, wenn er in ihr Herz einbrechen wollte, sanft zurückzudrängen.

Als sie in Paris ankamen, ließ Rodolphe seinen Freund mit dem jungen Mädchen allein, und sie bat den Künstler, sie bis zu ihrer Tür zu begleiten. „Erlauben Sie mir, Sie zu besuchen?“ fragte Marcel; „ich werde Sie malen.“ „Mein Lieber,“ sagte das hübsche Mädchen, „ich kann Ihnen meine Adresse nicht geben, denn ich habe morgen vielleicht keine mehr; aber ich werde Sie besuchen und Ihnen den Rock flicken. Er hat ein Loch, durch das man ausziehen könnte, ohne die Miete zu bezahlen.“ „Ich werde Sie erwarten wie den Messias,“ sagte Marcel. „Nicht so lange,“ lachte Musette.

„Welch reizendes Mädchen!“ murmelte Marcel, als er langsam davonging; „sie ist die Göttin der Lustigkeit. Ich werde mir noch ein zweites Loch in den Rock machen müssen.“

Er hatte noch keine dreißig Schritte getan, als er einen Schlag auf der Schulter fühlte: es war Fräulein Musette. „Mein lieber Herr Marcel,“ sagte sie, „sind Sie ein französischer Kavalier?“ „Ich bin es: Rubens und meine Dame, so lautet meine Devise.“ „Nun also, vernehmet meinen Schmerz und duldet mit, edler Herr,“ erwiderte Musette, an der die Literatur ein wenig abgefärbt war, obgleich sie der Grammatik blutige Bartholomäusnächte bereitete; „mein Hauswirt hat den Schlüssel meiner Wohnung fortgenommen, und es ist elf Uhr nachts: verstehen Sie?“ „Ich verstehe,“ sagte Marcel, indem er Musette den Arm bot. Er führte sie in sein Atelier, das auf dem Blumenkai lag.

Musette konnte vor Müdigkeit kaum noch stehen: aber sie hatte gerade noch Kraft genug, um mit einem Händedruck zu Marcel zu sagen: „Sie werden nicht vergessen, was Sie mir versprochen haben.“ „O Musette! reizendes Kind!“ sagte der Künstler mit etwas bewegter Stimme, „Sie sind hier unter einem gastlichen Dache; schlafen Sie in Frieden, gute Nacht! ich gehe fort.“ „Weshalb?“ sagte Musette mit schon fast geschlossenen Augen; „ich habe keine Angst, ich versichere Sie; und dann sind zwei Zimmer da, ich lege mich auf Ihr Kanapee.“ „Mein Kanapee ist zu hart, um darauf zu schlafen, es besteht aus gesammten Kieseln. Ich gebe Ihnen Gastfreundschaft bei mir, und für mich werde ich einen Freund, der hier auf dem gleichen Stockwerk wohnt, um denselben Freundesdienst bitten; es ist klüger so,“ sagte er. „Ich halte gewöhnlich mein Wort; aber ich bin zweiundzwanzig Jahre alt, und Sie sind achtzehn, Musette . . . ich gehe. Gute Nacht.“

Am folgenden Morgen kehrte Marcel mit einem Blumentopf, den er auf dem Markt gekauft hatte, in sein Atelier zurück. Musette, die sich in all ihren Kleidern aufs Bett geworfen hatte; schlief noch. Bei dem Geräusch, das er machte, wachte sie auf und hielt ihm die Hand hin. „Braver Junge!“ sagte sie. „Braver Junge,“ widerholte Marcel, „heißt das nicht dasselbe wie lächerlicher?“ „O!“ rief Musette, „weshalb sprechen Sie so? Das ist nicht liebenswürdig; statt mir Bosheiten zu sagen, bieten Sie mir lieber diesen Blumentopf an.“

„Ich habe ihn in der Tat für Sie mitgebracht," sagte Marcel. „Nehmen Sie ihn also, und singen Sie mir für meine Gastfreundschaft eins ihrer hübschen Lieder; das Echo meines Dachstübchens hält vielleicht ein wenig von Ihrer Stimme zurück, dann werde ich Sie noch hören, wenn Sie längst wieder fort sind." „Ah ja! aber Sie wollen mich also vor die Tür setzen?" fragte Musette. „Und wenn nun ich nicht fort will? Hören Sie, Marcel, ich steige nicht über sechsunddreißig Leitern, ehe ich sage, was ich denke. Sie gefallen mir, und ich gefalle Ihnen. Es ist keine Liebe, aber vielleicht ist es der Keim dazu. Nun also, ich gehe nicht; ich bleibe, und ich werde bleiben, solange die Blumen, die Sie mir gegeben haben, nicht welken." „Ah!" rief Marcel aus, „aber sie sind in zwei Tagen welk! Hätte ich das gewußt, so hätte ich Immortellen genommen!"

. . . . . .

Seit vierzehn Tagen wohnten Musette und Marcel zusammen und führten, obgleich sie oft ohne Geld waren, das reizendste Leben der Welt. Musette empfand für den Künstler eine Zärtlichkeit, die mit ihren früheren Leidenschaften nichts gemein hatte. Und Marcel begann zu fürchten, er werde sich im Ernst in seine Geliebte verlieben. Da er nicht wußte, daß auch sie ihn zu lieben besorgte, sah er jeden Morgen nach, in welchem Zustand die Blumen waren, deren Tod den Bruch ihrer Liaison herbeiführen sollte; und es wurde ihm schwer, sich ihre jeden Morgen neue Frische zu erklären. Aber schließlich fand er den Schlüssel zu dem Geheimnis: als er eines Nachts erwachte, sah er Musette nicht neben sich. Er stand auf, lief in das Zimmer und sah die Geliebte, die allnächtlich seinen Schlummer dazu benutzte, die Blumen zu begießen und am Sterben zu hindern.

VII. DIE FLUTEN DES PAKTOLUS.

Es war am 19. März 18 . . Und sollte er das Alter des Herrn Raoul-Rochette erreichen, der Niniveh hat erbeben sehen — nie wird Rodolphe dies Datum vergessen, denn an eben diesem Tage, dem Sankt-Josephstage, kam unser Freund um drei Uhr nachmittags von einem Bankier, bei dem er in klingenden und kursfähigen Münzen die Summe von fünfhundert Franken erhoben hatte.

Der erste Gebrauch, den Rodolphe von dieser Provinz Westindiens machte, die ihm in die Tasche fiel, bestand darin, daß er seine Schulden nicht bezahlte. Er hatte sich Sparsamkeit zugeschworen und wollte sich keinerlei Extraausgabe leisten. Er hatte übrigens in diesem Punkt äußerst durchdachte Ideen und sagte, ehe man ans Überflüssige denke, müsse man sich mit dem Notwendigen befassen. Daher bezahlte er seine Gläubiger nicht, sondern kaufte sich eine türkische Pfeife, nach der er seit langem begehrte.

Mit diesem Kauf versehen, begab er sich in die Wohnung seines Freundes Marcel, der ihn seit einiger Zeit beherbergte. Als er das Atelier des Künstlers betrat, klangen die Taschen Rodolphes wie der Kirchturm eines Dorfs am Tage eines hohen Festes. Da Marcel dies ungewohnte Geräusch vernahm, glaubte er, es sei einer seiner Nachbarn, ein Baissespieler, der seine Börsengewinste Revue passieren ließ, und er murmelte: „Wieder dieser Intrigant von nebenan, der seine Epigramme beginnt. Wenn das noch lange dauert, kündige ich. Es ist unmöglich, bei einem solchen Lärm zu arbeiten. Da könnte einen die Lust ankommen, den armen Künstlerstand an den Nagel zu hängen und vierzig Räuber zu werden." Und ohne im geringsten zu ahnen, daß sein Freund Rodolphe in einen Krösus verwandelt war, machte Marcel sich wieder an sein Gemälde, den Zug durchs Rote Meer, der seit bald drei Jahren auf der Staffelei stand.

Rodolphe, der noch kein Wort gesagt hatte, da er darüber nachsann, wie er seinen Freund auf die Probe stellen wollte, sprach zu sich selber: „Gleich werden wir tüchtig lachen; ah, das wird lustig werden, bei Gott!" Und er ließ ein Fünffrankenstück zu Boden fallen.

Marcel hob die Augen und sah Rodolphe an; dieser blieb ernst wie ein Artikel in der Revue des deux Mondes.

Der Künstler hob das Geldstück mit sehr zufriedener Miene auf und bereitete ihm einen höchst anmutigen Empfang, denn, wenn er auch Maler war, so wußte er doch zu leben und war gegen Fremde sehr höflich. Da er übrigens wußte, weshalb Rodolphe ausgegangen war, nämlich um Geld zu suchen, so beschränkte Marcel sich darauf, als er sah, daß sein Freund in seinen Schritten Glück gehabt hatte, das Resultat zu bewundern, und fragte nicht weiter, mit Hilfe welcher Mittel es errungen war.

Er machte sich also ohne ein Wort wieder an die Arbeit und ertränkte einen Ägypter vollends in den Fluten des Meeres. Als er diesen Totschlag beendet hatte, ließ Rodolphe ein zweites Fünffrankenstück fallen, und indem er des Malers Mienenspiel beachtete, begann er in seinen Bart hinein zu lachen, der, wie jedermann weiß, dreifarbig war.

Bei dem klingenden Fall des Metalls sprang Marcel, wie von einem elektrischen Funken gestochen, auf und rief: „Wie! noch eine zweite Strophe?"

Ein drittes Stück rollte auf den Boden, ein viertes, ein fünftes; und schließlich tanzte eine ganze Talerquadrille im Zimmer.

Marcel begann sichtlich Spuren der Geisteszerrüttung zu zeigen, und Rodolphe lachte wie das Parterre des Theatre-Français bei der Erstaufführung der Johanna von Flandern. Plötzlich griff Rodolphe ohne weitere Umstände mit vollen Händen in die Taschen, und die Taler begannen ein unglaubliches Steeplechase. Es war die Überschwemmung des Paktolus, das Bacchanal des Jupiter, der in den Turm der Danaë tritt.

Marcel stand reglos, stumm, mit starrem Auge da; das Staunen verwandelte ihn etwa so, wie die Neugier einst Lots Weib zum Opfer heischte. Und als Rodolphe seine letzte Hundert-Franken-Rolle auf den Boden warf, war die eine Seite des Künstlers schon ganz zu Salz geworden.

Rodolphe lachte immer noch. Und neben dieser stürmischen Heiterkeit wären die Donner eines Orchesters des Herrn Sax als Seufzer eines Kindes an der Mutterbrust erschienen.

Geblendet, erdrosselt, erstarrt vor Aufregung, glaubte Marcel zu träumen; und um den Alp, der ihn beklemmte, zu verjagen, biß er sich bis aufs Blut in den Finger, was ihn so schmerzte, daß er aufschrie.

Da merkte er, daß er vollkommen wach war; und als er sah, daß er das Gold mit Füßen trat, rief er wie in der Tragödie aus: „Soll ich meinen Augen glauben?" Und indem er Rodolphes Hand in seine nahm, fügte er hinzu: „Gib mir die Erklärung zu diesem Geheimnis." „Wenn ich es erklärte, so wäre es keines mehr." „Aber?" „Dies Gold ist die Frucht meines Schweißes," sagte Rodolphe, indem er das Geld sammelte und auf einen Tisch legte; dann trat er ein paar Schritte zurück und blickte bewundernd auf die in Haufen geordneten fünfhundert Franken und dachte: „Ich soll also

jetzt meine Träume verwirklichen?" „Es müssen fast sechstausend Franken sein," sagte Marcel, indem er die Taler betrachtete, die auf dem Tische zitterten. „Ich habe einen Gedanken. Rodolphe muß mir meinen Zug durchs Rote Meer abkaufen."

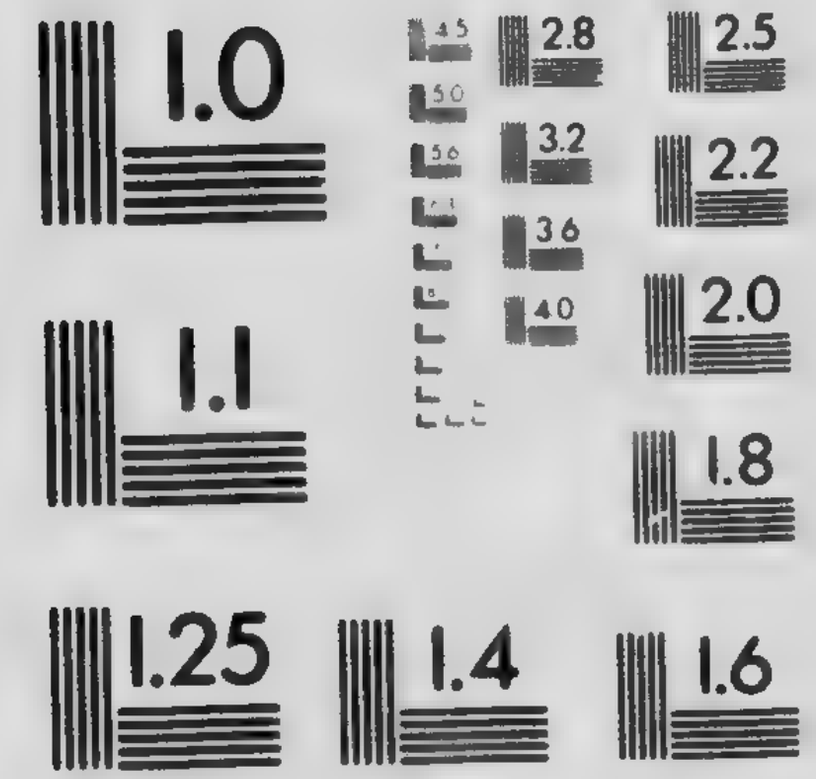
Plötzlich stellte Rodolphe sich in Theaterpose, und mit großer Feierlichkeit in Geste und Stimme sprach er zu dem Künstler: „Höre mich an, Marcel, das Vermögen, das da vor deinen Blicken strahlt, ist nicht das Resultat niedriger Manöver, ich habe meine Feder nicht verkauft, ich bin reich und doch ehrlich; dies Gold hat mir eine hochherzige Hand gegeben, und ich habe geschworen, es zu benutzen, um durch die Arbeit eine für den tugendhaften Menschen ernste Stellung zu erringen. Die Arbeit ist die heiligste der Pflichten." „Und das Pferd das edelste der Tiere," sagte Marcel, indem er Rodolphe unterbrach. „Ah!" fügte er hinzu, „was bedeutet diese Rede, und woher hast du diese Prosa? Ohne Zweifel aus den Steinbrüchen des gesunden Menschenverstandes?" „Unterbrich mich nicht und gebiete deinen Spöttereien Waffenstillstand," sagte Rodolphe; „übrigens würden sie am Panzer des unverwundbaren Willens, den ich in Zukunft trage, zerbrechen." „Komm, genug der Vorrede jetzt. Worauf willst du hinaus?" „Höre also meine Pläne: Gesichert vor den materiellen Nöten des Lebens, will ich ernsthaft arbeiten; ich werde meine große Maschine beenden und mich entschlossen in die Öffentlichkeit setzen. Zunächst verzichte ich auf die Boheme, ich ziehe mich an wie alle Welt, ich will einen Frack haben und die Salons besuchen. Wenn du in meinen Weg einlenken willst, so werden wir weiter zusammen wohnen, aber du wirst mein Programm annehmen müssen. Die strengste Sparsamkeit wird über unserem Dasein wachen. Wenn wir uns einzurichten verstehen, so haben wir drei Monate gesicherter Arbeit ohne jede Sorge vor uns. Aber Sparsamkeit tut not." „Mein Freund," sagte Marcel, „die Sparsamkeit ist eine Wissenschaft, die nur den Reichen zugänglich ist; also kennen weder du noch ich ihre Anfangsgründe. Wenn wir jedoch einen Vorschuß von sechs Franken erheben, so können wir die Werke des Herrn Jean Baptiste Say erstehen; der ist ein ausgezeichneter Nationalökonom und wird uns vielleicht lehren, diese Kunst zu üben ... Was, du hast eine türkische Pfeife?" „Ja," sagte Rodolphe, „die habe ich mir für fünfundzwanzig

Franken gekauft." „Wie! du gibst fünfundzwanzig Franken für eine Pfeife aus . . . und du sprichst von Sparsamkeit?" „Und dies ist sicherlich eine Ersparnis," antwortete Rodolphe, „ich habe jeden Tag eine Pfeife zu zwei Sous zerbrochen; am Jahresende ergibt das eine bedeutend höhere Ausgabe, als ich sie mir eben geleistet habe . . . Es ist also wirklich Sparsamkeit." „Wahrhaftig," sagte Marcel, „du hast recht darauf wäre ich nicht gekommen." In diesem Augenblick schlug es von einem benachbarten Turm herab sechs Uhr: „Laß uns schnell essen," sagte Rodolphe, „ich will mich noch heute abend auf den Weg machen. Aber beim Diner fällt mir ein: eine Überlegung: wir verlieren jeden Tag mit dem Kochen kostbare Zeit; nun ist die Zeit der Reichtum des Arbeiters, man muß also mit ihr sparen. Von heute an werden wir unsre Mahlzeiten in der Stadt einnehmen." „Ja," sagte Marcel, „zwanzig Schritte die Straße hinab ist ein ausgezeichnetes Restaurant; es ist etwas teuer, aber seine Nähe verkürzt den Weg. So gleichen wir es durch Zeitersparnis wieder aus." „Heute wollen wir hingehen," sagte Rodolphe; „aber morgen oder übermorgen werden wir eine noch sparsamere Methode versuchen . . . Statt ins Restaurant zu gehen, werden wir uns eine Köchin nehmen." „Nein, nein," unterbrach Marcel, „wir wollen lieber einen Diener nehmen, der zugleich unser Koch ist. Bedenke, welche ungeheuren Vorteile sich ergeben. Zunächst ist unser Haushalt immer in Ordnung: er putzt unsre Stiefel, er wäscht mir die Pinsel, er macht unsre Besorgungen; ich werde sogar versuchen, ihm Geschmack an den schönen Künsten einzuimpfen, und ich mache einen Farbenkleckser aus ihm. Auf diese Art sparen wir beide mindestens sechs Stunden des Tages an Arbeit und Wirtschaftssorgen, und die werden unsrer Kunst zugute kommen." „Ah!" rief Rodolphe, „ich habe noch einen Gedanken . . . aber laß uns essen gehen."

Fünf Minuten darauf saßen die beiden Freunde in einem der Zimmer des nahen Restaurants und setzten ihr Gespräch über die Sparsamkeit fort. „Also höre meine Idee: wenn wir statt eines Dieners eine Geliebte nähmen?" schlug Rodolphe vor. „Eine Geliebte für zwei!" rief Marcel entsetzt, „das hieße die Sparsamkeit bis zur Verschwendung treiben, und wir würden unsre Ersparnisse für Messer ausgeben, um uns umzubringen. Mir ist der Diener lieber; vor allem verleiht

MICROCOPY RESOLUTION TEST CHART

(ANSI and ISO TEST CHART No 2)



APPLIED IMAGE Inc

[illegible] Street
[illegible] New [illegible]
[illegible]
(716) 288 5989 Fax

er Ansehen." „Ja ja," sagte Rodolphe, „wir werden uns einen intelligenten Burschen nehmen; und wenn er von der Orthographie eine Ahnung hat, so werde ich ihn im Stil unterrichten." „Das wird ein Gelderwerb für seine alten Tage," sagte Marcel, indem er das Menü addierte, das sich auf fünfzehn Franken belief. „Nun, das ist teuer genug. Gewöhnlich haben wir zusammen für eins fünfzig gegessen." „Ja," erwiderte Rodolphe, „aber wir haben schlecht gegessen, und dann mußten wir abends zu nacht essen. Alles erwogen, ist es also eine Ersparnis." „Du bist der Stärkere," murmelte der durch diesen Beweis überzeugte Künstler, „du hast immer recht. Wollen wir heute abend arbeiten?" „Meiner Treu, nein. Ich suche meinen Onkel auf," sagte Rodolphe; „das ist ein braver Mann, ich werde ihm meine neuen Verhältnisse anvertrauen, und er wird mir mit gutem Rat beistehen. Und du, wohin gehst du, Marcel?" „Ich, ich gehe zum alten Medicis, um ihn zu fragen, ob er mir nicht ein paar Bilderrestaurationen anzuvertrauen hat. Apropos, gib mir doch fünf Franken." „Wozu?" „Um über den Pont des Arts zu gehen." „Ah! das ist eine unnötige Ausgabe, und wenn auch wenig beträchtlich, so entfernt sie sich doch von unserm Prinzip." „Freilich, du hast recht, ich werde über den Pont Neuf gehen ... Aber ich nehme einen Wagen."

Und die beiden Freunde trennten sich, indem sie verschiedene Richtungen einschlugen, aber ein merkwürdiger Zufall führte sie bald darauf an einem und demselben Punkt zu einer Begegnung zusammen. „Sieh da, du hast deinen Onkel also nicht getroffen?" fragte Marcel. „Du hast also Medicis nicht gesprochen?" fragte Rodolphe. Und sie brachen in Lachen aus.

Trotzdem gingen sie sehr früh nach Hause ... freilich erst am folgenden Morgen.

Zwei Tage darauf waren Rodolphe und Marcel vollständig verwandelt. Wie Hochzeiter der obersten Klasse ganz neu gekleidet, waren sie so schön, so glänzend, so elegant, daß sie sich, wenn sie einander auf der Straße begegneten, wiederzuerkennen zögerten.

Ihr Sparsystem war übrigens vollends in Kraft getreten, aber die Organisation der Arbeit wollte sich nur mühsam durchführen lassen. Sie hatten einen Diener genommen. Es war ein großer Bursche von vierunddreißig Jahren, Schweizer Ur-

sprungs und von einer Intelligenz, die an die Jokrissens erinnerte. Übrigens war er nicht zum Diener geboren, und wenn ihm einer seiner Herren ein etwas auffälliges Paket zu tragen gab, so errötete Baptiste vor Entrüstung und ließ den Gang von einem Dienstmann besorgen. Indes hatte Baptiste doch auch gute Eigenschaften. So machte er, wenn man ihm einen Hasen gab, im Notfall Hasenklein daraus. Da er obendrein, ehe er Diener wurde, Destillateur gewesen war und seiner Kunst warme Liebe bewahrt hatte, so entwandte er einen großen Teil der Zeit, die er seinen Herren schuldete, um die Mischung eines neuen Heiltranks zu finden, dem er seinen Namen geben wollte; auch hatte er guten Erfolg in der Bereitung von Nußbranntwein. In einem Punkt freilich blieb Baptiste ohne jeden Rivalen: und zwar in der Kunst, Marcels Zigarren zu rauchen und sie mit Rodolphes Manuskripten anzuzünden.

Eines Tages sollte Baptiste Marcel im Pharaokostüm für sein Gemälde der Zug durchs Rote Meer Modell stehen. Auf diese Zumutung antwortete Baptiste mit einem absoluten Nein, und er verlangte seine Abrechnung. „Gut," sagte Marcel, „Ihre Abrechnung werde ich heute abend ordnen."

Als Rodolphe nach Hause kam, erklärte sein Freund ihm, man müsse Baptiste fortschicken. „Er nützt uns zu absolut nichts," sagte er. „Das ist wahr," antwortete Rodolphe; „er ist ein lebender Kunstgegenstand." „Er ist so dumm, daß man ihn einkochen müßte." „Er ist faul." „Wir müssen ihn wegschicken." „Also schicken wir ihn weg." „Aber er hat doch auch seine guten Seiten. Das Hasenklein macht er gut." „Und den Nußbranntwein erst! Er ist der Raphael des Nußbranntweins." „Ja, aber er taugt zu nichts sonst, und das eine kann uns nicht genügen. Wir verschwenden all unsre Zeit auf Diskussionen mit ihm." „Er hindert uns an der Arbeit." „Er ist schuld, daß ich meinen Zug durchs Rote Meer zum Salon nicht fertig bringe. Er will nicht für den Pharao Modell stehen." „Dank ihm habe ich die Arbeit nicht beenden können, die bei mir bestellt war. Er hat nicht auf die Bibliothek gehen wollen, um mir die Notizen zu holen, die ich brauchte." „Er ruiniert uns." „Entschieden, wir können ihn nicht behalten." „Also schicken wir ihn weg ... Aber dann müssen wir ihn bezahlen." „Wir werden ihn bezahlen, aber er soll gehen! Gib mir Geld, dann rechne ich

mit ihm ab." „Wie! Geld! aber ich führe doch die Kasse nicht! das tust du." „Durchaus nicht. Du! Du hast die allgemeine Verwaltung übernommen," sagte Rodolphe. „Aber ich versichere dich, ich habe kein Geld!" rief Marcel. „Sollte keins mehr da sein? Das ist unmöglich! Man kann doch in acht Tagen keine fünfhundert Franken ausgeben, . sonders dann nicht, wenn man wie wir in der absolutester Sparsamkeit lebt und sich streng auf das Notwendigste beschränkt." (Er hätte sagen sollen, streng aufs Überflüssigste.) „Wir müssen die Rechnungen nachsehen, und wir werden den Irrtum finden." „Ja," sagte Marcel; „aber wir werden das Geld nicht finden." „Einerlei, laß uns die Ausgabenbücher nachsehn."

Hier eine Probe aus dieser Buchführung, die unter den Auspizien der heiligen Ökonomia begonnen war: „Den 19. März. Einnahmen 500 Frcs. Ausgaben: eine türkische Pfeife 25 Frcs.; Diner 15 Frcs.; verschiedene Ausgaben 40 Frcs." „Was für verschiedene Ausgaben sind das?" sagte Rodolphe zu Marcel, der las. „Du weißt doch," antwortete dieser, „das ist der Abend, als wir erst morgens nach Hause kamen. Übrigens haben wir dadurch Holz und Kerzen gespart." „Und dann? fahre fort." „Den 20. März. Frühstück 4 Fr. 50 c.; Tabak 20 c.; Diner 2 Frcs.; ein Kneifer 2 Frcs. 50 c. O!" sagte Marcel, „der kommt auf deine Rechnung, der Kneifer! Wozu brauchtest du einen Kneifer? Du siehst sehr gut . . ." „Du weißt doch, ich hatte für die Schärpe der Iris eine Besprechung des Salons zu machen. Man kann unmöglich ohne Kneifer Bilder kritisieren. Das war eine berechtigte Ausgabe. Und dann?" „Ein Spazierstock . . ." „Ah! das geht auf deine Rechnung," sagte Rodolphe, „du brauchtest keinen Spazierstock." „Das sind alle Ausgaben vom 20.," sagte Marcel, ohne zu antworten. „Am 21. haben wir in der Stadt gefrühstückt; und auch diniert; und auch soupiert." „Also werden wir nicht viel ausgegeben haben." „Nein, recht wenig . . . kaum dreißig Franken." „Aber wofür denn?" „Das weiß ich nicht mehr," sagte Marcel; „es ist unter der Rubrik Verschiedene Ausgaben eingetragen." „Ein unbestimmter und hinterhaltiger Titel!" unterbrach Rodolphe. „Den 22. Das ist der Tag, an dem Baptiste eintrat; wir haben ihm 5 Frcs. auf seinen Lohn vorausgezahlt; für die Drehorgel 50 c., für den Loskauf von vier kleinen Chinesen-

kindern, die von unglaublich barbarischen Eltern in den Gelben Fluß geworfen zu werden verurteilt waren, 2 Frcs. 50 c.“ „Halt!“ sagte Rodolphe, „erkläre mir diesen Abschnitt ein wenig. Weshalb mußte man die kleinen Chinesen loskaufen?“ „Ich bin von Geburt großmütig,“ erwiderte Marcel, „weiter, fahre fort; bis jetzt haben wir uns noch sehr wenig vom Prinzip der Sparsamkeit entfernt.“ „Am 23. ist nichts eingetragen. Am 24. Baptiste auf seinen Lohn 3 Frcs. vorausgegeben.“ „Mir scheint, man gibt ihm recht oft Geld,“ flocht Marcel epigrammatisch ein. „Um so weniger ist man ihm schuldig,“ antwortete Rodolphe. „Also weiter.“ „Am 26. März, verschiedene und vom Standpunkt der Kunst sehr nützliche Ausgaben, 36 Frcs. 40 c.“ „Was kann man denn so Nützliches gekauft haben?“ sagte Rodolphe; „ich entsinne mich nicht. 36 Frcs. 40 c., was kann denn das sein?“ „Wie, du entsinnst dich nicht mehr? . . . Das ist der Tag, als wir die Türme von Notre-Dame bestiegen, um Paris aus der Vogelperspektive zu sehen . . .“ „Aber die Besteigung der Türme kostet nur acht Sous,“ sagte Rodolphe. „Ja, aber als wir herunterkamen, haben wir in Saint-Germain gegessen.“ „Diese Buchführung sündigt durch Klarheit.“ „Am 27. ist nichts vermerkt.“ „Gut! das ist Sparsamkeit.“ „Am 28. Baptiste auf seinen Lohn 6 Frcs. gezahlt.“ „Ah! diesmal bin ich sicher, daß wir Baptiste nichts mehr schuldig sind. Vielleicht ist sogar er uns schuldig . . . Das müßte man sehen.“ „Den 29. Sieh, der 29. ist nicht eingetragen; statt der Ausgaben steht der Anfang zu einem Artikel über die Sitten da. Den 30. Ah! da hatten wir Gesellschaft zum Essen: eine starke Ausgabe, 30 Frcs. 55 c. Den 31., das heißt heute, haben wir noch nichts ausgegeben. Du siehst,“ sagte Marcel, indem er schloß, „es ist sehr genau Buch geführt. Die Summe macht keine 500 Frcs.“ „Also muß noch Geld in der Kasse sein.“ „Man kann ja nachsehn“, sagte Marcel, indem er ein Schubfach zog. „Nein,“ sagte er, „es ist nichts mehr da. Nur eine Spinne.“ „Spinne am Morgen bringt Sorgen,“ sagte Rodolphe. „Wo zum Teufel ist all das Geld geblieben?“ nahm Marcel wieder auf, als er die leere Kasse sah. „Potztausend! sehr einfach,“ sagte Rodolphe, „wir haben eben alles Baptiste gegeben.“ „Warte!“ rief Marcel, indem er in das Schubfach griff, wo er ein Papier bemerkte. „Die letzte Mietequittung!“ rief er aus. „Bah!“ sagte Rodolphe, „wie ist

die dahin gekommen?“ „Und noch dazu eine Quittung,“ fügte Marcel hinzu, „du hast also den Hauswirt bezahlt?“ „Ich! geh doch!“ sagte Rodolphe. „Aber was bedeutet . . .“ „Ich versichere dich . . .“ „Erklärt mir dies Geheimnis!“ sangen sie alle beide nach der Melodie des Schlußchors in der Weißen Dame.

Baptiste, der die Musik liebte, kam alsbald herbeigelaufen. Marcel zeigte ihm die Quittung. „Ah! ja,“ sagte Baptiste obenhin, „ich hatte vergessen, es Ihnen zu sagen, der Hauswirt kam heute morgen, als Sie fort waren! Ich habe ihn bezahlt, um ihm einen zweiten Gang zu ersparen.“ „Wo haben Sie das Geld gefunden?“ „Ah, Herr!“ sagte Baptiste, „ich habe es aus dem Schubfach genommen, das offen war; ich hab' mir gedacht, die Herren hätten es sogar eigens deshalb aufgelassen, und ich hab' mir gesagt: Meine Herrn haben vergessen, als sie gingen, mir zu sagen: Baptiste, der Hauswirt wird kommen, um sich die Miete zu holen, bezahlen Sie ihn; und ich hab' getan, als hätte man es mir befohlen . . . . ohne daß man es mir befohlen hatte.“ „Baptiste,“ sagte Marcel in weisem Zorn, „Sie haben unsre Befehle überschritten; von heute an gehören Sie nicht mehr zu unserm Hause. Baptiste, geben Sie Ihre Livree zurück.“

Baptiste nahm die Mütze aus Wachsleinwand ab, die seine Livree ausmachte, und reichte sie Marcel. „Gut,“ sagte dieser, „jetzt können Sie gehen . . .“ „Und mein Lohn?“ „Was sagen Sie, Spaßvogel? Sie haben mehr erhalten, als Ihnen zukam. Ich habe Ihnen in kaum vierzehn Tagen 14 Franken gegeben. Was machen Sie mit all dem Geld? Sie halten wohl eine Tänzerin aus?“ „Eine Seiltänzerin?“ fügte Rodolphe hinzu. „Ich soll also ausgestoßen werden,“ sagte der unglückliche Diener, „ohne ein Obdach, mein Haupt darunter zu bergen?“ „Nehmen Sie Ihre Livree zurück,“ sagte Marcel, sich selber zum Trotz gerührt. Und er gab Baptiste seine Mütze wieder.

— „Also hat doch dieser Unglückliche unser Vermögen verstreut,“ sagte Rodolphe, als er den armen Baptiste hinausgehen sah. „Wo wollen wir heute essen?“ „Das werden wir morgen wissen,“ antwortete Marcel.

VIII. DIE KOSTEN EINES FÜNFFRANKENSTÜCKS.

Eines Samstagabends, zu der Zeit, als er noch nicht mit Fräulein Mimi zusammenlebte, die man bald wird auftreten sehen, machte Rodolphe an seiner Table d'hôte die Bekanntschaft einer Negligémodistin, namens Fräulein Laura. Als sie erfuhr, daß Rodolphe Chefredakteur der Schärpe der Iris und des Castor war, zweier Modeblätter, begann die Modistin, in der Hoffnung, für ihre Produkte Reklame machen zu können, eine Reihe bedeutsamer Sticheleien. Diese Herausforderung beantwortete Rodolphe mit einem Feuerwerk von Madrigalen, das Benserade, Voiture und all die Ruggieris des galanten Stils eifersüchtig gemacht hätte; und als Fräulein Laura am Schluß des Diners erfahren hatte, daß Rodolphe gar ein Dichter war, gab sie ihm deutlich zu verstehen, sie sei nicht abgeneigt, ihn als ihren Petrarca anzunehmen. Sie gewährte ihm sogar ohne Umschweife auf den folgenden Tag ein Rendezvous.

„Potztausend," sagte Rodolphe zu sich selber, als er Fräulein Laura nach Hause brachte, „sicherlich eine liebenswürdige Person! Sie scheint nur wenig Grammatik, dafür aber eine recht anständige Garderobe zu besitzen. Ich bin ganz geneigt, sie glücklich zu machen."

An der Tür ihres Hauses angelangt, ließ Fräulein Laura Rodolphes Arm los und dankte ihm, daß er sie in ein so abgelegenes Viertel begleitet hatte.

„O! meine Gnädigste," antwortete Rodolphe, indem er sich bis zum Boden verneigte, „ich hätte gewünscht, Sie wohnten in Moskau oder auf den Sundainseln, um das Vergnügen, Ihr Kavalier zu sein, noch länger zu genießen." „Das ist ein wenig weit," antwortete Laura, sich zierend. „Wir wären über die Boulevards gegangen, meine Gnädige," sagte Rodolphe. „Erlauben Sie mir, Ihnen in Gestalt Ihrer Wange die Hand zu küssen," fuhr er fort, indem er seine Gefährtin auf die Lippen küßte, ehe Laura hätte Widerstand leisten können. „O! mein Herr," rief sie aus, „Sie gehen zu schnell." „Um schneller anzukommen," sagte Rodolphe. „In der Liebe muß man die ersten Etappen im Galopp zurückzulegen suchen."

„Ein komischer Kerl," dachte die Modistin, als sie in ihr

Haus eintrat. „Ein hübsches Mädchen!“ sag Rodolphe, als er davonging.

Zu Hause legte er sich sofort ins Bett und träumte die süßesten Träume. Er sah sich mit Fräulein Laura am Arm auf Bällen, Promenaden und in Theatern, und sie war in prachtvollere Toiletten gekleidet, als sie die Heldin des Märchens Eselshaut erstrebte.

Am folgenden Tage stand Rodolphe seiner Gewohnheit gemäß um elf Uhr auf. Sein erster Gedanke galt Fräulein Laura. „Sie ist ein schickes Mädchen,“ murmelte er, „ich bin überzeugt, sie ist in Saint-Denis erzogen. Ich soll also endlich das Glück erleben, daß ich eine Geliebte habe, die nicht armselig aussieht. Entschieden muß ich ihr ein Opfer bringen. Ich gehe zur Schärpe der Iris, erhebe mein Geld, k[illegible] Handschuhe und führe Laura in ein Restaurant, wo [illegible] Servietten gibt. Mein Rock ist nicht mehr sehr schön,“ [illegible]te er, als er sich anzog . . ., „aber bah! schwarz steht so gut!“

Und er ging aus, um sich ins Bureau der Schärpe der Iris zu begeben.

Als er die Straße durchquerte, sah er einen Omnibus, auf dessen Scheiben ein Plakat geklebt war; und er las:

HEUTE SONNTAG SPRINGEN DIE GROSSEN BRUNNEN IN VERSAILLES.

Wäre der Donner Rodolphe zu Füßen gefallen, es hätte ihm keinen tieferen Eindruck gemacht, als der Anblick dieses Plakats. „Heute Sonntag! das hatte ich vergessen,“ rief er, ich werde nirgends Geld bekommen. Heute Sonntag!!! Aber alles, was an Talern in Paris lebt, ist nach Versailles unterwegs.“

Trotzdem aber lief er, von einer jener Fabelhoffnungen getrieben, an die der Mensch sich immer klammert, doch noch ins Bureau, darauf rechnend, daß ein glücklicher Zufall den Kassierer hingeführt haben werde.

Herr Bonifatius war in der Tat auf einen Augenblick dagewesen, aber er war gleich wieder gegangen. „Um nach Versailles zu fahren,“ sagte der Bureaudiener zu Rodolphe. „Schlimm!“ sagte Rodolphe, „es ist aus . . . Aber immerhin,“ dachte er, „mein Rendezvous ist erst heute abend. Es ist zwölf Uhr, ich habe also fünf Stunden, um fünf Franken

aufzutreiben, einen Franken die Stunde, wie die Pferde im Bois de Boulogne! Auf."

Da in dem Stadtteil, wo er war, ein Journalist wohnte, den er den einflußreichen Kritiker nannte, so gedachte er bei ihm den ersten Versuch zu machen. „Ich treffe ihn sicher, denn," sagte er, als er die Treppe hinaufstieg, „es ist der Tag seines Feuilletons; da ist keine Gefahr, daß er ausgeht. Ich werde mir fünf Franken von ihm borgen."

„Sieh da! Sie sind es," sagte der Literat, als er Rodolphe erblickte, „Sie kommen recht, ich möchte Sie um einen kleinen Gefallen bitten." „Wie sich das trifft!" dachte der Redakteur der Schärpe der Iris. „Waren Sie gestern im Odeon?" „Ich bin immer im Odeon." „Da haben Sie das neue Stück gesehen?" „Wer hätte es sonst gesehen? Ich bin das Publikum des Odeon." „Freilich," sagte der Kritiker, „Sie sind eine der Karyatiden dieses Theaters. Es geht sogar das Gerücht, Sie seien derjenige, der die Subvention bezahlt. Nun, darum wollte ich Sie eben bitten: um die Besprechung des neuen Stücks." „Das ist nicht schwer; ich habe ein Gläubigergedächtnis." „Von wem ist das Stück?" fragte der Kritiker, während Rodolphe schrieb. „Von einem Herrn." „Es wird nicht stark sein?" „Entschieden weniger stark als ein Türke." „Dann ist es nicht robust. Die Türken, sehen Sie, stehn in einem angemaßten Ruf der Kraft, sie könnten keine Savoyarden sein." „Was hindert sie?" „Alle Savoyarden sind Auvergnaten, und die Auvergnaten sind Lastträger. Und dann gibt es Türken nur noch auf den Maskenbällen, an den Toren und auf den Champs-Elysees, wo sie Datteln verkaufen. Der Türke ist ein Vorurteil. Ich habe einen Freund, der den Orient bereist, und er hat mir versichert, alle Nationalen seien in [illegible] quenard zur Welt gekommen." „Das ist hübsch, [illegible] sagen," sagte Rodolphe. „Sie finden?" sagte der Kritiker. „Ich werde es in mein Feuilleton setzen." „Hier ist eine Analyse; sie ist famos gemacht," erwiderte Rodolphe. „Ja, aber sie ist kurz." „Wenn Sie Gedankenstriche hineinsetzen und Ihre kritischen Grundsätze entwickeln, so nimmt es schon einigen Raum ein." „Ich habe kaum Zeit dazu, mein Lieber, und dann nehmen meine kritischen Grundsätze sehr wenig Raum ein." „Fügen Sie bei jedem dritten Wort ein Adjektiv ein." „Könnten Sie mir nicht in Ihre Analyse eine kleine oder lieber lange Würdigung des Stücks

einschmuggeln, he?" fragte der Kritiker. „Teufel," sagte Rodolphe, „ich habe zwar meine Ideen über die Tragödie, aber ich warne Sie, ich habe sie bereits dreimal im Castor und in der Schärpe der Iris gedruckt." „Einerlei, wieviel Zeilen geben Ihre Ideen?" „Vierzig." „Donner! Sie haben aber lange Ideen! Nun, leihen Sie mir Ihre vierzig Zeilen." „Gut!" dachte Rodolphe, „wenn ich ihm für zwanzig Franken Manuskript mache, kann er mir meine fünf Franken nicht abschlagen. Ich muß Sie warnen," sagte er zu dem Kritiker, „meine Ideen sind nicht ganz neu. Sie sind am Ellbogen etwas zerschlissen. Ehe ich sie druckte, habe ich sie in allen Cafés von Paris ausgerufen; kein Kellner, der sie nicht wörtlich hersagen könnte." „O! was kümmert mich das! . . . Kennen Sie mich denn nicht! Gibt es irgend etwas Neues in der Welt? außer der Tugend." „Hier," sagte Rodolphe, „als er fertig war." „Blitz und Donner! es fehlen noch zwei Spalten . . . Womit soll man diesen Abgrund füllen!" rief der Kritiker aus. „Da Sie einmal hier sind, so geben Sie mir doch noch ein paar Paradoxe." „Ich habe keine bei mir," sagte Rodolphe: „aber ich kann Ihnen einige leihen; nur sind sie nicht von mir; ich habe sie einem meiner Freunde, der im Elend war, für fünfzig Centimes abgekauft. Sie haben erst wenig gedient." „Schön!" sagte der Kritiker.

„Ah!" sagte Rodolphe, indem er von neuem zu schreiben begann, „ich werde ihn sicher um zehn Franken bitten; heutzutage sind Paradoxe so teuer wie Rebhühner. Und er schrieb etwa dreißig Zeilen, in denen man Redensarten über das Klavier, die Goldfische, die Schule des gesunden Menschenverstandes und den Rheinwein bemerkte, der ein Toilettewein genannt wurde. „Recht hübsch," sagte der Kritiker: „tun Sie mir doch den Gefallen und fügen Sie hinzu, das Bagno sei der Ort, wo man die meisten ehrlichen Leute treffe." „Wie! weshalb?" „Um zwei Zeilen mehr zu haben. Gut, das ist fertig," sagte der einflußreiche Kritiker, indem er seinen Diener rief, um das Feuilleton in die Druckerei tragen zu lassen. „Und jetzt," sagte Rodolphe vor sich hin, „versetzen wir's ihm!" Und er sprach ernsthaft seine Bitte aus. „Ah! mein Lieber," sagte der Kritiker, „ich habe keinen Sou hier. Lolotte ruiniert mich; eben hat sie mich bis auf meinen letzten Pfennig ausgeraubt, um nach Versailles zu gehen und die Nereiden und Erzungeheuer flüssige Strahlen

speien zu sehen." „Nach Versailles? Ah! aber," sagte Rodolphe, „das ist ja eine wahre Epidemie!" „Wozu brauchen Sie übrigens Geld?"

„Die Sache ist die," erwiderte Rodolphe. „Ich habe heute abend um fünf Uhr ein Rendezvous mit einer Dame der Welt, einer vornehmen Frau, die nie anders ausfährt als im Omnibus. Ich möchte mein Schicksal auf ein paar Tage an ihres binden, und mir scheint, es schickt sich, daß ich ihr die Freuden des Lebens zu kosten gebe. Diner, Ball, Promenaden, usw.: ich brauche unbedingt fünf Franken, wenn ich sie nicht finde, ist die französische Literatur in mir entehrt." „Weshalb borgen Sie die fünf Franken nicht von der Dame selber?" rief der Kritiker aus. „Beim ersten Mal geht das schwerlich an. Nur Sie können mir da helfen." „Bei allen Mumien Ägyptens schwöre ich Ihnen auf mein Ehrenwort, in diesem Hause ist nicht Geld genug, um eine Soupfeife zu kaufen oder eine Virginitas. Aber, ich habe da ein paar Schmöker, die Sie schmieren könnten." „Heute, am Sonntag, unmöglich! Mama Mansut, Lebigre und alle Buden der Kais und der Rue Saint-Jacques sind geschlossen. Was sind das für Schmöker? Gedichtbände, mit dem Porträt des bebrillten Verfassers? Aber diese Dinge kauft niemand." „Wenn man nicht gerichtlich dazu verurteilt wird," sagte der Kritiker. „Warten Sie, hier habe ich noch ein paar Romanzen und Konzertbillette. Wenn Sie es geschickt anfangen, könnten Sie sie zu Geld machen." „Etwas anderes wäre mir lieber, eine Hose zum Beispiel." „Kommen Sie!" sagte der Kritiker, „nehmen Sie noch diesen Bossuet und den Gips des Herrn Odilon Barrot; auf Ehre, es ist der Witwenpfennig." „Ich sehe, Sie haben den guten Willen," sagte Rodolphe. „Ich nehme die Schätze mit; aber wenn ich eins fünfzig herausschlage, sehe ich es als Herkules' dreizehnte Arbeit an."

Nachdem er etwa vier Wegstunden gelaufen war, gelang es Rodolphe mit Hilfe einer Beredsamkeit, deren Geheimnis sich ihm bei großen Gelegenheiten entschleierte, von seiner Wäscherin zwei Franken zu borgen, und zwar gegen Hinterlegung der Gedichtbände, der Romanzen und des Porträts des Herrn Barrot. „Schön," sagte er, als er über die Brücken zurückkehrte, „die Sauce ist da, jetzt gilt es, den Braten zu finden. Wenn ich zu meinem Onkel ginge?"

Eine halbe Stunde darauf war er bei seinem Onkel Monetti,

der seinem Neffen vom Gesicht ablas, wovon die Rede sein sollte. Also war er auf der Hut und beugte jeder Bitte durch eine Reihe von Klagen vor: „Die Zeiten sind hart, das Brot ist teuer, die Gläubiger zahlen nicht, die Miete, die man bezahlen muß! der Handel liegt im Marasmus!“ usw., usw., all die heuchlerischen Litaneien der Ladenbesitzer. „Solltest du glauben,“ sagte der Onkel, „daß ich von meinem Ladenburschen habe Geld borgen müssen, um einen Wechsel zu bezahlen!“ „Sie hätten zu mir schicken sollen,“ sagte Rodolphe. „Ich hätte Ihnen Geld geliehen; ich habe gerade vor drei Tagen zweihundert Franken erhalten.“ „Danke, mein Junge,“ sagte der Onkel, „aber du hast deine Pfennige selber nötig... Ah! da du doch einmal da bist, solltest mir mit deiner schönen Handschrift die Rechnungen abschreiben, die ich einziehen will.“ „Die fünf Franken kommen mich teuer zu stehen,“ sagte Rodolphe, indem er sich an die Arbeit machte; aber er kürzte sie einfach ab. „Mein lieber Onkel,“ sagte er zu Monetti, „ich weiß, wie sehr Sie die Musik lieben, und ich bringe Ihnen ein paar Konzertbilletts.“ „Du bist sehr liebenswürdig, mein Junge. Willst du zum Essen bleiben?“ „Danke, Onkel, ich bin im Faubourg Saint-Germain zu Tisch geladen; ich bin sogar in Verlegenheit, denn ich habe keine Zeit mehr, um nach Hause zu gehen und mir Geld zu holen, ich muß mir zuvor noch Handschuhe kaufen.“ „Du hast keine Handschuhe? Soll ich dir meine leihen?“ sagte der Onkel. „Danke, wir haben nicht dieselbe Größe; nur tätest du mir einen Gefallen, wenn du mir . . .“ „Eins fünfundvierzig leihe, um welche zu kaufen? Gewiß, mein Junge, hier hast du das Geld. Wenn man in die Gesellschaft geht, muß man gut angezogen sein. Besser Neid erwecken als Mitleid,“ sagte deine Tante. „Nun, ich sehe, du lancierst dich, um so besser .... Ich hätte dir gern mehr gegeben,“ fuhr er fort, „aber das ist alles, was ich in der Kasse habe; ich müßte nach oben gehn, und ich kann den Laden nicht verlassen; jeden Augenblick kommen Käufer.“ „Sie sagten, der Handel gehe nicht?“ Der Onkel Monetti tat, als höre er nicht und sagte zu seinem Neffen, der die neunundzwanzig Sous einsteckte: „Du brauchst dich mit dem Zurückgeben nicht zu beeilen.“

„Was für ein Knicker!“ sagte Rodolphe, indem er hinausschlüpfte. „Ah ja!“ dachte er, „nun fehlen noch einundreißig

Sous. Wo soll ich die finden? Aber da fällt mir ein! ich werde auf den Platz der Vorsehung geh[illegible]."

So nannte Rodolphe den zentralsten Punkt von Paris, nämlich das Palais-Royal: einen Ort, wo es fast unmöglich ist, zehn Minuten zu stehen, ohne zehn Bekannte zu treffen, besonders Gläubiger. Rodolphe bezog also Posten auf der Treppe des Palais-Royal. Diesmal blieb die Vorsehung lange aus. Endlich konnte Rodolphe sie bemerken. Sie trug einen weißen Hut, einen grünen Paletot und einen Spazierstock mit goldenem Griff . . . es war also eine recht gut gekleidete Vorsehung.

Sie bestand aus einem liebenswürdigen und reichen, wenn auch phalansterischen jungen Burschen. „Ich bin entzückt, Sie zu sehen," sagte er zu Rodolphe, „kommen Sie doch ein wenig mit; wir wollen plaudern." „Nun, ich will mich der Folter des Phalansters unterziehen," murmelte Rodolphe, indem er sich von dem weißen Hut mitziehen ließ, der ihn in der Tat bis zum Übermaß phalansterinierte.

Als sie sich dem Pont des Arts näherten, sagte Rodolphe zu seinem Gefährten: „Ich muß mich verabschieden, denn ich habe kein Geld für den Brückenzoll." „Lassen Sie doch," sagte der andere, nahm Rodolphe am Arm und warf dem Invaliden zwei Sousstücke hin. „Der Moment ist gekommen," dachte der Redakteur der Schärpe der Iris, als sie über die Brücke schritten; und als sie drüben vor der Uhr des Instituts anlangten, blieb Rodolphe plötzlich stehen, zeigte mit verzweifelter Geste auf das Zifferblatt und rief: „Donnerwetter! viertel vor fünf! ich bin verloren!" „Was gibt es?" sagte der andere erstaunt. „Was es gibt?" rief Rodolphe: „daß ich durch Ihre Schuld, denn Sie haben mich bis hierher mitgezogen, ein Rendezvous versäume." „Ein wichtiges?" „Allerdings! ich sollte um fünf Uhr Geld erheben, in Batignolles . . . ich komme viel zu spät . . . Verdammt! was tun?" „Potztausend!" sagte der Phalansterier, „ganz einfach, gehn Sie mit zu mir, ich leihe Ihnen." „Unmöglich! Sie wohnen in Montrouge, und ich habe um sechs eine Affäre au[illegible] Chaussée-d'Antin . . . Verdammt! . . ." „Ein paar Sous [illegible] ich bei mir," sagte die Vorsehung schüchtern . . . „aber sehr wenig. „Wenn ich soviel hätte, um einen Wagen zu nehmen, vielleicht käme ich noch zur Zeit nach Batignolles." „Dies ist alles, was ich bei mir habe, mein Lieber, einunddreißig Sous." „Geben Sie schnell, geben Sie, daß ich laufe!" sagte

Rodolphe, der es fünf Uhr schlagen hörte, und er lief eilends zum Ort seines Rendezvous.

„Das hat schwer gehalten," sagte er, als er sein Geld zählte. „Hundert Sous, genau wie Gold. Nun, ich bin bereit, und Laura soll sehen, daß sie mit einem Manne zu tun hat, der zu leben versteht. Heute abend will ich keinen Pfennig mit nach Hause bringen. Es gilt, die Literatur zu rehabilitieren und zu beweisen, daß ihr zum Reichtum nur das Geld fehlt."

Rodolphe traf Fräulein Laura am Ort des Rendezvous schon vor.

„Schön!" sagte er. „Der Pünktlichkeit nach ist sie ein weiblicher Breguet."

Er verbrachte den Abend mit ihr und schmolz seine fünf Franken wacker im Tiegel der Verschwendung ein. Fräulein Laura war von seinen Manieren entzückt und geruhte, erst zu bemerken, daß Rodolphe sie nicht in ihre Wohnung zurückführte, als er ihr die Tür zu seinem Zimmer aufhielt. „Ich begehe einen Fehler," sagte sie. „Sorgen Sie, daß ich es nicht wegen einer Undankbarkeit, wie sie das Erbteil Ihres Geschlechtes ist, zu bereuen habe." „Meine Gnädige," sagte Rodolphe, „ich bin bekannt wegen meiner Beständigkeit. Sie geht so weit, daß all meine Freunde sich über meine Treue wundern und mich deshalb den General Bertrand der Liebe nennen."

IX. DIE VEILCHEN VOM POL.

Eine Zeitlang war Rodolphe sehr in seine Cousine Angela verliebt, die ihn nicht leiden konnte; es war Winter, und das Thermometer des Ingenieurs Chevalier zeigte zwölf Grad unter Null.

Fräulein Angela war die Tochter des Herrn Monetti, des Ofensetzers, von dem zu sprechen wir schon Gelegenheit hatten. Fräulein Angela war achtzehn Jahre alt und kam aus Burgund, wo sie fünf Jahre bei einer Verwandten gelebt hatte, die ihr nach ihrem Tode ihren Besitz hinterlassen sollte. Diese Verwandte war eine alte Dame, und sie war nie jung oder schön, aber von je boshaft, wenn auch (oder weil) fromm gewesen. Angela, bei ihrer Abreise ein reizendes Kind, das schon den Keim zu einer reizenden Jugend verriet, kehrte

nach fünf Jahren zurück, verwandelt in ein schönes, aber kaltes, trockenes und gleichgültiges Wesen. Das zurückgezogene Leben der Provinz, die Übungen einer übertriebenen Frömmigkeit und die Erziehung auf Grund kleinlicher Prinzipien, die sie erhalten hatte, hatten ihren Geist mit vulgären und absurden Vorurteilen erfüllt, ihre Phantasie eingeengt, und aus ihrem Herzen ein Organ gemacht, das sich darauf beschränkte, seine Funktion als Balancierstange auszuüben. Angela hatte sozusagen statt des Blutes Weihwasser in den Adern. Bei ihrer Rückkehr nahm sie ihren Vetter mit eisiger Zurückhaltung auf, und so oft er in ihr die zarte Saite der Erinnerung zum Schwingen zu bringen versuchte, der Erinnerung an die Zeit, da sie jene Liebelei à la Paul und Virginie angeknüpft hatten, wie sie zwischen Vetter und Base traditionell ist, war es verlorene Zeit. Rodolphe jedoch war sehr in seine Cousine Angela verliebt, die ihn nicht leiden konnte; und als er eines Tages erfuhr, das junge Mädchen solle demnächst auf den Hochzeitsball einer ihrer Freundinnen gehen, war er so kühn gewesen, Angela für diesen Ball ein Veilchenbukett zu versprechen. Sie fragte ihren Vater um Erlaubnis und nahm die Galanterie ihres Vetters an; nur bestand sie darauf, daß es weiße Veilchen sein sollten.

Rodolphe, ganz glücklich über die Liebenswürdigkeit seiner Cousine, sprang und sang, als er auf seinen Sankt Bernhard zurückkehrte. So nannte er seine Wohnung, weshalb, das wird man gleich sehen. Als er auf dem Weg durch das Palais-Royal vor dem Laden der Frau Prevost, der berühmten Blumenhändlerin, vorbeikam, sah er weiße Veilchen in der Auslage, und aus Neugier trat er ein, um nach dem Preis zu fragen. Ein präsentabler Strauß kostete nicht weniger als zehn Franken, aber viele kosteten mehr.

„Teufel!“ sagte Rodolphe, „zehn Franken! und mir bleiben nur acht Tage, um diese Million zu finden. Das wird Anstrengung kosten; aber einerlei, meine Cousine soll ihren Strauß erhalten. Ich habe schon meine Idee.“

Dies Abenteuer fiel in Rodolphes literarische Genesis. Er hatte damals kein anderes Einkommen als eine Pension von fünfzehn Franken monatlich, die ihm einer seiner Freunde auswarf, ein großer Dichter, der nach langem Aufenthalt in Paris mit Hilfe von Protektionen in der Provinz Schulmeister

geworden war. Rodolphe, bei dem die Verschwendung Gevatter gestanden hatte, gab seine Pension stets in vier Tagen aus; und da er den heiligen und wenig produktiven Beruf des elegischen Dichters nicht aufgeben wollte, so lebte er die übrige Zeit von jenem Zufallsmanna, das langsam aus den Körben der Vorsehung tropft. Dies Fasten beängstigte ihn nicht; er durchlebte es lustig, dank stoischer Nüchternheit und dank den Schätzen der Phantasie, die er jeden Tag ausgab, um den Ersten des Monats zu erreichen, diesen Ostertag, der seinem Fasten ein Ende machte. Um diese Zeit wohnte Rodolphe Rue Contrescarpe-Saint-Marcel, in einem Gebäude, das sich ehedem das Hotel der Grauen Eminenz nannte, weil angeblich der Vater Joseph, die verdammte Seele Richelieus, darin gewohnt hatte. Rodolphe logierte ganz oben in diesem Hause, einem der höchsten, die es in Paris gibt. Sein Zimmer, in Form eines Belvedere angelegt, war während des Sommers ein köstlicher Aufenthalt; aber vom Oktober bis zum April war es ein kleines Kamschatka. Die vier Kardinalwinde, die durch die vier Fenster eindrangen, in denen fast alle Scheiben zerbrochen waren, führten während der ganzen schlimmen Jahreszeit wilde Quartetts im Zimmer auf. Wie um ihn zu verhöhnen, stand noch ein Kamin darin, dessen ungeheure Öffnung aussah wie eine Ehrenpforte für Boreas und sein ganzes Gefolge. Bei den ersten Stichen der Kälte hatte Rodolphe zu einem eigenartigen Heizsystem gegriffen: er hatte die wenigen Möbel, die er besaß, regelrecht abgeholzt, und nach acht Tagen war sein Mobiliar schon beträchtlich schmäler geworden: ihm blieb nur noch das Bett und zwei Stühle; freilich waren diese Möbel aus Eisen und also von Natur gegen Brand versichert. Rodolphe nannte diese Art des Heizens: durch den Schornstein ausziehen.

Man stand also im Januar, und das Thermometer, das auf dem Quai des Lunettes zwölf Grad aufwies, hätte zwei oder drei Grad mehr gezeigt, hätte man es in das Belvedere gebracht, das Rodolphe den Sankt Bernhard, Spitzbergen und Sibirien beibenannt hatte.

An dem Abend, da Rodolphe seiner Cousine die weißen Veilchen versprochen hatte, packte ihn, als er nach Hause kam, großer Zorn: die vier Kardinalwinde hatten beim Spiel in den vier Winkeln des Zimmers noch eine Scheibe zerbrochen. Das war seit vierzehn Tagen der dritte Schaden

dieser Art. Rodolphe brach in wütende Flüche gegen Äolus und seine ganze Familie des Abbruchs aus. Nachdem er diese neue Bresche mit dem Porträt eines seiner Freunde geschlossen hatte, legte Rodolphe sich mit allen Kleidern zwischen die beiden gekämmten Bretter, die er seine Matratzen nannte, und die ganze Nacht lang träumte er von weißen Veilchen.

Nach fünf Tagen hatte Rodolphe noch keinerlei Mittel gefunden, um seinen Traum zu verwirklichen, und zwei Tage darauf sollte er seiner Cousine den Strauß überreichen. Inzwischen war das Thermometer noch gefallen, und der unglückliche Dichter verzweifelte bei dem Gedanken, die Veilchen könnten noch teurer geworden sein. Schließlich hatte die Vorsehung Mitleid mit ihm, und folgendermaßen kam sie ihm zu Hilfe.

Eines Morgens ging Rodolphe aufs Geratewohl zum Frühstück zu seinem Freund, dem Maler Marcel, und er traf ihn im Gespräch mit einer Dame in Trauer. Es war eine Witwe aus dem Quartier; sie hatte kürzlich ihren Mann verloren und wollte fragen, gegen welches Honorar Marcel auf das Grabmal, das sie dem Verstorbenen hatte errichten lassen, eine Männerhand malen würde, unter der als Inschrift stehen sollte:

ICH ERWARTE DICH, GELIEBTE GATTIN ...

Um die Arbeit billiger zu erhalten, machte sie den Künstler sogar darauf aufmerksam, daß er dereinst, wenn Gott sie zu ihrem Manne berufen werde, eine zweite Hand zu malen habe, ihre eigene Hand, versehen mit einem Armband und folgender Unterschrift:

ENDLICH ALSO SIND WIR WIEDER VEREINT ...

„Ich werde diese Klausel in mein Testament aufnehmen, und ich werde ausbedingen, daß die Arbeit Ihnen anvertraut wird." „Wenn es so steht, gnädige Frau," erwiderte der Künstler, „nehme ich den Preis, den Sie mir vorschlagen, an ... Aber es geschieht in der Erwartung des Händedrucks. Vergessen Sie mich nicht in Ihrem Testament." „Ich wollte, Sie malten mir die Hand so schnell wie möglich," sagte die Witwe; „aber nehmen Sie sich Zeit, und vergessen Sie nicht

die Narbe am Daumen. Ich will eine lebendige Hand.“ „Sie wird sprechend werden, gnädige Frau, seien Sie unbesorgt,“ sagte Marcel, indem er die Witwe hinausgeleitete. Aber an der Tür drehte sie sich nochmals um. „Darf ich Sie noch um eine Auskunft bitten, Herr Maler? Ich möchte ein Gedicht in Versen auf das Grabmal meines Mannes setzen lassen; es soll darin von seiner guten Führung und den letzten Worten berichtet werden, die er auf dem Totenbett gesprochen hat. Ist das vornehm?“ „Sehr vornehm, man nennt das ein Epitaph, sehr vornehm!“ „Kennen Sie nicht jemanden, der mir ein solches Gedicht billig machen könnte? Ich hätte schon meinen Nachbarn, Herrn Guerin, den Schreiber, aber er verlangt die Butter von meinem Brot.“ Hier warf Rodolphe dem Maler einen Blick zu, den dieser sofort verstand. „Gnädige Frau,“ sagte der Künstler, indem er auf Rodolphe zeigte, „ein glücklicher Zufall hat gerade den hergeführt, der Ihnen unter diesen schmerzlichen Umständen dienlich sein kann. Der Herr ist ein bedeutender Dichter, und Sie könnten keinen besseren finden.“ „Ich möchte es recht traurig haben,“ sagte die Witwe, „und die Orthographie muß richtig sein.“ „Gädige Frau,“ erwiderte Marcel, „mein Freund kennt die Orthographie besser als irgend jemand: auf der Schule erhielt er stets alle Preise.“ „O,“ sagte die Witwe, „mein Neffe hat auch schon einen Preis; und er ist erst sieben Jahre alt.“ „Dann ist er ein recht frühreifes Kind,“ erwiderte Marcel. „Aber,“ sagte die Witwe nochmals, „kann der Herr traurige Verse machen?“ „Besser, als irgend jemand, gnädige Frau, er hat in seinem Leben viel Kummer gehabt. Mein Freund zeichnet sich durch seine traurigen Verse aus, die Zeitungen werfen ihm gerade das immer vor.“ „Wie!“ rief die Witwe aus, „man spricht in den Zeitungen von ihm? Dann ist er wohl ebenso gelehrt wie Herr Guerin, der Schreiber.“ „O! weit gelehrter! wenden Sie sich an ihn, gnädige Frau, Sie werden es nicht bereuen.“

Nachdem Sie dem Dichter den Sinn der Inschrift klar gemacht hatte, die sie auf ihres Mannes Grab wollte setzen lassen, willigte die Witwe ein, Rodolphe zehn Franken zu geben, wenn sie zufrieden sei; nur wollte sie die Verse sehr schnell haben. Der Dichter versprach, sie ihr schon am Tage darauf durch seinen Freund zu schicken.

„O gute Fee Artemisia,“ rief Rodolphe, als die Witwe

fort war, „ich verspreche dir, du sollst zufrieden sein; ich werde dir volles Maß an Trauerlyrik einmessen, und die Orthographie soll besser sein, als die einer Herzogin. O gute Alte, möge der Himmel dir zum Lohn siebenhundert Jahre des Lebens schenken wie dem guten Branntwein!“ „Dem widersetze ich mich!“ rief Marcel aus. „Freilich,“ sagte Rodolphe, „ich vergaß, daß du nach ihrem Tode noch eine Hand zu malen hast, und daß du durch so langes Leben Geld verlörst.“ Und er hob die Hände und sprach: „Himmel! erhöre meine Bitte nicht! Ah! ich habe tolles Glück, daß ich gerade heute herkam,“ sagte er. „Ja, was wolltest du sonst von mir?“ fragte Marcel. „Richtig, ich besinne mich und weniger als je kann ich jetzt, wo ich gezwungen bin, die Nacht aufzubleiben, um dies Gedicht zu machen, entbehren, um was ich dich bitten wollte: 1) ein Mittagessen, 2) Tabak und Licht und 3) dein Eisbärkostüm.“ „Gehst du auf den Maskenball? Ganz recht, heute abend findet ja gerade der erste statt.“ „Nein, aber wie du mich hier siehst, bin ich so erfroren wie die große Armee auf dem Rückzug aus Rußland. Freilich ist mein Paletot aus grünem Lasting und meine Hose aus schottischem Merino sehr hübsch; aber sie sind zu frühlingshaft, und sie taugen, um unter dem Äquator zu wohnen; wenn man am Pol wohnt, so paßt ein Eisbärkostüm schon besser; ich könnte sogar behaupten, es sei unentbehrlich.“ „Nimm den Petz,“ sagte Marcel; „das ist ein Gedanke, er ist warm wie brennende Glut, und du wirst darin stecken wie ein Brot im Ofen.“

Rodolphe stak allbereits im Fell des Pelztiers. „Jetzt,“ sagte er, „wird sich das Thermometer wütend ärgern.“ „Willst du so ausgehen?“ fragte Marcel, nachdem sie aus Töpfen, die den Preisstempel: fünf Centimes trugen, ein etwas unbestimmtes Diner genossen hatten. „Zum Henker,“ sagte Rodolphe, „was die Leute denken, daraus mache ich mir gerade viel! Außerdem ist heute Karnevalsanfang.“ Und er ging in der ernsten Haltung des Vierfüßers, dessen Pelz er trug, durch ganz Paris. Als er vor dem Thermometer des Ingenieurs Chevalier vorbeikam, machte er ihm eine lange Nase.

Zu Hause angelangt, und zwar nicht, ohne seinem Portier einen großen Schrecken eingejagt zu haben, entzündete der Dichter seine Kerze und umgab sie sorgfältig mit durch-

scheinendem Papier, um den Bosheiten des Nordwinds vorzubeugen; und er machte sich schleunigst an die Arbeit. Aber bald merkte er: wenn auch sein Körper einigermaßen vor der Kälte geschützt war, so waren es seine Hände nicht; und er hatte noch keine zwei Verse von seinem Epitaph geschrieben, als ihn der Frost so wild in die Finger biß, daß ihm die Feder entfiel.

„Der Mutigste kann gegen die Elemente nicht kämpfen," sagte Rodolphe, indem er vernichtet in seinen Stuhl sank. „Cäsar hat den Rubikon überschritten, aber die Beresina hätte er nicht genommen."

Plötzlich stieß der Dichter aus dem Grunde seiner Bärenbrust einen Freudenschrei aus, und er sprang so jäh in die Höhe, daß er einen Teil seiner Tinte über die Weiße seines Pelzes verschüttete: er hatte einen Gedanken gehabt, der freilich von Chatterton stammte.

Rodolphe zog unter seinem Bett einen beträchtlichen Haufen von Papieren hervor, unter denen einige zehn ungeheure Manuskripte seines berühmten Dramas: der Rächer waren. Dies Drama, an dem er zwei Jahre gearbeitet hatte, war so oft geschrieben, ausgestrichen und neu geschrieben worden, daß die vereinigten Manuskripte ein Gewicht von sieben Kilogramm ergaben. Rodolphe legte das neueste Manuskript beiseite und schleppte die anderen vor den Kamin.

„Ich wußte doch, daß ich Verwendung für sie finden würde," rief er ... „Wenn man nur Geduld hat! Dies ist sicherlich ein hübscher Prosabündel. Ah! hätte ich vorausgesehen, wie es kommen würde, so hätte ich auch noch einen Prolog gedichtet: dann hätte ich heute mehr Brennmaterial ... Aber bah! man kann nicht alles voraussehen!" Und er entzündete in seinem Kamin ein paar Blätter des Manuskripts, an deren Flamme er sich die Hände auftaute. Nach fünf Minuten war der erste Akt des Rächers gespielt, und Rodolphe hatte drei Verse seines Epitaphs geschrieben.

Nichts vermöchte das Staunen zu malen, mit dem die vier Kardinalwinde das Feuer im Kamin bemerkten. „Es ist eine Täuschung," blies der Nordwind, der sich damit amüsierte, Rodolphes Pelz aufzubürsten. „Wenn wir ins Rohr bliesen!" sagte ein anderer Wind, „dann rauchte der Kamin." Aber als sie beginnen wollten, den armen Rodolphe zu hänseln, sah der Südwind Herrn Arago an einem Fenster des Obser-

vatoriums, wo der Gelehrte dem Quartett der Winde mit dem Finger drohte. Da rief er seinen Brüdern zu: „Schnell fort, kommt rasch! der Almanach schreibt für heute nacht stilles Wetter vor; wir überschreiten das Verbot des Observatoriums, und wenn wir um Mitternacht nicht zu Hause sind, so wird Herr Arago uns Arrest auferlegen."

Währenddessen verbrannte der zweite Akt des Rächers mit größtem Erfolge, und Rodolphe schrieb zehn weitere Verse. Aber während des dritten Aktes brachte er nur zwei neue fertig. „Ich habe mir doch immer gedacht, daß dieser Akt zu kurz ist," murmelte Rodolphe, „aber man merkt die Fehler erst bei der Aufführung. Zum Glück wird dieser hier länger dauern: er hat dreiundzwanzig Szenen, darunter die Thronszene, die die Szene meines Ruhmes werden sollte ..." Und als die letzte Tirade der Thronszene in Flämmchen aufflog, hatte Rodolphe nur noch eine Stanze zu schreiben.

„Gehen wir zum vierten Akt über," sagte er feurig. „Der wird volle fünf Minuten dauern, es sind lauter Monologe. Er kam zur Katastrophe, die nur einen Augenblick aufflammte und verlosch. Schon aber rahmte Rodolphe die letzten Worte des Verstorbenen, zu dessen Ehre er gearbeitet hatte, in einen prachtvoll lyrischen Aufschwung ein. „Es bleibt noch genug für eine zweite Vorstellung," sagte er, indem er den Rest der Manuskripte wieder unter das Bett warf.

. . . . . .

Am folgenden Abend hielt Fräulein Angela um acht Uhr ihren Einzug im Ballsaal; in der Hand trug sie einen prachtvollen Strauß weißer Veilchen, in deren Mitte zwei gleichfalls weiße Rosen blühten. Die ganze Nacht hindurch brachte dieser Strauß dem jungen Mädchen die Komplimente der Damen und die Madrigale der Herren ein. Daher wußte Angela auch ihrem Vetter ein wenig Dank: er hatte ihr ja all diese kleinen Befriedigungen der Eitelkeit eingetragen; und wären nicht die galanten Verfolgungen eines Verwandten der Braut gewesen, der mehrmals mit ihr getanzt hatte, so hätte sie vielleicht auch mehr an ihn gedacht. Dieser Herr war ein blonder junger Mann, und er trug einen jener prachtvollen hochgedrehten Schnurrbärte, die ja die Angelhaken sind, an denen die jungen Herzen hängen bleiben. Der junge Mann hatte Angela schon gebeten, ihm die beiden weißen Rosen zu geben, die allein noch von dem Strauß, den alle

Welt entblättert hatte, übrig waren . . . Aber Angela hatte ihn abgewiesen, um die beiden Blumen am Schluß des Balls auf einem Stuhl zu vergessen, von dem der blonde junge Mann sie sich eiligst holte.

In diesem Augenblick herrschten im Belvedere Rodolphes vierzehn Grad Kälte, und er stand ans Fenster gelehnt und blickte auf der Seite des Mainetores zu den Lichtern des Ballsaals hinab, in dem seine Cousine Angela tanzte, die ihn nicht leiden konnte.

X. DAS KAP DER STÜRME.

In all den Monaten, mit denen eine neue Jahreszeit beginnt, gibt es furchtbare Zeiten: gewöhnlich ist es der erste oder der fünfzehnte. Rodolphe, der keines dieser Daten ohne Grauen nahen sah, nannte sie das Kap der Stürme. An diesem Tage öffnet nicht Aurora die Tore des Ostens; Gläubiger, Hauswirte, Gerichtsvollzieher und andere Leute des Geldsacks tun es. Dieser Tag beginnt mit einem Regen von Memoranden, Quittungen, Wechseln, und er schließt mit einem Hagel von Protesten. Dies irae!

Nun schlief Rodolphe am Morgen eines solchen 15. April sehr friedlich . . . . und er träumte, einer seiner Onkel vermache ihm in seinem Testament eine ganze Provinz von Peru, einschließlich der Peruanerinnen.

Als er so in einem imaginären Paktolus schwamm, unterbrach das Geräusch eines Schlüssels, der sich im Schlosse drehte, den Präsumptiverben genau im glänzendsten Moment seines goldenen Traums.

Rodolphe richtete sich im Bett empor, und mit noch schlaftrunkenen Augen und mit benommenem Geist sah er sich um.

Da erblickte er unklar mitten in seinem Zimmer einen Menschen, der eben eingetreten war, und was für einen Menschen!

Dieser morgendliche Fremde trug einen grauen Dreispitz; auf dem Rücken hatte er eine Ledertasche, in der Hand eine große Aktenmappe; er war in einen französischen, leinengrauen Rock gekleidet und vom Ersteigen der fünf Stockwerke ganz außer Atem. Sein Wesen war sehr liebenswürdig und sein klingender Schritt etwa der eines Wechseltisches, der in Bewegung geraten ist.

Rodolphe fühlte sich einen Augenblick beängstigt, und in Anbetracht des Dreispitzes und des Rockes fürchtete er, einen Gendarmen vor sich zu haben.

Aber der Anblick der Ledertasche, die recht voll zu sein schien, klärte ihn über seinen Irrtum auf.

„Ah! ich hab's," dachte er. „Es ist eine Anzahlung auf meine Erbschaft. Dieser Herr kommt von den . . . Inseln. Aber weshalb ist er da kein Neger?" Er gab dem Fremden einen Wink, zeigte auf die Tasche und sagte: „Ich weiß schon. Legen Sie es nur dahin. Danke."

Der Mann war ein Bote der Französischen Bank. Rodolphes Aufforderung beantwortete er, indem er ihm ein kleines, mit vielfarbigen Ziffern und Zeichen hieroglyphisch übersätes Papier unterbreitete. „Sie wollen eine Quittung," sagte Rodolphe. „Das ist nur gerecht. Reichen Sie mir Feder und Tinte. Da, auf dem Tisch." „Nein, ich komme," antwortete der Kassierer, um eine Summe von hundertundfünfzig Franken einzuziehen. Heute ist der 15. April." „Ah!" erwiderte Rodolphe, indem er den Wechsel durchsah . . . „An die Order Birmann. Das ist mein Schneider . . . Ach ja!" seufzte er melancholisch, indem er den Blick abwechselnd über einen Gehrock, der auf dem Bett lag, und den Zahlungsbefehl hinschweifen ließ, „die Ursachen schwinden, aber die Wirkungen kehren wieder. Wie! heute ist der 15. April? Merkwürdig! ich habe noch keine Erdbeeren gegessen!"

Der Zahlbote, der sich über diese Umschweife ärgerte, ging mit den Worten hinaus: „Sie haben bis vier Uhr Zeit zum Zahlen." „Ehrlichen Leuten schlägt keine Stunde," antwortete Rodolphe. „Der Intrigant!" fügte er bedauernd hinzu, indem er dem Finanzmann im Dreispitz mit den Augen folgte, „seine Geldtasche nimmt er wieder mit!"

Rodolphe zog die Gardinen seines Bettes zu und versuchte, den Weg zu seiner Erbschaft wiederzufinden; aber er irrte sich in der Straße und geriet ganz stolz in einen Traum, in dem der Direktor des Théâtre Français barhäuptig auf ihn zutrat, ihn um ein Drama für sein Theater zu bitten, und Rodolphe, der die Gebräuche kannte, verlangte Prämien. Aber genau in dem Moment, als der Direktor sich fügen zu wollen schien, wurde der Schläfer durch den Eintritt einer neuen Persönlichkeit, wiederum einer Kreatur des 15. April, von neuem halb geweckt.

Es war Herr Benedikt, fälschlicherweise so benannt, der Wirt des Hotel garni, in dem Rodolphe sein Zimmer hatte: Herr Benedikt war zugleich Hauswirt, Schuhmacher und Wucherer seiner Kunden. An diesem Morgen strömte Herr Benedikt den furchtbaren Duft schlechten Branntweins und fälliger Rechnungen aus. In der Hand hielt er einen leeren Beutel. „Teufel!“ dachte Rodolphe . . . „das ist nicht mehr der Direktor des Théâtre . . . der trüge eine weiße Kravatte . . . und der Beutel wäre voll.“ „Guten Tag, Herr Rodolphe!“ sagte Herr Benedikt, „indem er näher an das Bett trat.“ „Herr Benedikt . . . guten Tag! Welch Ereignis verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?“ „Aber ich kam, um Ihnen zu sagen, daß heute der 15. April ist.“ „Schon! wie schnell die Zeit vergeht! Es ist merkwürdig; ich werde mir einen Nankinpaletot kaufen müssen. Der 15. April! Ah, mein Gott! daran hätte ich ohne Sie nie gedacht, Herr Benedikt. Wieviel Dank ich Ihnen schulde!“ „Sie schulden mir außerdem hundertzweiundsechzig Franken,“ erwiderte Herr Benedikt, „und es wird Zeit, daß Sie diese kleine Rechnung erledigen.“ „Ich habe es nicht gerade eilig . . . Sie dürfen sich keinen Zwang antun, Herr Benedikt. Ich gebe Ihnen Zeit . . . die kleine Rechnung wird schon größer werden . . .“ „Aber,“ sagte der Hauswirt, „Sie haben mich schon so oft vertröstet.“ „Also erledigen wir's, erledigen wir's, Herr Benedikt, mir ist es ganz gleich; heut oder morgen . . . Wir sind ja alle sterblich . . . Erledigen wir's.“

Ein liebenswürdiges Lächeln hellte die Runzeln des Hauswirts auf, und selbst sein leerer Beutel schwoll vor Hoffnung. „Wieviel schulde ich Ihnen?“ fragte Rodolphe. „Zunächst haben wir drei Monate Miete zu fünfundzwanzig Franken; macht fünfundsiebzig Franken.“ „Irrtum vorbehalten,“ sagte Rodolphe. „Weiter?“ „Ferner drei Paar Stiefel zu zwanzig Franken.“ „Einen Augenblick, einen Augenblick, Herr Benedikt, verwischen wir die Dinge nicht; ich habe nicht mehr mit dem Hauswirt zu tun, sondern mit dem Schuhmacher . . . ich verlange getrennte Rechnung. Ziffern sind eine ernste Sache, man darf sich nicht verwickeln.“ „Gut,“ sagte Herr Benedikt, milder gestimmt durch die Hoffnung, endlich ein ‚Dankend erhalten‘ unter seine Rechnungen setzen zu können. „Hier ist eine gesonderte Rechnung für die Stiefel. Drei Paar Stiefel zu zwanzig Franken, macht sechzig Franken.“

Rodolphe warf einen Blick des Mitleids auf ein Paar maroder Stiefel. „Ah!“ dachte er, „wenn sie dem Ewigen Juden gedient hätten, könnten sie nicht schlimmer aussehen. Und doch sind sie nur auf Mariens Verfolgung so abgenutzt . . . Fahren Sie fort, Herr Benedikt . . .“ „Wir hatten sechzig Franken,“ fuhr dieser fort. „Ferner an Darlehen siebenundzwanzig Franken.“ „Halt, Herr Benedikt. Wir haben ausgemacht, jeder Heilige soll seine eigene Nische haben. Geld haben Sie mir als Freund geliehen. Also bitte, verlassen wir das Gebiet der Schuhmacherei und betreten wir das Gebiet des Vertrauens und der Freundschaft, das eine eigene Buchführung verlangt. Wie hoch beläuft sich Ihre Freundschaft für mich?“ „Auf siebenundzwanzig Franken.“ „Siebenundzwanzig Franken! Sie haben einen billigen Freund, Herr Benedikt. Nun, wir haben also: fünfundsiebzig, sechzig und siebenundzwanzig . . . Zusammen macht das?“ „Hundertzweiundsechzig Franken,“ sagte Herr Benedikt, indem er die drei Rechnungen präsentierte. „Hundertzweiundsechzig Franken,“ wiederholte Rodolphe . . . „es ist erstaunlich. Die Addition ist doch eine schöne Sache! Nun! Herr Benedikt, jetzt, da die Abrechnung erledigt ist, können wir beide ruhig sein, wir wissen, woran wir uns zu halten haben. Nächsten Monat werde ich Sie um Ihre Quittung bitten, und da Ihr Vertrauen zu mir und Ihre Freundschaft für mich während dieser Zeit nur wachsen können, so werden Sie mir, falls es nötig sein sollte, eine neue Frist gewähren. Wenn jedoch Hauswirt und Schuhmacher es gar zu eilig haben sollten, so würde ich den Freund bitten, sie zur Vernunft zu bringen. Es ist merkwürdig, Herr Benedikt, aber so oft ich an Ihren dreifachen Charakter als Hausbesitzer, Schuhmacher und Freund denke, bin ich versucht, an die Dreieinigkeit zu glauben.“

Während dieser Worte Rodolphes war der Hauswirt zugleich rot, grün, gelb und weiß geworden; und bei jeder neuen Spötterei seines Mieters wurden die Farben dieses zürnenden Regenbogens auf seinem Gesicht intensiver. „Herr,“ rief er, „ich liebe es nicht, wenn man sich über mich lustig macht. Ich habe lange genug gewartet. Ich kündige Ihnen, und wenn Sie mir heute abend kein Geld gegeben haben . . . dann werde ich sehn, was ich zu tun habe.“ „Geld! Geld! verlange ich denn von Ihnen Geld?“ sagte Rodolphe; „und

dann — selbst wenn ich welches hätte, ich gäbe Ihnen keins . . . Freitags, das bringt Unglück." Herrn Benedikts Zorn wurde zum Orkan; und hätte das Mobiliar nicht ihm gehört, er hätte ohne Zweifel jedem Sessel die Glieder zerschlagen. So ging er, indem er Drohungen ausstieß. „Sie vergessen Ihren Beutel!" rief Rodolphe ihm nach. „Was für ein Beruf!" murmelte der unglückliche junge Mann, als er allein blieb. „Lieber wollte ich Löwenbändiger sein. Aber," fuhr er fort, indem er aus dem Bett sprang und sich eiligst anzog, „hier kann ich nicht bleiben. Der Einfall der Verbündeten wird weiterdauern. Ich muß fliehen, ich muß sogar frühstücken. Sieh da! wenn ich Schaunard aufsuchte? Ich werde ihn um ein Gedeck bitten und ihm ein paar Sous abborgen. Hundert Franken wären mir genug . . . Gehen wir zu Schaunard."

Als er die Treppe hinabstieg, begegnete Rodolphe Herrn Benedikt, der, wie sein leerer Beutel, ein Kunstwerk, bezeugte, bei seinen anderen Mietern neue Niederlagen erlitten hatte. „Sollte man nach mir fragen, so sagen Sie, ich sei auf dem Lande . . . in den Alpen," sagte Rodolphe. „Oder nein, sagen Sie, ich wohne nicht mehr hier." „Ich werde die Wahrheit sagen," murmelte Herr Benedikt, indem er seinen Worten höchst bedeutsamen Nachdruck lieh.

Schaunard wohnte auf dem Montmartre. Ganz Paris war zu durchqueren. Diese Wanderung war für Rodolphe im höchsten Grade gefährlich. „Heute," sagte er sich, „sind die Straßen mit Gläubigern gepflastert."

Trotzdem schlug er keineswegs die äußeren Boulevards ein, wie er es gern getan hätte. Eine phantastische Hoffnung trieb ihn sogar, vielmehr der gefährlichen Route des Pariser Zentrums zu folgen. Rodolphe dachte, an einem Tage, da die Millionen auf dem Rücken der Einkassierer öffentlich spazieren gingen, könne es ganz wohl sein, daß ein Tausendfrankenschein vergessen am Wege seines Vinzenz von Padua harrte. Daher ging er langsam einher, die Augen zu Boden gerichtet. Aber er fand nur zwei Nadeln.

Nach zwei Stunden kam er bei Schaunard an. „Ah! du bist es!" sagte der Musiker. „Ja, ich möchte dich zum Frühstück abholen." „Ah! mein Lieber, du triffst es schlecht; eben ist meine Geliebte gekommen, und ich habe sie seit vierzehn Tagen nicht mehr gesehen; wenn du nur zehn Minuten früher gekommen wärst . . ." „Aber kannst du mir

nicht vielleicht hundert Franken borgen?“ fuhr Rodolphe fort. „Wie! auch du!“ antwortete Schaunard in höchstem Staunen . . . „du kommst und verlangst Geld von mir! Du mischst dich unter meine Feinde!“ „Ich gebe es dir Montag zurück.“ „Oder irgendwann. Mein Lieber, du vergißt, welches Datum wir haben. Ich kann nichts für dich tun. Aber du darfst nicht verzweifeln, der Tag ist noch nicht zu Ende. Du kannst noch der Vorsehung begegnen, sie steht nie vor zwölf Uhr auf.“ „Ah!“ erwiderte Rodolphe, „die Vorsehung hat zuviel mit de kleinen Vögeln zu tun. Ich werde lieber zu Marcel gehen.“

Marcel wohnte damals Rue de Breda. Rodolphe fand ihn sehr traurig und in Betrachtung versunken vor seinem großen Gemälde, das den Zug durchs Rote Meer darstellen sollte. „Was hast du?“ fragte Rodolphe, als er eintrat, „du siehst ganz bekümmert aus.“ „Ach!“ sagte der Maler mit allegorischer Wendung: „ich stecke schon seit vierzehn Tagen in der Heiligen Woche.“ Für Rodolphe war diese Antwort durchsichtig wie ein Felsenquell. „Salzheringe und Rettiche! Gut. Ich entsinne mich.“

In der Tat schmeckte Rodolphe von den Erinnerungen an eine Zeit, da er zur einzigen Nahrung auf diesen Fisch beschränkt war, noch das ganze Gedächtnis salzig. „Teufel! Teufel!“ sagte er, „dies ist ernst! Ich wollte hundert Franken von dir borgen.“ „Hundert Franken!“ rief Marcel . . . „Du spinnst also immer noch Phantasien! Von mir diese mythologische Summe verlangen! und zu einer Zeit, um die man von je unter dem Äquator der Not steht! Du hast Haschisch gegessen . . .“ „Ach!“ sagte Rodolphe, „ich habe noch nichts gegessen.“ Und er ließ seinen Freund am Ufer des Roten Meeres allein.

Von zwölf bis vier Uhr nachmittags lief Rodolphe durch alle ihm bekannten Häuser; er durchmaß alle achtundvierzig Quartiere und legte etwa acht Meilen zurück, aber alles blieb erfolglos. Überall machte sich der Einfluß des 15. April mit gleicher Strenge bemerkbar; und unterdessen nahte die Stunde des Diners. Aber es hatte nicht den Anschein, als nahe mit der Stunde das Diner, und Rodolphe hatte ungefähr den Eindruck, als sei er auf dem Flosse der Medusa.

Als er den Pont Neuf überschritt, kam ihm ein Einfall. „O! o!“ sagte er, indem er kehrt machte, „der 15. April!

der 15. April! . . . aber ich habe für heute eine Einladung zum Diner.“ Und indem er in seine Tasche griff, zog er ein bedrucktes Billett folgenden Inhalts daraus hervor:

BARRIÈRE DE LA VILLETTE
ZUM GROSSEN SIEGER
SALON VON DREIHUNDERT GEDECKEN

JUBILÄUMSBANKETT
ZU EHREN DER GEBURT
DES
MESSIAS DER MENSCHHEIT
am 15. April 18 . . .
GÜLTIG FÜR EINE PERSON

NB. — Man hat nur auf eine halbe Flasche Wein Anspruch.

„Ich teile die Ansichten der Jünger des Messias nicht,“ sprach Rodolphe vor sich hin . . . „aber gern will ich ihre Nahrung teilen.“ Und mit der Geschwindigkeit eines Vogels verschlang er die Entfernung, die ihn vom Tore trennte.

Als er in die Salons des Großen Siegers trat, fand er schon eine ungeheure Menschenmenge vor . . . Der Saal mit den dreihundert Gedecken enthielt fünfhundert Personen. Vor seinem Blick entrollte sich ein ungeheurer Horizont von Kalbfleisch mit Karotten. Man begann die Suppe aufzutragen. Und gerade, als die Gäste den Löffel zum Munde hoben, brachen unter der Führung eines Kommissars fünf oder sechs Personen in Zivil und mehrere Polizisten in den Saal. „Meine Herren,“ sagte der Kommissar, „auf höheren Befehl kann das Bankett nicht stattfinden. Ich fordere Sie auf, sich zurückzuziehen.“ „O!“ sagte Rodolphe, indem er mit all den anderen hinausging, „o! das Verhängnis hat mir die Suppe verschüttet!“ Traurig schlug er den Weg nach Hause ein, wo er um elf Uhr abends eintraf.

Herr Benedikt erwartete ihn. „Ah! Da sind Sie,“ sagte der Hauswirt. „Haben Sie an das gedacht, was ich Ihnen heute morgen sagte? Bringen Sie mir Geld?“ „Ich soll heute nacht noch welches erhalten; ich gebe es Ihnen morgen früh,“ antwortete Rodolphe, indem er in der Loge nach Schlüssel

Mimi

und Leuchter suchte. Er fand nichts. „Herr Rodolphe," sagte Herr Benedikt, „es tut mir sehr leid, aber ich habe Ihr Zimmer vermietet, und ein anderes habe ich nicht mehr verfügbar; Sie müssen anderswo nachsehn."

Rodolphe trug ein großes Herz in der Brust, und eine Nacht im Freien schreckte ihn keineswegs. Übrigens konnte er, falls etwa schlechtes Wetter eintrat, in einer Proszeniumsloge des Odeon schlafen, wie ihm das schon begegnet war. Nur verlangte er von Herrn Benedikt seine Sachen, als welche Sache in einem Bündel Papier bestanden. „Das ist richtig," sagte der Hauswirt: „ich habe kein Recht, Ihnen diese Dinge vorzuenthalten; sie sind im Sekretär geblieben. Kommen Sie mit hinauf; wenn die Dame, die Ihr Zimmer genommen hat, noch nicht zu Bett gegangen ist, so können wir hinein."

Das Zimmer war im Laufe des Tages an ein junges Mädchen vermietet, das Mimi hieß, und mit dem Rodolphe ehedem ein Zärtlichkeitsduett begonnen hatte. Beide erkannten sich sofort. Rodolphe flüsterte Mimi leise ins Ohr und drückte ihr sanft die Hand. „Sehen Sie, wie es regnet!" sagte er, da gerade ein lautes Gewitter losbrach.

Fräulein Mimi ging auf Herrn Benedikt zu, der in einer Ecke des Zimmers wartete. „Mein Herr," sagte sie, indem sie auf Rodolphe zeigte ... „dieser Herr ist der, den ich heute abend erwartete ... Ich bin für niemanden zu Hause." „Oh!" sagte Herr Benedikt mit einer Grimasse. „Gut!"

Während Fräulein Mimi in Eile ein improvisiertes Souper bereitete, schlug es Mitternacht.

„Ah!" sagte Rodolphe zu sich selber, „der 15. April ist vorbei, ich habe mein Kap der Stürme umschifft. Teure Mimi," rief der junge Mann, indem er das schöne Mädchen in die Arme zog und ihr im Nacken den Hals küßte, „Sie hätten es nicht übers Herz gebracht, mich vor die Türe setzen zu lassen. Sie können nicht anders als gastfreundlich sein!"

XI. EIN CAFÉ DER BOHEME.

Ich will erzählen, infolge welcher Verkettung von Umständen Carolus Barbemuche, ein Literat und platonischer Philosoph, im vierundzwanzigsten Jahre seines Lebens in den Bohemebund aufgenommen wurde.

Um diese Zeit verkehrten Gustav Colline, der große Philo-

soph, Marcel, der große Maler, Schaunard, der große Musiker, und Rodolphe, der große Dichter — denn so nannten sie sich untereinander — regelmäßig im Café Momus. Dort nannte man sie, weil man sie immer beisammen sah, die vier Musketiere. In der Tat, sie kamen zusammen, sie gingen zusammen, sie spielten zusammen und bezahlten zuweilen ihre Zeche nicht, und zwar auch das mit einem Zusammenhalt, der des Orchesters im Konservatorium würdig gewesen wäre.

Sie hatten für ihre Versammlungen einen Saal gewählt, in dem vierzig Personen bequem Platz gefunden hätten; aber man fand sie stets allein, denn schließlich hatten sie den Raum für die gewöhnlichen Stammgäste unnahbar zu machen verstanden.

Der zufällige Gast, der sich in diese Höhle wagte, wurde vom Moment seines Eintritts an zum Opfer des wilden Quartetts und machte sich meist davon, ohne seine Zeitung und sein Täßchen Kaffee, dem unerhörte Aphorismen über die Kunst, die Empfindung und die Nationalökonomie die Sahne sauer machten, zu Ende zu genießen. Die Unterhaltung der vier Genossen war derart, daß der Kellner, der sie bediente, in voller Jugendblüte zum Idioten wurde.

Die Dinge erreichten jedoch einen solchen Grad der Willkür, daß der Caféwirt schließlich die Geduld verlor und eines Abends mit ernster Miene hinaufstieg, um seine Beschwerdepunkte darzulegen.

1) Herr Rodolphe komme schon am Morgen zum Frühstück und trage alle Blätter des Lokals in seinen Saal; er treibe seine Anforderungen sogar so weit, daß er ärgerlich werde, wenn die Kreuzbänder schon abgerissen seien; daher blieben die anderen Stammgäste, der Organe der öffentlichen Meinung beraubt, bis zum Diner in Dingen der Politik unwissend wie die Karpfen. Die Gesellschaft Bosquet kenne kaum die Namen der Mitglieder des letzten Kabinetts.

Herr Rodolphe habe das Café sogar gezwungen, sich auf den Castor zu abonnieren, dessen Chefredakteur er sei. Der Wirt des Lokals habe sich zunächst geweigert; da aber Herr Rodolphe und seine Gesellschaft jede Viertelstunde den Kellner riefen, um mit lauter Stimme zu bestellen: „Den Castor! bringen Sie uns den Castor!“ so verlangten jetzt ein paar andere Stammgäste, deren Neugier durch dies hartnäckige Verlangen geweckt sei, gleichfalls den Castor. Man habe

also ein Abonnement auf den Castor genommen, ein Hutmodenblatt, das monatlich erscheine, geziert mit einer Vignette und einem philosophischen Artikel (unter dem Titel Allerlei) von Herrn Gustav Colline.

2) Besagter Herr Colline und sein Freund Herr Rodolphe erholten sich von der geistigen Arbeit, indem sie von morgens zehn Uhr bis Mitternacht Triktrak spielten, und da das Lokal nur ein Triktrakbrett besitze, so seien die anderen Leute durch die Hartnäckigkeit dieser Herren in ihrer Leidenschaft für das Spiel verkürzt, während sich die Herren, so oft man sie darum bäte, auf die Antwort beschränkten: „Das Triktrak wird gelesen; fragen Sie morgen wieder an."

Die Gesellschaft Bosquet sehe sich also darauf beschränkt, von ihren ersten Liebesabenteuern zu reden und Piquet zu spielen.

3) Herr Marcel habe vergessen, daß ein Café ein öffentliches Lokal sei, und habe sich erlaubt, seine Staffelei, seinen Malkasten und alle Werkzeuge seiner Kunst dort einzustellen. Er treibe die Unschicklichkeit sogar so weit, daß er Modelle beider Geschlechter hinberufe.

Das müsse die Sittlichkeit der Gesellschaft Bosquet stören

4) Dem Beispiel seines Freundes folgend, spreche Herr Schaunard davon, sein Piano ins Café zu bringen; und er habe sich nicht gescheut, ebendort im Chor ein Motiv aus seiner Symphonie Der Einfluß des Blauen in der Kunst singen zu lassen. Herr Schaunard sei sogar noch weiter gegangen: er habe in die Laterne, die dem Café als Aushängeschild diene, ein Transparent geschoben, auf dem man lese:

UNENTGELTLICHER
KURSUS IN VOKAL- UND INSTRUMENTALMUSIK,
FÜR PERSONEN BEIDERLEI GESCHLECHTS.
Man wende sich ans Büffett.

Was zur Folge habe, daß besagtes Büffett jeden Abend von Personen in vernachlässigter Kleidung belagert werde, die sich erkundigen wollten, wo es sei.

Außerdem gebe Herr Schaunard hier einer Dame Namens Euphemia Teinturière Rendezvous, und diese Dame vergesse stets ihren Hut.

Deshalb habe Herr Bosquet junior bereits erklärt, er setze keinen Fuß mehr in ein Lokal, wo man so die Natur verletze.

5) Nicht zufrieden damit, daß sie schon eine nur sehr mäßige Zeche machten, hätten die Herrn versucht, sie noch mehr einzuschränken. Unter dem Vorwand, sie hätten den Mocca des Lokals beim Ehebruch mit der Zichorie ertappt, hätten sie einen Spirituskocher mitgebracht und machten sich ihren Kaffee selber, und sie versüßten ihn mit anderswo billig gekauftem Zucker, was eine Beschimpfung der für das Café liefernden Siederei bedeute.

6) Verdorben durch die Reden der Herren, habe sich der Kellner Bergami (sobenannt wegen seiner Favoris), seine dunkle Geburt vergessend und jeder Zurückhaltung zum Hohn, erlaubt, ein Gedicht an die Büffettdame zu richten, in dem er sie zur Mißachtung ihrer Pflichten als Gattin und Mutter aufreizt; an dem unordentlichen Stil habe man erkannt, daß dieser Brief unter dem verderblichen Einfluß des Herrn Rodolphe und seiner Literatur geschrieben sei.

Infolgedessen und ohngeachtet der Empfindung des Bedauerns sehe der Leiter des Lokals sich in die Notwendigkeit versetzt, die Gesellschaft Colline zu bitten, daß sie sich für ihre revolutionären Konferenzen eine andere Unterkunft suche.

Gustav Colline, der Cicero des Bundes, ergriff das Wort und bewies dem Caféwirt a priori, seine Beschwerden seien lächerlich und unbegründet; man tue ihm eine hohe Ehre an, wenn man sein Lokal wähle und zu einem Herde der Intelligenz mache; sein und seiner Freunde Abschied würden den Ruin des Hauses nach sich ziehen, das durch ihre Gegenwart auf das Niveau eines literarischen und künstlerischen Cafés erhoben sei. „Aber," sagte der Caféwirt, „Sie und die Leute, die Sie besuchen, verzehren so wenig." „Diese Nüchternheit, über die Sie klagen, ist ein Argument zugunsten unserer Sitten," erwiderte Colline. „Übrigens steht es nur bei Ihnen, wenn wir beträchtlicheren Aufwand machen sollen; es genügt, wenn Sie uns ein Konto eröffnen." „Wir werden das Kontobuch liefern," sagte Marcel. Der Caféwirt tat, als höre er nicht, und verlangte einige Aufklärungen über den Brandbrief, den Bergami an seine Frau gerichtet hatte. Rodolphe, der beschuldigt war, dieser unerlaubten Leiden-

schaft als Sekretär gedient zu haben, verteidigte sich lebhaft. „Übrigens," fügte er hinzu, „war die Tugend der Dame eine sichere Schranke . . ." „O!" sagte der Caféwirt, „meine Frau ist in Saint-Denis erzogen."

Kurz, Colline verwickelte ihn vollends in die Falten seiner heimtückischen Beredsamkeit, und alles kam durch das Versprechen der vier Freunde in Ordnung, daß sie sich künftig ihren Kaffee nicht mehr selber machen wollten, daß das Lokal den Castor hinfort umsonst erhalten werde, daß Euphemia Teinturiere einen Hut tragen solle, daß das Triktrak Sonntags von zwölf bis zwei Uhr der Gesellschaft Bosquet verbleibe, und vor allem, daß man keinen neuen Kredit fordern werde.

Alles ging ein paar Tage lang gut.

Am Weihnachtsabend kamen die vier Freunde in Begleitung ihrer Gattinnen ins Café.

Fräulein Musette war da, Fräulein Mimi, Rodolphes neue Geliebte, ein entzückendes Geschöpf, deren lärmende Stimme den Klang der Zimbeln hatte, und Euphemia Teinturiere Schaunards Idol. An diesem Abend trug Euphemia Teinturiere einen Hut. Fräulein Colline, die man niemals sah, war wie immer zu Hause geblieben, bemüht, die Kommata in die Manuskripte unserer Ehepaare zu setzen. Nach dem Kaffee, der ausnahmsweise von einem Bataillon Likörgläschen eskortiert wurde, verlangte man Punsch. Wenig an diese großartigen Manieren gewöhnt, ließ der Kellner sich den Befehl zweimal wiederholen. Euphemia, die noch nie im Café gewesen war, schien außer sich und entzückt, weil sie aus Fußgläsern trinken sollte. Marcel zankte mit Musette wegen eines neuen Hutes, dessen Herkunft ihm verdächtig schien. Mimi und Rodolphe, noch im Honigmond ihres Haushalts, führten eine stumme Plauderei miteinander, die von seltsamen Klängen unterbrochen wurde. Colline ging von Dame zu Dame und zählte mit herzförmig gespitztem Munde all die galanten Nippes her, die er aus der Sammlung des Musenalmanachs hervorgeholt hatte.

Während sich diese lustige Gesellschaft so dem Spiel und dem Lachen hingab, beobachtete ein Fremder, der hinten im Saal an einem einsamen Tisch saß, das belebte Schauspiel, das sich vor ihm abspielte, mit sonderbar blickenden Augen.

Seit etwa vierzehn Tagen kam er jeden Abend: er war von allen Gästen der einzige, der dem furchtbaren Lärm, den

die Bohemiens vollführten, hatte widerstehen können. Die wildesten Belästigungen hatten ihn unerschütterlich gefunden; er blieb den ganzen Abend da und rauchte mit mathematischer Regelmäßigkeit seine Pfeife, seine Augen blickten starr, als bewachten sie einen Schatz, und sein Ohr lauschte gespannt auf alles, was um ihn her gesprochen wurde. Übrigens schien er sanft und wohlhabend zu sein; denn er besaß eine Uhr, die mit Hilfe einer goldenen Kette in Sklaverei gehalten wurde. Und eines Tages, als Marcel sich mit ihm an der Kasse traf, hatte er ihn dabei ertappt, wie er, um seine Zeche zu zahlen, ein Goldstück wechselte. Von diesem Augenblick an bezeichneten die vier Freunde ihn als den Kapitalisten.

Plötzlich machte Schaunard, der ausgezeichnete Augen hatte, darauf aufmerksam, daß die Gläser leer waren. „Potztausend!" sagte Rodolphe, „heute ist Weihnachtsabend; wir sind alle gute Christen, da muß man ein Besonderes tun." „Meiner Treu, ja," sagte Marcel; „laßt uns einmal übernatürliche Dinge bestellen." „Colline," fügte Rodolphe hinzu, „klingle doch mal nach dem Kellner." Colline schüttelte die Glocke wie rasend. „Was wollen wir bestellen?" fragte Marcel. Colline bog sich wie ein Bogen zusammen und sagte mit einem Wink zu den Damen hin: „Es ist Sache der Damen, Ordnung und Gang der Erfrischungen zu regeln." „Ich," sagte Musette, indem sie schnalzte, „ich würde mich nicht vor Champagner fürchten." „Bist du toll?" rief Marcel, „Champagner! das ist nicht einmal Wein!" „Um so schlimmer! ich liebe ihn, er knallt." „Ich," sagte Mimi, indem sie Rodolphe mit einem Blick streichelte, „ich will lieber Beaune, in einem kleinen Korb." „Hast du den Kopf verloren?" rief Rodolphe. „Nein," antwortete Mimi, „ich will ihn erst verlieren." Denn Beaune übte eine besondere Wirkung auf sie. Ihr Liebhaber war wie vom Blitz getroffen. „Ich," sagte Euphemia Teinturiere, indem sie sich auf der Polsterbank schnellen ließ, „ich möchte Parfait-Amour, das ist gut für den Magen." Schaunard artikulierte mit nasaler Stimme einige Worte, über die Euphemia auf ihrer Basis erzitterte. „Ah! ah!" sagte Marcel als erster, „machen wir für hunderttausend Franken Aufwand, einmal—keinmal." „Und dann," fügte Rodolphe hinzu, „beklagt die Kasse sich, daß man nicht genug verzehrt. Man muß sie einmal in Erstaunen setzen." „Ja," sagte Colline, „wir wollen ein großartiges Fest veranstalten: übrigens schulden wir den

Damen passivsten Gehorsam, die Liebe lebt von der Hingabe, der Wein ist der Saft der Lust, die Lust ist die Pflicht der Jugend, die Frauen sind Blumen, man muß sie begießen. Begießen wir! Kellner! Kellner!"

Und Colline hing sich mit fieberhafter Aufregung an die Glockenschnur. Der Kellner kam, geschwind wie die Winde. Als er von Champagner, von Beaune und verschiedenen Likören hörte, durchlief sein Gesicht alle Tonleitern der Überraschung. „Ich habe Löcher im Magen," sagte Mimi, „ich äße gern Schinken." „Und ich Sardinen mit Butter," fügte Musette hinzu. „Und ich Radieschen," rief Euphemia, „mit etwas Fleisch darum." „Dann sagt doch gleich, daß ihr soupieren wollt," erwiderte Marcel. „Das würde uns schon passen," riefen die Damen. „Kellner, bringen Sie uns, was zum Souper nötig ist," sagte Colline ernsthaft. Der Kellner war vor Überraschung dreifarbig geworden. Er stieg langsam zum Büfett hinunter und teilte dem Caféwirt mit, was für außerordentliche Dinge man bei ihm bestellt hatte.

Der Caféwirt glaubte an einen schlechten Scherz, aber auf einen neuen Ruf der Glocke stieg er selber hinauf und wandte sich an Colline, für den er eine gewisse Achtung hegte. Colline erklärte ihm, man wolle bei ihm Weihnachten feiern, und er möge freundlichst servieren lassen, was man bestellt habe.

Der Caféwirt antwortete nichts; er ging rückwärts hinaus, indem er Knoten in seine Serviette drehte. Eine Viertelstunde lang beriet er sich mit seiner Frau, und dank der liberalen Erziehung, die sie in Saint-Denis erhalten hatte, empfahl die Dame, die eine Schwäche für die schönen Künste und Wissenschaften hatte, ihrem Mann, das Souper servieren zu lassen. „Ja," sagte der Caféwirt, „sie können ja diesmal Geld haben." Und er gab dem Kellner Befehl, hinaufzutragen, was man bestellte. Dann vertiefte er sich mit einem alten Abonnenten in eine Partie Piquet. Verhängnisvolle Unvorsichtigkeit!

Von zehn Uhr bis Mitternacht lief der Kellner nur treppauf, treppab. Jeden Augenblick bestellte man Ergänzungen. Musette ließ sich à l'anglaise servieren und wechselte bei jedem Bissen das Gedeck; Mimi trank aus allen Gläsern von allen Weinen; Schaunard trug eine unstillbare Sahara in der Kehle; Colline führte mit den Augen Kreuzfeuer aus, und während er die Serviette mit den Zähnen zerschnitt, kniff er

das Tischbein, das er für Euphemias Knie hielt. Marcel freilich und Rodolphe verloren die Steigbügel der Kaltblütigkeit nicht, und sie sahen die Stunde der Katastrophe nicht ohne Sorge nahen.

Der Fremde beobachtete diese Szene mit ernster Neugier; von Zeit zu Zeit sah man, daß sein Mund sich wie zu einem Lächeln öffnete; dann vernahm man ein Geräusch, wie wenn ein Fenster beim Schließen knarrt. Es war der Fremde, der innerlich lachte.

Um viertel vor zwölf schickte die Büfettdame die Rechnung. Sie erreichte die schwindelhafte Höhe von 25 Frcs. 75 c. „Laßt sehen," sagte Marcel, „wir wollen das Los ziehn, wer mit dem Wirt unterhandeln soll. Die Sache wird ernst." Man nahm ein Dominospiel und zog: die höchste Augenzahl sollte gelten.

Unglücklicherweise machte das Los Schaunard zum Bevollmächtigten. Schaunard war ein ausgezeichneter Virtuose, aber ein schlechter Diplomat. Er kam gerade aus Büfett, als der Wirt gegen seinen alten Abonnenten verloren hatte. Gebeugt unter der Schmach dreier Matche, war er von mörderischer Laune, und nach Schaunards ersten Präliminarien geriet er in wilde Wut. Schaunard war ein guter Musiker, aber ein beklagenswerter Charakter. Er antwortete mit doppelt geladenen Unverschämtheiten. Der Streit wurde giftig, und der Wirt stieg nach oben und bedeutete der Gesellschaft, man habe zu zahlen, widrigenfalls man nicht hinauskomme. Colline versuchte mit seiner maßvollen Beredsamkeit einzugreifen, aber als der Caféwirt eine Serviette bemerkte, die Colline zu Charpie gemacht hatte, verdoppelte sich sein Zorn, und um sich zu sichern, wagte er sogar die profane Hand an den nußbraunen Paletot des Philosophen und die Mäntel der Damen zu legen.

Zwischen dem Wirt und den Bohemiens entspann sich ein Tirailleurfeuer von Beschimpfungen. Die drei Damen sprachen von Liebeleien und Moden.

Da trat der Fremde aus seiner Passivität hervor; ganz langsam hatte er sich erhoben, hatte erst einen, dann zwei Schritte getan und ging nun wie ein natürliches Wesen; er trat zum Wirt, nahm ihn beiseite und sprach leise auf ihn ein. Rodolphe und Marcel folgten ihm mit den Blicken. Schließlich ging der Wirt davon, indem er zu dem Fremden sagte:

„Gewiß bin ich einverstanden, Herr Barbemuche, gewiß; machen Sie es mit ihnen aus."

Herr Barbemuche kehrte an seinen Tisch zurück, nahm seinen Hut, setzte ihn auf, machte eine Schwenkung nach rechts und war mit drei Schritten bei Rodolphe und Marcel; er hob den Hut, verneigte sich vor den Herren, warf einen Gruß zu den Damen hinüber, zog das Taschentuch, schnäuzte sich und ergriff mit schüchterner Stimme das Wort. „Verzeihen Sie, meine Herren, die Indiskretion, die ich begehen will," sagte er. „Schon lange brenne ich vor Verlangen, Ihre Bekanntschaft zu machen, aber ich habe bislang keine Gelegenheit gefunden, mit Ihnen in Verbindung zu treten. Erlauben Sie mir, die zu ergreifen, die sich heute bietet?" „Gewiß, gewiß," sagte Colline, der den Fremden hatte kommen sehen.

Rodolphe und Marcel grüßten schweigend. Schaunards zu strenges Feingefühl hätte fast noch alles verdorben. „Erlauben Sie, mein Herr," sagte er lebhaft, „Sie haben nicht die Ehre, uns zu kennen, und die Schicklichkeit verbietet .... Wollen Sie so freundlich sein, mir etwas Tabak zu geben? .... Im übrigen schließe ich mich der Meinung meiner Freunde an." „Meine Herren," erwiderte Barbemuche, „ich bin wie Sie ein Jünger der Kunst. Soweit ich es habe beurteilen können, wenn ich Sie sprechen hörte, ist unser Geschmack der gleiche, ich hege den lebhaftesten Wunsch, zu Ihren Freunden zu gehören und Sie hier jeden Abend treffen zu können ... Der Wirt dieses Lokals ist ein Grobian, aber ich habe ein Wort mit ihm gesprochen, und Sie können ungehindert gehen ... Ich hoffe, Sie werden mir die Möglichkeit Sie an diesem Ort wiederzusehen, nicht dadurch nehmen, daß Sie den kleinen Dienst ablehnen, den ..."

Schaunard stieg die Röte der Entrüstung zu Gesicht. „Er rechnet auf unsere Lage," sagte er, „wir können das nicht annehmen. Er hat unsere Rechnung bezahlt: ich werde mit ihm um die fünfundzwanzig Franken Billard spielen und sie ihm vorgeben." Barbemuche nahm den Vorschlag an und war so verständig zu verlieren: dieser schöne Zug gewann ihm die Achtung der Boheme. Als man sich trennte, gab man sich auf den folgenden Tag ein Rendezvous. „So," sagte Schaunard zu Marcel, „sind wir ihm nichts schuldig; unsere Würde ist gerettet." „Und wir können beinah noch ein neues Souper beanspruchen," fügte Colline hinzu.

XII. EINE AUFNAHME IN DIE BOHEME.

An dem Abend, als er in einem Café die Rechnung für ein von den Bohemiens verzehrtes Souper aus seiner Privatkasse bezahlt hatte, war es Carolus gelungen, sich Gustav Collines Begleitung zu sichern. Seit er in dem Lokal, in dem er sie aus der Verlegenheit gezogen hatte, den Versammlungen der vier Freunde beiwohnte, war ihm besonders Colline aufgefallen, und er empfand schon Sympathie und Zuneigung für diesen Sokrates, dessen Plato er später werden sollte. Daher hatte er ihn von Anfang an für seine Einführung in die Boheme als Vermittler ausersehen. Unterwegs lud Barbemuche Colline ein, in einem noch offenen Café noch ein Schlückchen zu trinken. Colline lehnte nicht nur ab, sondern beschleunigte sogar den Schritt, als sie vor besagtem Café vorbeikamen; und zugleich schob er sich seinen hyperphysischen Filzhut tief ins Gesicht. „Weshalb wollen Sie nicht eintreten?" fragte Barbemuche, indem er ihn mit der Höflichkeit des guten Geschmacks zu nötigen suchte. „Ich habe meine Gründe," erwiderte Colline, „in diesem Lokal sitzt eine Kassendame, die sich viel mit den exakten Wissenschaften beschäftigt, und ich könnte einer langen Erörterung mit ihr nicht entgehen; ich suche diese Erörterung zu vermeiden, indem ich niemals um Mittag oder um irgend eine andere Sonnenstunde durch diese Straße gehe. O! es ist höchst einfach," fügte Colline naiv hinzu, „ich habe mit Marcel in dieser Gegend gewohnt." „Ich hätte Sie gern zu einem Glas Punsch eingeladen und einen Augenblick mit Ihnen geplaudert. Kennen Sie nicht in der Nähe ein Lokal, das Sie besuchen können, ohne auf . . . mathematische Schwierigkeiten zu stoßen?" fügte Barbemuche hinzu, da er es für angebracht hielt, ungeheuer geistreich zu sein.

Colline sann einen Augenblick nach. „Dort sehe ich ein kleines Lokal, wo meine Stellung weniger gefährdet ist," sagte er. Und er deutete auf eine Weinstube. Barbemuche zog eine Grimasse und schien zu zögern. „Ist es anständig da?" fragte er.

In Anbetracht seiner kühlen und reservierten Haltung, seiner sparsamen Worte, seines diskreten Lächelns, und vor allem in Anbetracht seiner Berlockkette und seiner Uhr hatte Colline die Vorstellung, Barbemuche sei Gesandtschaftsbeamter,

und er glaubte, er fürchte sich zu kompromittieren, wenn er in ein Kabarett gehe. „Keine Gefahr, daß wir gesehen werden," sagte er; „um diese Stunde liegt das ganze diplomatische Korps im Bett." Barbemuche entschloß sich einzutreten; aber auf dem Grunde seiner Seele hätte er sich eine falsche Nase gewünscht. Der größeren Sicherheit halber verlangte er ein Zimmer und hing sorgfältig eine Serviette vor die Scheiben der Glastür. Nachdem er diese Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte, schien er weniger besorgt und ließ eine Schale Punsch kommen. Von der Wärme des Getränks leicht angeregt, wurde Barbemuche mitteilsamer; und nachdem er einige Details über sich selber gegeben hatte, wagte er die Hoffnung auszusprechen, er werde offiziell in die Bohemegesellschaft aufgenommen werden, und er bat um Collines Beihilfe für das Gelingen dieses ehrgeizigen Plans. Colline antwortete, er seinerseits stehe Barbemuche vollkommen zur Verfügung, er könne jedoch noch nichts mit absoluter Sicherheit sagen. „Ich verspreche Ihnen meine Stimme," sagte er, „aber ich kann mir nicht anmaßen, über die meiner Kameraden zu verfügen." „Aber," sagte Barbemuche, „aus welchen Gründen sollten sie sich weigern, mich in ihre Mitte aufzunehmen?" Colline stellte das Glas, das er gerade an den Mund führen wollte, auf den Tisch und sprach mit sehr ernster Miene etwa so zu dem verwegenen Carolus: „Sie pflegen die schönen Künste?" fragte er. „Ich beackere bescheiden diese edlen Felder der Intelligenz," erwiderte Carolus, der Wert darauf legte, die Fahne seines Stils zu hissen. Colline fand die Phrase wohlgesetzt und verneigte sich: „Sie kennen die Musik?" fragte er. „Ich habe Kontrabaß gespielt." „Das ist ein philosophisches Instrument, es gibt ernste Töne von sich. Also, wenn Sie die Musik kennen, so verstehen Sie dies: man kann nicht, ohne die Gesetze der Harmonie zu verletzen, einen fünften Spieler in ein Quartett aufnehmen. Sonst hört es auf, ein Quartett zu sein." „Es wird ein Quintett," antwortete Carolus. „Ganz recht; genau so, wenn Sie der Dreieinigkeit, dem göttlichen Dreieck, eine vierte Persönlichkeit beigeben: dann ist es keine Dreieinigkeit mehr, es ist ein Quadrat, und sofort ist die Religion in ihrem Prinzip gespalten." „Erlauben Sie," sagte Carolus, dessen Verständnis in den Ranken der Gedankengänge Collines zu straucheln begann, „ich sehe nicht recht . . ." „Passen Sie auf und folgen

Sie meinem Gedankengang . . .“ fuhr Colline fort, „kennen Sie die Astronomie?“ „Ein wenig; ich bin Baccalaureus.“ „Darüber gibt es ein Lied,“ sagte Colline. „‘Baccalaureus der Lisette . . .‘ Die Melodie weiß ich nicht mehr . . . Also werden Sie wissen, daß es vier Himmelsrichtungen gibt. Nun, wenn eine fünfte Himmelsrichtung auftauchte, so wäre die ganze Harmonie der Natur vernichtet. Das nennt man eine Sündflut. Sie verstehen?“ „Ich warte auf die Schlußfolgerung.“ „Ah ja, die Schlußfolgerung ist das Ende der Rede, wie der Tod das Ende des Lebens und die Heirat das Ende der Liebe ist. Nun! mein lieber Herr, ich und meine Freunde, wir sind gewohnt, zusammen zu leben, und wir fürchten, durch die Einführung eines Neuen werde die Harmonie, die in unserem Sitten-, Meinungs-, Geschmacks- und Charakterkonzert herrscht, durchbrochen. Wir sollen eines Tages die vier Himmelsrichtungen zeitgenössischer Kunst bedeuten, das sage ich Ihnen ohne Umstände; und, da wir an diesen Gedanken gewöhnt sind, so wäre es uns unangenehm, eine fünfte Himmelsrichtung . . .“ „Aber wenn man zu viert ist, kann man doch auch zu fünft sein,“ wagte Carolus einzuwenden. „Ja, aber dann ist man nicht mehr zu viert.“ „Das ist ein nichtiger Einwand.“ „Es gibt in dieser Welt nichts Nichtiges, alles liegt in allem, die kleinen Bäche machen die großen Ströme, die kleinen Silben Alexandriner, und die Berge bestehen aus Sandkörnern; das steht in der Weisheit der Völker; auf dem Kai liegt ein Exemplar aus.“ „Sie glauben also, die Herren werden Schwierigkeiten erheben, mich der Ehre ihrer intimen Gesellschaft teilhaftig werden zu lassen?“ „Ich fürchte,“ sagte Colline. „Sagen Sie mir,“ fuhr er fort, „mein lieber Herr, welches ist auf den edlen Feldern der Intelligenz die Furche, die Sie vorzugsweise höhlen.“ „Die großen Philosophen und die guten, klassischen Autoren sind meine Muster; ich nähre mich von ihrem Studium. Telemach hat mir zuerst die Leidenschaft eingeflößt, die mich verzehrt.“ „Telemach ist oft auf dem Kai zu haben,“ sagte Colline. „Man findet ihn dort zu allen Stunden. Ich habe ihn für fünf Sous gekauft, denn es war eine Gelegenheit; ich wäre jedoch bereit, ihn herzugeben, um Ihnen einen Gefallen zu tun. Übrigens ein gutes Werk und für die Zeit recht gut geschrieben.“ „Ja, mein Herr, die hohe Philosophie und die gesunde Literatur, das sind meine Ideale. Meiner Meinung

nach ist die Kunst ein Priestertum." „Ja, ja, ja . . ." sagte Colline, „darüber gibt es auch ein Lied."

Und er begann zu singen:

„Ja, die Kunst ist priesterlich,
Laßt uns lernen, sie zu nutzen."

„Ich glaube, es ist aus Robert dem Teufel," fügte er hinzu. „Ich sagte also, da die Kunst ein heiliges Amt ist, so müssen die Schriftsteller unaufhörlich . . ." „Verzeihung, mein Herr," unterbrach Colline, der eine vorgerückte Stunde schlagen hörte, „es ist morgen früh, und ich fürchte, einem mir teuren Wesen Sorge zu machen; übrigens," murmelte er vor sich hin, „hatte ich ihr versprochen, nach Hause zu kommen . . . es ist ihr Geburtstag." „Freilich, es ist spät," sagte Carolus. „Brechen wir auf." „Haben Sie weit zu gehen?" fragte Colline. „Ich wohne Rue Royale-Saint-Honoré 10 . . ." Colline war früher einmal bei irgend einer Gelegenheit in dies Haus gekommen, und er entsann sich, daß es ein prachtvolles Hotel war. „Ich werde mit den Herren über Sie sprechen," sagte er zu Carolus, als sie sich trennten; „und glauben Sie mir, ich werde all meinen Einfluß aufbieten, sie Ihnen günstig zu stimmen . . . Ah! erlauben Sie mir, Ihnen einen Rat zu geben." „Sprechen Sie," sagte Carolus. „Seien Sie liebenswürdig und galant gegen die Damen Mimi, Musette und Euphemia; sie haben Einfluß auf meine Freunde, und wenn Sie ihre Geliebten für sich zu gewinnen wissen, werden Sie von Marcel, Schaunard und Rodolphe viel leichter erlangen, was Sie wünschen." „Ich will es versuchen," sagte Carolus.

Am folgenden Morgen traf Colline die ganze Bohemeversammlung an: es war die Stunde des Frühstücks, und mit der Stunde war auch das Frühstück da. Die drei Haushaltungen saßen bei Tisch und feierten Orgien in Artischocken mit Pfeffer und Salz. „Potztausend!" sagte Colline, „hier lebt man gut, das kann nicht dauern. Ich komme," fuhr er fort, „als Gesandter des großherzigen Sterblichen, den wir gestern Abend im Café getroffen haben." „Sollte er das Geld, das er uns vorgestreckt hat, schon zurückverlangen?" fragte Marcel. „O!" rief Fräulein Mimi, „das hätte ich nicht von ihm gedacht! Er sieht so vornehm aus." „Nicht darum handelt es sich," antwortete Colline; „dieser junge Mann möchte zu uns gehören, er will Aktien unserer Gesellschaft kaufen und, wohlverstanden, am Gewinn teilhaben."

Die drei Bohemiens hoben den Kopf und sahen sich an. „Also!“ schloß Colline; „die Debatte ist eröffnet.“ „Welches ist die soziale Stellung deines Schützlings?“ fragte Rodolphe. „Er ist nicht mein Schützling,“ erwiderte Colline, „gestern abend, als wir uns trennten, batet ihr mich, ihm zu folgen, und er lud mich ein, ihn zu begleiten; das traf sich ausgezeichnet. Ich bin ihm also gefolgt; er hat mich einen Teil der Nacht mit Aufmerksamkeiten und Likörs begossen, aber ich habe meine Unabhängigkeit bewahrt.“ „Schön,“ sagte Schaunard. „Skizziere uns einige seiner Hauptcharakterzüge,“ sagte Marcel. „Seelengröße, Sittenstrenge, fürchtet sich in Weinstuben zu gehen, Baccalaureus, Opfer der Offenheit, spielt Kontrabaß, Natur, die bisweilen fünf Franken wechselt.“ „Schön,“ sagte Schaunard. „Was erhofft er von uns?“ „Das sagte ich schon; sein Ehrgeiz kennt keine Grenzen; er wünscht uns zu duzen.“ „Das heißt, er will uns ausbeuten,“ erwiderte Marcel. „Er will gesehen werden, wenn er in unsere Wagen steigt.“ „Welches ist seine Kunst?“ fragte Rodolphe. „Ja,“ fuhr Marcel fort, „was spielt er?“ „Seine Kunst?“ sagte Colline, „was er spielt? Literatur und Philosophie gemischt.“ „Welches sind seine philosophischen Kenntnisse?“ „Er treibt Provinzial-Philosophie. Er nennt die Kunst ein Priestertum.“ „Er sagt Priestertum,“ rief Rodolphe entsetzt. „Allerdings.“ „Und welcher Straße folgt er in der Literatur?“ „Er verkehrt mit Telemach.“ „Schön,“ sagte Schaunard, indem er Artischockenblätter kaute. „Was! schön, Dummkopf!“ unterbrach Marcel ihn; „laß dir nicht einfallen, das auf der Straße zu wiederholen.“ Schaunard, den diese Zurechtweisung ärgerte, gab unter dem Tisch Euphemia einen Fußtritt, denn er hatte sie bei einem Übergriff in seine Sauce ertappt. „Nochmals,“ sagte Rodolphe, „welches ist seine Stellung in der Welt? wovon lebt er? sein Name? seine Wohnung?“ „Seine Stellung ist ehrenhaft, er ist Lehrer aller möglichen Dinge im Schoße einer reichen Familie. Er heißt Carolus Barbemuche, verspeist seine Einkünfte in luxuriösen Gewohnheiten und wohnt Rue Royale in einem Hotel.“ „Einem Hotel garni?“ „Nein, er hat seine eigenen Möbel.“ „Ich bitte ums Wort,“ sagte Marcel. „Für mich steht fest, daß Colline bestochen ist; er hat seine Stimme im voraus um irgend eine Anzahl kleiner Gläschen verkauft. Unterbrich mich nicht,“ sagte Marcel, als er sah, daß der

Philosoph aufstand, um zu protestieren, „du kannst gleich antworten. Colline, eine käufliche Seele, hat euch diesen Fremden in zu günstigen Farben gemalt, als daß sein Bild der Wahrheit entsprechen könnte. Ich habe ja schon gesagt, ich durchschaue die Absichten dieses Fremden. Er will mit uns spekulieren. Er hat sich gesagt: diese Burschen machen ihren Weg; muß mich in ihre Taschen stecken, dann komme ich mit ihnen zum Landesteg des Ruhms.“ „Schön,“ sagte Schaunard; „ist keine Sauce mehr da?“ „Nein,“ antwortete Rodolphe, „die Auflage ist vergriffen.“ „Andererseits,“ fuhr Marcel fort, „strebt dieser hinterlistige Sterbliche, den Colline begönnert, vielleicht nur mit verbrecherischen Gedanken nach der Ehre unserer Intimität. Wir sind hier nicht allein, meine Herren,“ fuhr der Redner fort, indem er einen sprechenden Blick auf die Damen warf; „und wenn Collines Schützling sich unter dem Mantel der Literatur an unseren Herd schleicht, so könnte es sehr wohl sein, daß er nur ein arglistiger Verführer ist. Überlegt! Ich meinerseits stimme gegen die Zulassung.“

„Ich bitte nur zu einer Berichtigung ums Wort,“ sagte Rodolphe. „In seiner bemerkenswerten Improvisation hat Marcel gesagt, genannter Carolus wolle sich mit dem Ziel, uns zu entehren, unter dem Mantel der Literatur bei uns einschleichen.“ „Das war ein parlamentarisches Bild,“ sagte Marcel. „Ich tadle dies Bild; es ist falsch. Die Literatur hat keinen Mantel.“ „Da ich als Referent fungiere,“ sagte Colline, indem er aufstand, „so werde ich die Folgerungen meines Berichtes verteidigen. Die Eifersucht, die unsern Freund Marcel verzehrt, kommt seinem Verstand gleich; der große Künstler hat nämlich den Verstand verloren . . .“ „Zur Ordnung!“ brüllte Marcel. „. . . verloren, bis zu dem Grade, daß er, der gute Zeichner, ein Bild in seine Rede flicht, dessen Unrichtigkeit der geistreiche Redner, der mir auf dieser Tribüne voranging, mit Recht beanstandet hat.“ „Colline ist ein Idiot!“ rief Marcel aus, indem er mit der Faust einen heftigen Schlag auf den Tisch tat, was unter den Tellern tiefe Sensation hervorrief; „Colline versteht nichts von den Dingen der Empfindung, in dieser Frage ist er inkompetent, er trägt an Stelle des Herzens einen alten Schmöker!“ (Anhaltendes Gelächter bei Schaunard.)

Während dieses ganzen Tumults ergoß Colline ernsthaft

die Ströme der Beredsamkeit, die von den Falten seiner weißen Kravatte umschlossen wurden. Als die Stille wieder hergestellt war, setzte er seine Rede also fort: „Meine Herren, ich werde mit einem einzigen Wort all die chimärischen Ängste entkräften, die Marcels Verdacht Carolus gegenüber in Ihrem Geist geweckt haben mag.“ „Versuche doch sie zu entkräften,“ sagte Marcel spöttisch. „Das ist nicht schwerer als dies,“ erwiderte Colline, indem er das Streichholz, mit dem er seine Pfeife entzündet hatte, ausblies. „Rede! Rede!“ riefen Rodolphe, Schaunard und die Damen, für die die Debatte großes Interesse bot, im Chor. „Meine Herren,“ sagte Colline, „obgleich ich in diesem Kreise persönlich und heftig angegriffen worden bin, obgleich man mich beschuldigt hat, ich habe den Einfluß, den ich vielleicht unter Ihnen genieße, für Spirituosen verkauft, so werde ich doch, da mein Gewissen ruhig ist, nicht auf die Angriffe antworten, die man gegen meine Ehrenhaftigkeit, meine Anständigkeit, meine Moralität richtet. (Bewegung.) Aber einem will ich Achtung erzwingen. (Der Redner schlägt sich zweimal mit der Faust auf den Bauch.) Man hat meine unter Ihnen wohlbekannte Klugheit in Zweifel ziehen wollen. Man beschuldigt mich, ich wolle unter Ihnen einen Sterblichen einführen, der die Absicht hat, sich gegen Ihr . . . Gefühlsglück feindlich zu stellen. Diese Annahme ist ein Schimpf gegen die Tugend dieser Damen, und obendrein ein Schimpf gegen ihren guten Geschmack. Carolus Barbemuche ist sehr häßlich.“ (Sichtlicher Widerspruch in den Zügen Euphemia Teinturieres. Lärm unter dem Tisch. Schaunard korrigiert die kompromittierende Offenheit seiner jungen Freundin mit Fußtritten.) „Aber,“ fuhr Colline fort, „was das elende Argument, aus dem mein Gegner sich eine Waffe gegen Carolus schmiedet, indem er Ihre Ängste ausnutzt, zu Staub zermalmen wird, das ist der eine Umstand: besagter Carolus ist Platoniker.“ (Sensation auf der Bank der Herren, Tumult auf der Bank der Damen.) „Platoniker, was heißt das?“ fragte Euphemia. „Das ist die Krankheit der Männer, die keine Frauen zu umarmen wagen,“ sagte Mimi, „ich habe so einen Liebhaber gehabt, ich habe ihn zwei Stunden behalten.“ „Dummheiten, was!“ rief Fräulein Musette. „Du hast recht, meine Liebe,“ sagte Marcel. „Der Platonismus in der Liebe ist Wasser im Wein, weißt du. Wir trinken lieber un-

vermischten Wein!“ „Und es lebe die Jugend!“ fügte Musette hinzu.

Collines Erklärung hatte eine Carolus günstige Reaktion zur Folge. Der Philosoph wollte die gute Regung ausnutzen, die seine beredte und geschickte Anschuldigung zur Folge hatte. „Nunmehr,“ fuhr er fort, „sehe ich nicht mehr, welches die Einwände wären, die man gegen diesen jungen Sterblichen erheben könnte, der uns schließlich einen Dienst geleistet hat. Was mich angeht, den man beschuldigt, ich habe leichtsinnig gehandelt, als ich ihn unter uns einführen wollte, so sehe ich diese Meinung als ein Attentat auf meine Würde an. Ich habe in dieser Sache mit der Klugheit der Schlange gehandelt, und wenn mir ein begründetes Urteil nicht diese Klugheit beläßt, so reiche ich meine Demission ein.“ „Möchtest du die Kabinettsfrage stellen?“ sagte Marcel. „Ich stelle sie,“ antwortete Colline.

Die drei Bohemiens berieten sich, und einstimmig verständigte man sich dahin, dem Philosophen den Charakter hoher Klugheit, den er verlangte, zuzusprechen. Colline überließ daraufhin Marcel das Wort, der ein wenig von seinen Einwänden zurückgekommen war und erklärte, er werde vielleicht zugunsten der Schlüsse des Referenten stimmen. Aber ehe sie zur definitiven Abstimmung übergingen, die Carolus die Intimität der Boheme eröffnen sollte, ließ Marcel über folgende Zusatzakte abstimmen:

„Da die Einführung eines neuen Mitgliedes in den Bund eine ernste Sache ist, da ein Fremder Elemente der Zwietracht hineintragen kann, weil er die Sitten, Charaktere und Anschauungen seiner Kameraden nicht kennt, so hat ein jedes der Mitglieder einen Tag mit besagtem Carolus zu verleben und über sein Leben, seine Neigungen, seine literarische Begabung und seine Garderobe eine Enquete zu veranstalten. Daraufhin werden die Bohemiens sich ihre besonderen Eindrücke mitteilen, und erst nachher werden sie über Abweisung oder Zulassung beschließen. Außerdem muß Carolus vor der endgültigen Aufnahme eine Probezeit von einem Monat durchmachen, das heißt: vor Ablauf dieser Zeit hat er nicht das Recht, sie zu duzen und auf der Straße ihren Arm zu nehmen. Am Tage der Aufnahme wird auf Kosten des Aufzunehmenden ein großes Fest gegeben. Das Budget dieser Genüsse darf sich nicht auf weniger als zwölf Franken belaufen.“

Diese Zusatzakte wurde mit der Majorität von drei Stimmen gegen eine, die Collines, angenommen. Colline war der Meinung, man verlasse sich nicht genug auf ihn, und diese Zusatzakte vergehe sich von neuem gegen seinen Ruf der Klugheit.

Noch selbigen Abends ging Colline eigens früh ins Café, um Carolus als erster zu sehen. Er hatte nicht lange zu warten. Carolus kam sehr bald; er hielt drei ungeheure Rosensträuße in der Hand. „Sieh da!“ sagte Colline erstaunt, „was wollen Sie mit diesem Garten?“ „Ich habe Ihren gestrigen Rat beherzigt. Ihre Freunde kommen ohne Zweifel mit den Damen, und für sie habe ich diese Blumen gekauft; sie sind sehr schön.“ „Wahrhaftig. Sie müssen mindestens fünfzehn Sous gekostet haben.“ „Was Sie meinen!“ erwiderte Carolus, „im Dezember! wenn Sie noch fünfzehn Franken sagten!“ „Ah! Himmel!“ rief Colline, „drei Taler für diese einfachen Gaben Floras, welche Torheit! Sie sind also mit den Kordilleren verwandt? Nun, mein teurer Herr, da werden wir fünfzehn Franken zum Fenster hinaus entblättern müssen.“ „Wie! Was meinen Sie damit!“

Nun berichtete Colline von dem eifersüchtigen Verdacht, den Marcel seinen Freunden eingeflößt hatte; er erzählte Carolus von der heftigen Debatte über die Möglichkeit seiner Aufnahme in den Bund. „Ich habe beteuert, Ihre Absichten seien fleckenlos,“ sagte Colline, „aber die Opposition ist darum nicht minder lebhaft gewesen. Hüten Sie sich also, den eifersüchtigen Argwohn, den man gegen Sie gehegt hat, von neuem zu beleben, indem Sie sich gegen die Damen allzu galant benehmen, und zunächst lassen Sie uns diese Sträuße beseitigen.“ Colline nahm die Rosen und verbarg sie in einem Schrank, der als Abstellraum diente. „Aber das ist nicht alles,“ fuhr er fort, „die Herren wünschen, ehe sie sich intimer mit Ihnen verbinden, über Ihren Charakter, Ihren Geschmack usw. jeder einzeln eine Enquete zu veranstalten.“ Dann skizzierte Colline, damit Barbemuche bei seinen Freunden keinen zu starken Anstoß erregte, von jedem der drei Bohemiens ein rasches Porträt. „Versuchen Sie, sich mit ihnen einzeln zu verständigen,“ fügte der Philosoph hinzu, „und zum Schluß werden Sie alle für sich haben.“ Carolus war zu allem bereit.

Bald darauf trafen auch, von ihren Gattinnen begleitet, die

drei Freunde ein. Rodolphe war Carolus gegenüber höflich. Schaunard benahm sich vertraulich. Marcel blieb kühl. Carolus bemühte sich, gegen die Herren heiter und herzlich zu sein, während er sich den Damen gegenüber sehr gleichgültig verhielt.

Als sie sich abends trennten, lud Barbemuche auf den folgenden Tag Rodolphe zum Diner ein. Nur bat er ihn, schon um Mittag zu kommen.

Der Dichter nahm an. „Gut," sagte er zu sich selber, „ich beginne also die Enquete."

Am folgenden Tage begab Rodolphe sich um die verabredete Stunde zu Carolus. Barbemuche wohnte in der Tat in einem sehr schönen Hotel der Rue Royale, und er hatte ein Zimmer inne, in dem eine gewisse Behaglichkeit herrschte. Nur war Rodolphe erstaunt, obgleich heller Tag war, die Läden geschlossen und die Vorhänge zugezogen zu finden, während auf einem Tisch zwei Kerzen brannten. Er fragte Barbemuche, was das bedeute. „Das Studium ist die Tochter des Geheimnisses und der Stille," antwortete dieser.

Man setzte sich und plauderte. Nach einer Stunde der Unterhaltung wußte Carolus mit unendlicher Geduld und großem oratorischen Geschick eine Wendung herbeizuführen, die trotz ihrer demütigen Form nichts geringeres war als die an Rodolphe ergangene Aufforderung, ein kleines Werk anzuhören, das die Frucht der Nachtwachen des besagten Carolus war. Rodolphe begriff; er war gefangen! Da ihn zudem verlangte, Barbemuches Stilfarbe kennen zu lernen, so verneigte er sich höflich und versicherte, er sei entzückt . . .

Carolus wartete den Schluß der Phrase nicht ab. Er lief und verriegelte die Tür, drehte den Schlüssel im Schloß und kehrte zu Rodolphe zurück. Dann nahm er ein kleines Heft zur Hand, dessen schmales Format und geringe Dicke ein Lächeln der Befriedigung auf des Dichters Gesicht hervorrief. „Das ist das Manuskript Ihres Werkes?" fragte er. „O nein," antwortete Carolus, „nur der Katalog meiner Manuskripte. Ich suche die Nummer dessen, das Sie mir vorzulesen erlauben . . . Ah, da: Don Lopez oder das Verhängnis, Nr. 14. Es steht auf dem dritten Brett," sagte er, und er öffnete einen kleinen Schrank, in dem Rodolphe voll Grauen eine große Menge von Manuskripten bemerkte. Carolus griff

eins heraus, schloß den Schrank und nahm dem Dichter gegenüber Platz.

Rodolphe warf einen Blick auf eins der vier Hefte, aus denen das Werk bestand. Es war auf Foliobogen geschrieben. „Nun," sagte er zu sich selber, „in Versen ist es wenigstens nicht . . . aber es heißt Don Lopez."

Carolus nahm das erste Heft in die Hand und begann seine Vorlesung also: „In einer kalten Winternacht ritten zwei Reiter, eingehüllt in die Falten ihrer Mäntel, auf trägen Maultieren eine der Straßen hin, die durch die schauerliche Einöde der Wüsten der Sierra Morena führen . . ."

„Wo bin ich?" dachte Rodolphe; dieser Anfang schmetterte ihn nieder. Carolus setzte die Lektüre des ersten Kapitels fort, das ganz in diesem Stil geschrieben war. Rodolphe hörte unbestimmt zu und sann auf ein Mittel zur Flucht. „Ein Fenster ist freilich da," sagte er zu sich selber, „aber erstens ist es geschlossen, und zweitens sind wir im vierten Stock. Ah! jetzt verstehe ich all diese Vorsichtsmaßregeln."

„Was sagen Sie zu meinem ersten Kapitel?" fragte Carolus, „ich flehe Sie an, schonen Sie mich nicht, halten Sie nicht mit Ihrer Kritik zurück." Rodolphe glaubte sich zu entsinnen, daß er Fetzen deklamatorischer Philosophie über den Selbstmord gehört hatte, vorgetragen von dem Helden des Romans, der Lopez hieß, und er sagte aufs Geratewohl: „Die große Gestalt des Lopez gewissenhaft studiert; das Ganze erinnert an das Glaubensbekenntnis des Savoyardischen Vikars; die Schilderung von Don Alvars Maultier gefällt mir außerordentlich; man könnte sie für eine Skizze Gericaults halten. Die Landschaft hat schöne Linien; was die Ideen angeht, so ist das J. J. Rousseaus Saat auf Lesages Felder gesät. Nur erlauben Sie mir eine Anmerkung. Sie setzen zuviel Kommata, und sie brauchen das Wort hinfüro zu oft; es ist ein hübsches Wort, das sich von Zeit zu Zeit gut macht, es gibt Farbe, aber man darf es nicht zu oft anwenden."

Carolus nahm sein zweites Heft und las den Titel nochmals: Don Lopez oder das Verhängnis.

„Ich habe einmal einen Don Lopez gekannt," sagte Rodolphe; „er verkaufte Zigaretten und Schokolade aus Bayonne; vielleicht war er mit Ihrem verwandt . . . Aber fahren Sie fort . . ." Am Schluß des zweiten Kapitels unterbrach der Dichter den lesenden Carolus. „Tut Ihnen der Kehlkopf

nicht etwas weh?" fragte er. „Keineswegs," erwiderte Carolus; „Sie sollen die Geschichte der Inesilla hören." „Ich bin sehr begierig . . . Aber wenn Sie müde sind," sagte der Dichter, „dann sollten Sie nicht . . ." „Kapitel III!" las Carolus mit klarer Stimme weiter.

Rodolphe beobachtete Carolus aufmerksam; und bald hatte er entdeckt, daß sein Hals sehr kurz und sein Teint sehr vollblütig war. „Eine Hoffnung wenigstens bleibt mir noch," dachte der Dichter, als er diese Entdeckung machte, „der Schlagfluß." „Wir gehen zum Kapitel IV über. Sie werden so freundlich sein und mir sagen, was Sie von der Liebesszene halten." Und Carolus nahm seine Lektüre wieder auf.

Als er jedoch kurze Zeit darauf Rodolphe ansah, um sich zu überzeugen, welchen Eindruck sein Dialog auf ihn mache, merkte er, daß der Dichter sich auf seinem Stuhl nach vorn neigte und den Kopf vorstreckte, als lausche er auf ferne Klänge. „Was haben Sie?" fragte er. „Still!" sagte Rodolphe, „hören Sie nicht? Mir scheint, man ruft Feuer! Wenn wir einmal nachsähen?" Carolus lauschte einen Augenblick, aber er vermochte nichts zu hören. „Mir wird das Ohr geklungen haben," sagte Rodolphe, „fahren Sie fort; Don Alvar interessiert mich ungeheuer; er ist ein edler junger Mann." Carolus las weiter und legte alle Musik seines Organs in folgende Worte des jungen Don Alvar hinein: „O Inesilla, was Ihr auch seiet, Engel oder Dämon, und welches Eure Heimat sei, mein Leben gehört Euch, und ich werde Euch folgen, geh' es zum Himmel, geh' es zur Hölle."

In diesem Moment klopfte es an die Tür, und von draußen rief eine Stimme nach Carolus. „Das ist mein Portier," sagte er, stand auf und öffnete die Tür ein wenig.

Es war in der Tat der Portier; er brachte einen Brief, den Carolus eilig aufriß. „Wie ärgerlich!" rief er; „wir müssen die Lektüre ein anderes Mal beenden; ich erhalte eine Nachricht, die mich zu einem unverzüglichen Ausgang zwingt." „O!" dachte Rodolphe, „der Brief fällt vom Himmel; ich erkannte das Siegel der Vorsehung." „Wenn Sie wollen," erwiderte Carolus, „können wir den Ausgang, zu dem der Brief mich zwingt, zusammen machen; dann gehn wir nachher zum Diner." „Ich stehe zu Diensten," sagte Rodolphe. — —

Als er spät abends die drei Freunde traf, bestürmten sie ihn mit Fragen über Barbemuche. „Bist du mit ihm zu-

frieden? Hat er dich gut bewirtet?" fragten Marcel und Schaunard. „Ja, aber ich habe es schwer bezahlen müssen," sagte Rodolphe. „Wie! hat Carolus etwa dich bezahlen lassen?" fragte Schaunard mit steigender Entrüstung. „Er hat mir einen Roman vorgelesen, in dessen Bänden man Don Lopez und Don Alvar heißt, und in dem die jungen Liebhaber ihre Geliebte Engel oder Dämon nennen." „O Grauen!" riefen alle Bohemiens im Chor. „Aber sonst," sagte Colline, „welches ist, abgesehen von der Literatur, deine Meinung über Carolus?" „Er ist ein guter junger Mann. Übrigens werdet ihr eure Beobachtungen selber machen können: Carolus gedenkt uns einen nach dem andern zu bewirten. Für morgen ist Schaunard zum Frühstück geladen. Nur," fügte Rodolphe hinzu, „wenn ihr zu Barbemuche geht, nehmt euch vor dem Manuskriptschrank in acht, der ist ein gefährliches Möbel."

Schaunard war pünktlich zum Rendezvous da, und er nahm die Enquete eines Taxators und Gerichtsvollziehers vor, der eine Beschlagnahmung ausführt. Als er abends nach Hause kam, glich sein Gedächtnis einem Notizbuch; er hatte Carolus vom Gesichtspunkt des Mobiliarbesitzes aus studiert. „Nun," fragte man ihn, „welches ist deine Meinung?" „Aber," erwiderte Schaunard, „dieser Barbemuche ist aus guten Eigenschaften zusammengeknetet; er kennt die Namen aller Weine und hat mir delikatere Dinge zu essen gegeben, als man sie bei meiner Tante zu ihrem Geburtstag herstellt. Es scheint, er steht mit den Schneidern der Rue Vivienne und den Schuhmachern bei den Panoramen in recht intimer Verbindung. Außerdem ist er, wie ich bemerkt habe, ziemlich von unserer Statur; also könnten wir ihm im Notfall unsere Anzüge leihen. Seine Sitten sind weniger streng als Colline behaupten wollte; er hat sich überall mitnehmen lassen, wohin ich ihn führte, und er hat mir ein Frühstück in zwei Akten bezahlt; der zweite spielte in einem Kabarett der Markthalle, wo man mich kennt, weil ich dort zur Zeit des Karnevals verschiedene Orgien aufgeführt habe. Carolus ist wie ein ganz natürlicher Mensch mit mir gegangen. Also! auf morgen ist Marcel geladen."

Carolus wußte, daß Marcel unter den Bohemiens seiner Aufnahme in den Bund die meisten Hindernisse entgegensetzte: er bewirtete ihn deshalb ganz besonders gut; aber vor

allem stimmte er sich den Künstler dadurch günstig, daß er versprach, ihm in der Familie seines Schülers Porträtbestellungen zu verschaffen. Und als Marcel seinen Bericht zu erstatten hatte, merkten seine Freunde, daß jene Feindseligkeit der vorgefaßten Abneigung, die er zunächst gegen Carolus gezeigt hatte, völlig verschwunden war.

Am vierten Tage teilte Colline Barbemuche mit, daß er aufgenommen sei. „Wie! ich bin aufgenommen?“ sagte Carolus in höchster Freude. „Ja,“ antwortete Colline, „aber vorerst auf Probe.“ „Was meinen Sie damit?“ „Ich meine, Sie werden noch eine Menge kleiner, vulgärer Gewohnheiten ablegen müssen.“ „Ich werde mich völlig nach Ihnen richten,“ antwortete Carolus.

Während der ganzen Zeit seines Noviziats verkehrte der platonische Philosoph eifrig mit den Bohemiens; und als er ihre Sitten genauer zu studieren vermochte, ging es nicht ab, ohne daß er zuweilen tiefes Staunen erlebte.

Und dann kam eines Morgens Colline mit strahlendem Gesicht zu Barbemuche. „Nun, mein Lieber,“ sagte er, „Sie gehören definitiv zu den unsern, Ihre Probezeit ist vorüber. Jetzt bleibt nur noch der Tag des großen Festes zu bestimmen und der Ort, wo es stattfinden soll; ich komme, um mich mit Ihnen zu verständigen.“ „Aber das trifft sich ausgezeichnet,“ antwortete Carolus; „die Eltern meines Schülers sind momentan auf dem Lande; der junge Vicomte, dessen Mentor ich bin, wird mir die Zimmer auf einen Abend leihen: so werden wir mehr unter uns sein; nur werde ich den jungen Vicomte einladen müssen.“ „Das wäre recht artig,“ erwiderte Colline; „wir werden ihm literarische Horizonte öffnen; aber glauben Sie, daß er einwilligen wird?“ „Dessen bin ich im voraus sicher.“ „Dann bleibt nur noch der Tag zu bestimmen.“ „Das werden wir heute abend im Café bereden,“ sagte Barbemuche.

Carolus suchte seinen Schüler auf und meldete ihm, er sei gerade in eine hohe literarische und künstlerische Vereinigung aufgenommen, und zur Feier seiner Aufnahme gedenke er ein Diner zu geben, dem ein kleines Fest folgen solle; er schlug ihm also vor, sich den Gästen anzuschließen. „Und da Sie nicht spät nach Hause kommen können, das Fest sich aber bis in die Nacht hineinziehen wird, so werden wir,“ fügte Carolus hinzu, „der Bequemlichkeit halber das kleine Diner

hier in der Wohnung geben. Franz, Ihr Diener, ist verschwiegen, Ihre Eltern werden nichts erfahren, und Sie werden die Bekanntschaft der geistreichsten Leute von Paris machen, die Bekanntschaft von Künstlern und Autoren."

„Gedruckten?" fragte der junge Mann. „Gedruckten, gewiß; der eine von ihnen ist Chefredakteur der Schärpe der Iris, die Ihre Frau Mutter liest; es sind hervorragende, fast berühmte Leute, ich bin ihr intimer Freund; sie haben reizende Damen." „Es werden Damen da sein?" fragte der Vicomte Paul. „Entzückende," erwiderte Carolus. „O mein teurer Lehrer, ich danke Ihnen; gewiß, wir wollen das Fest hier geben; man soll alle Leuchter anzünden, und ich lasse die Bezüge von den Möbeln nehmen."

Abends im Café verkündete Barbemuche, daß das Fest nächsten Samstag stattfinden solle.

Die Bohemiens forderten ihre Geliebten auf, an ihre Toiletten zu denken. „Vergeßt nicht," sagten sie, „daß wir wirkliche Salons betreten werden. Also rüstet euch; einfache, aber reiche Toilette." Von diesem Tage an wußte die ganze Straße, daß die Damen Mimi, Euphemia und Musette in die Gesellschaft eingeführt werden sollten.

Am Morgen vor der Feierlichkeit ereignete sich folgendes: Colline, Schaunard, Marcel und Rodolphe begaben sich insgesamt zu Barbemuche, der sehr erstaunt war, sie so früh zu sehen. „Ist ein Zwischenfall eingetreten, der uns zwingt, das Fest zu verschieben?" fragte er nicht ohne ein wenig Besorgnis. „Ja und nein," antwortete Colline. „Nur ist die Sache die: unter uns machen wir niemals Umstände; aber wenn wir Fremde treffen sollen, so wollen wir ein gewisses Dekorum wahren." „Ja, und?" fragte Barbemuche. „Ja, und," antwortete Colline, „da wir heute abend den jungen Edelmann treffen sollen, der uns seine Salons öffnet, so kommen wir — aus Rücksicht auf ihn und aus Rücksicht auf uns, denn unser sozusagen vernachlässigtes Äußere könnte uns kompromittieren — ganz einfach, um Sie zu fragen, ob Sie uns nicht für heute abend ein paar Sachen von vorteilhaftem Schnitt ausleihen könnten. Es ist fast unmöglich, das werden Sie verstehen, in Bluse und Paletot unter das luxuriöse Getäfel dieser Residenz zu treten." „Aber," sagte Carolus, „ich habe keine vier Fracks." „O!" sagte Colline, „wir werden uns mit dem behelfen, was Sie haben." „So sehen Sie zu," sagte

Carolus und öffnete einen recht gut ausgestatteten Kleiderschrank. „Aber Sie haben da ein ganzes Arsenal eleganter Sachen.“ „Drei Hüte!“ rief Schaunard in Ekstase; „kann man drei Hüte besitzen, wenn man nur einen Kopf hat?“ „Und die Stiefel!“ sagte Rodolphe, „seht doch nur!“ „Stiefel sind genug vorhanden!“ brüllte Colline.

Mit einem Blick hatte ein jeder sich eine vollständige Ausstattung gewählt. „Auf heute abend,“ sagten sie, als sie Barbemuche verließen; „die Damen haben sich vorgenommen, zu blenden.“ „Aber,“ sagte Barbemuche, indem er einen Blick auf die völlig entblößten Kleiderhaken warf, „Sie lassen mir gar nichts. Wie soll ich Sie empfangen?“ „Ah! Sie! das ist etwas anderes,“ sagte Rodolphe, „Sie sind der Herr des Hauses; Sie können sich über die Etikette hinwegsetzen.“ „Aber,“ sagte Carolus, „mir bleibt nur noch ein Schlafrock, eine Strumpfhose, eine Flanelljacke und Pantoffeln; Sie haben mir alles genommen.“ „Was tut das? Sie sind im voraus entschuldigt,“ antworteten die Bohemiens.

Um sechs Uhr war im Speisesaal ein sehr schönes Diner serviert. Die Bohemiens trafen ein. Marcel hinkte ein wenig und war schlechter Laune. Der junge Vicomte Paul stürzte den Damen entgegen und führte sie auf die besten Plätze. Mimi trug eine Phantasietoilette. Musette war mit gutem Geschmack und voller Herausforderung gekleidet. Euphemia glich einem Schaufenster, in dem farbige Gläser ausgestellt sind; sie wagte kaum, sich zu Tisch zu setzen. Das Diner dauerte zwei und eine halbe Stunde und verlief in entzückender Lustigkeit.

Der junge Vicomte Paul trat Mimi, die neben ihm saß, beharrlich auf den Fuß, und Euphemia erbat sich bei jedem Gang zum zweitenmal. Schaunard war in Weinlaune. Rodolphe improvisierte Sonette und zerbrach Gläser, um den Rhythmus zu markieren. Colline plauderte mit Marcel, der immer noch verdrießlich war. „Was hast du?“ fragte er. „Mir tun die Füße scheußlich weh, und das ist unbequem. Dieser Carolus hat Mädchenfüße.“ „Aber,“ sagte Colline, „man braucht ihm ja nur zu sagen, daß das nicht so weitergehen kann; in Zukunft hat er seine Stiefel um einige Nummern größer machen zu lassen: sei unbesorgt, dafür werde ich schon sorgen. Aber laß uns in den Salon hinübergehen, wo uns die Jamaika-Likörs erwarten.“

Das Fest begann in nur um so größerem Glanz von neuem. Schaunard setzte sich ans Klavier und trug mit unglaublichem Schwung seine neue Symphonie vor: den Tod des jungen Mädchens. Dem schönen Satz des Gläubigermarsches wurde die Ehre zweimaligen Dakapos zuteil. Im Piano sprangen zwei Saiten.

Marcel war immer noch finster, und als Carolus sich darüber beklagte, antwortete der Künstler: „Mein lieber Herr, wir werden nie intime Freunde werden, und der Grund? Physische Verschiedenheiten sind fast immer das sichere Anzeichen moralischer Unähnlichkeit; darüber sind Philosophie und Medizin sich einig.“ „Ja, und?“ fragte Carolus. „Ja, und,“ antwortete Marcel, indem er auf seine Füße zeigte, „Ihr Stiefel, für mich viel zu eng, sagt mir, daß wir nicht den gleichen Charakter haben; übrigens war Ihr kleines Fest reizend.“

Um ein Uhr morgens zogen die Bohemiens sich zurück, und sie gingen auf weiten Umwegen nach Hause. Barbemuche war krank und hielt seinem Schüler, der seinerseits von Fräulein Mimis blauen Augen träumte, sinnlose Reden.

XIII. DIE EINWEIHUNG EINES HAUSHALTS.

Das folgende Geschehnis spielte kurze Zeit nach dem Tage, an dem der Dichter Rodolphe mit dem jungen Fräulein Mimi seinen Haushalt begründet hatte; und seit etwa einer Woche war der ganze Bohemebund wegen Rodolphes Verschwinden sehr in Sorge; er war plötzlich unauffindlich geworden. Man hatte ihn überall gesucht, wo er sonst gewöhnlich zu treffen war, und stets hatte man dieselbe Antwort erhalten: „Wir haben ihn seit acht Tagen nicht mehr gesehen.“

Gustav Colline vor allem war in großer Sorge, und der Grund war der folgende: Er hatte Rodolphe vor ein paar Tagen einen philosophischen Artikel anvertraut, den dieser in den Spalten „Vermischtes“ im Castor abdrucken wollte, einer Revue für elegante Hutmoden, deren Chefredakteur er war. War der Artikel vor den Augen des erstaunten Europa erschienen? Das war die Frage, die der unglückliche Colline sich stellte. Und man wird diese Besorgnis begreifen, wenn man erfährt, daß der Philosoph die Ehren des Drucks noch nicht genossen hatte, und daß er vor Begierde brannte, zu sehen, welchen Eindruck seine mit Cicerolettern gedruckte

Prosa machen würde. Um sich diese Befriedigung der Eitelkeit zu verschaffen, hatte er schon sechs Franken für das Eintrittsgeld in die Lesesäle all der vielen literarischen Salons von Paris verausgabt, ohne jedoch den Castor zu finden. Als er es nicht mehr ertragen konnte, schwor Colline sich zu, keine Minute der Ruhe mehr zu genießen, bis er die Hand auf den unauffindbaren Redakteur dieses Blattes gelegt hatte.

Mit Hilfe einer Reihe von Zufällen, deren Aufzählung uns zu weit führen würde, hielt der Philosoph sich Wort. Nach zwei Tagen wußte er schon, wo Rodolphe Wohnung genommen hatte, und um sechs Uhr morgens stellte er sich bei ihm ein.

Rodolphe wohnte in einem Hotel garni einer einsamen Straße des Faubourg Saint-Germain, und zwar, da es einen sechsten Stock nicht gab, im fünften. Als Colline vor der Tür ankam, fand er den Schlüssel nicht darin. Er klopfte zehn Minuten lang, ohne daß man ihm von innen eine Antwort gab. Der morgendliche Lärm lockte selbst den Portier herbei: er wollte Colline um Ruhe bitten. „Sie sehen doch, der Herr schläft noch," sagte er. „Deshalb will ich ihn wecken," entgegnete Colline und klopfte von neuem. „Dann will er Ihnen nicht antworten," erwiderte der Portier, indem er ein Paar Lackstiefel und ein Paar Damenstiefel, die er geputzt hatte, vor Rodolphes Tür auf den Boden stellte. „Warten Sie doch einmal," rief Colline und prüfte die männlichen und die weiblichen Stiefel; „ganz neue Lackstiefel! Ich werde mich in der Tür geirrt haben. Hier wohnt nicht der, den ich suche." „Nach wem," fragte der Portier, „suchen Sie denn?" „Damenstiefel!" murmelte Colline vor sich hin, indem er an die Sittenstrenge seines Freundes dachte, „ja, entschieden, ich habe mich geirrt. Dies ist nicht Rodolphes Zimmer." „Entschuldigen Sie, Herr Rodolphe wohnt hier." „Nun, dann irren Sie sich, mein braver Mann." „Wie meinen Sie das?" „Sicher irren Sie sich," fügte Colline hinzu, indem er [illegible] Lackstiefel zeigte. „Was ist denn das da?" „Das [illegible]rn Rodolphes Stiefel; was ist da zu verwundern?" „[illegible]iese" erwiderte Colline, indem er auf die Damenstiefel [illegible] „gehören auch die Herrn Rodolphe?" „Die gehören seiner Frau," sagte der Portier. „Seiner Frau?" rief Colline verblüfft aus. „Ah! der Lüstling! deshalb will er nicht öffnen." „Teufel," sagte der Portier, „er ist frei, der

junge Mann ... Wenn mir der Herr seinen Namen sagen will, so werde ich ihn Herrn Rodolphe bestellen." „Nein," sagte Colline; „jetzt, wo ich ihn zu finden weiß, werde ich wiederkommen." Und er ging sofort zu seinen Freunden, um die große Neuigkeit zu melden.

Rodolphes Lackstiefel wurden allgemein als Fabel behandelt, die man Collines Phantasiereichtum zu danken habe; und einstimmig erklärte man, seine Geliebte sei ein Paradoxon.

Dies Paradoxon war jedoch eine Wahrheit; denn noch selbigen Abends erhielt Marcel einen Kollektivbrief für alle Freunde. Der Brief lautete folgendermaßen:

„Herr und Frau Rodolphe, Schriftsteller, bitten Sie, ihnen die Ehre zu geben und morgen abend, präzise fünf Uhr, zum Diner zu ihnen zu kommen.

NB. Es gibt Teller."

„Meine Herren," sagte Marcel, als er seinen Kameraden den Brief vorlas, „die Nachricht bestätigt sich: Rodolphe hat wirklich eine Geliebte; obendrein lädt er uns zum Diner ein, und das Postskriptum verspricht Geschirr. Ich verhehle Ihnen nicht, daß mir dieser Absatz eine lyrische Übertreibung zu sein scheint; aber man wird ja sehen."

Am folgenden Tage begaben sich um die genannte Stunde, ausgehungert wie am letzten Fastentage, Marcel, Gustav Colline und Alexander Schaunard zu Rodolphe, den sie im Spiel mit einer scharlachroten Katze vorfanden, während eine junge Dame den Tisch deckte. „Meine Herren," sagte Rodolphe, indem er seinen Freunden die Hand drückte und auf die junge Dame zeigte, „erlauben Sie mir, Ihnen die Dame des Hauses vorzustellen ... Mimi, ich stelle dir meine besten Freunde vor, und jetzt fülle die Suppe auf." „O! meine Gnädige," rief Alexander Schaunard, indem er auf Mimi zustürzte, „Sie sind frisch wie eine wilde Blume." Nachdem er sich überzeugt hatte, daß wirklich Teller auf dem Tisch standen, erkundigte Schaunard sich, was es zu essen gebe. Er trieb die Neugier sogar so weit, daß er die Deckel der Kasserollen aufhob, in denen das Diner noch kochte. Die Anwesenheit eines Hummers machte lebhaften Eindruck auf ihn.

Colline hatte Rodolphe beiseite gezogen, um ihn nach seinem philosophischen Artikel zu fragen. „Mein Lieber, er ist in der Druckerei. Der Castor erscheint nächsten Donners-

tag.“ Wir verzichten darauf, die Freude des Philosophen zu malen.

„Meine Herren,“ sagte Rodolphe zu seinen Freunden, „ich bitte Sie um Verzeihung, wenn ich Ihnen so lange keine Nachricht von mir gegeben habe, aber ich stand in meinem Honigmond.“ Und er erzählte die Geschichte seiner Heirat mit diesem reizenden Geschöpf, das ihm als Mitgift seine achtzehn Jahre sechs Monate, zwei Porzellantassen und eine rote Katze eingebracht hatte, die wie sie den Namen Mimi trug. „Und jetzt, meine Herren, wollen wir das Erstlingsmahl in meinem Haushalt einnehmen. Ich sage Ihnen übrigens im voraus, daß wir ein einfach bürgerliches Mahl abhalten werden: die Trüffeln finden ihren Ersatz in der offensten Herzlichkeit.“

In der Tat herrschte diese liebenswürdige Göttin ohne Unterbrechung unter den Gästen, die indessen fanden, es fehle diesem angeblich frugalen Gastmahl nicht an einem gewissen Stil. Rodolphe hatte sich tatsächlich in Kosten gestürzt. Colline machte darauf aufmerksam, daß man die Teller wechselte, und erklärte mit lauter Stimme, Fräulein Mimi sei der Azurschärpe würdig, mit der man die Kaiserinnen des Herdes dekoriert — eine Phrase, die dem jungen Mädchen völlig Sanskrit blieb, und die Rodolphe also übersetzte: „sie würde ein ausgezeichnetes Blauband abgeben.“

Das Erscheinen des Hummers weckte allgemeine Bewunderung. Unter dem Vorwand, er habe Naturwissenschaft studiert, bat Schaunard, ihn zerlegen zu dürfen; er benutzte die Gelegenheit, um ein Messer zu zerbrechen und sich den Löwenanteil zu sichern, was allgemeine Entrüstung hervorrief. Aber Schaunard kannte keine Empfindlichkeit, besonders dann nicht, wenn ein Hummer im Spiel war; und als noch eine Portion übrig blieb, war er so verwegen, sie beiseite zu legen, indem er sagte, sie solle ihm für ein Stilleben, das er male, als Modell dienen. Nachsichtige Freundschaft tat, als glaube sie an diese Lüge, die Tochter maßloser Leckerei.

Colline sparte seine Sympathien bis zum Dessert auf, und er weigerte sich sogar hartnäckig, sein Stück Rumtorte herzugeben, obgleich Schaunard ihm eine Eintrittskarte zur Versailler Orangerie dafür anbot.

Mittlerweile begann die Unterhaltung sich zu beleben. Den drei Flaschen mit roter Kapsel folgten drei Flaschen mit grüner

Kapsel, und unter ihnen sah man alsbald noch eine siebente auftauchen, die man an einer silbrigen Kapsel als zum Regiment Royal-Champenois gehörig erkannte: es war ein Phantasiechampagner, geerntet in den Weinbergen von Saint-Ouen und, nach den Angaben des Händlers, aus Liquidationsgründen in Paris für zwei Franken die Flasche käuflich.

Aber nicht das Wachstum macht den Wein; unsere Bohemiens nahmen das Getränk, das man ihnen in besonderen Gläsern servierte, als authentischen Champagner hin; und trotz der geringen Lebhaftigkeit, mit der der Pfropfen seiner Haft entsprang, begeisterten sie sich über die Trefflichkeit des Gewächses, als sie die Masse des Schaums erblickten. Schaunard benutzte den Rest seiner Kaltblütigkeit, um sich im Glas zu irren und das Collines zu nehmen, der sein Biskuit mit vollkommenem Ernst in das Senfglas tauchte, während er Fräulein Mimi den philosophischen Artikel erklärte, der im Castor erscheinen sollte; dann wurde er plötzlich bleich und bat um die Erlaubnis, ans Fenster treten zu dürfen und sich den Sonnenuntergang anzusehen; freilich war es zehn Uhr abends, und längst lag die Sonne im Bett und schlief. „Es ist recht schade, daß der Champagner nicht frappiert ist," sagte Schaunard, indem er nochmals versuchte, sein leeres Glas mit dem vollen Glas seines Nachbarn zu vertauschen: ein Versuch, der ohne Erfolg blieb. „Gnädige Frau," sagte Colline, der keine frische Luft mehr schöpfte, zu Mimi, „man frappiert Champagner mit Eis; Eis bildet sich durch Kondensierung des Wassers, lateinisch aqua; Wasser gefriert bei zwei Grad, und es gibt vier Jahreszeiten: den Sommer, den Herbst und den Winter; das hat den Rückzug aus Rußland zur Folge gehabt; Rodolphe, gib mir noch ein Hemistichon Champagner." „Was redet er nur, dein Freund?" fragte Mimi Rodolphe, da sie ihn nicht verstand. „Es ist ein Scherz," antwortete dieser; „Colline meint, ein halbes Glas." Plötzlich schlug Colline Rodolphe schroff auf die Schulter und fragte mit so besorgter Stimme, daß es den Anschein hatte, als seien die Silben in Teig gehüllt: „Morgen ist Donnerstag, nicht?" „Nein," erwiderte Rodolphe, „morgen ist Sonntag." „Nein, Donnerstag." „Nein, nochmals, morgen ist Sonntag." „Ah! Sonntag," sagte Colline, indem er bedenklich mit dem Kopf wackelte, „hundertmal, morgen ist Don . . . nerstag . . ." Und er entschlief, indem er das Gesicht in den Rahmkäse

auf seinem Teller drückte. „Was will er mit seinem Donnerstag?“ fragte Marcel. „Ah! jetzt hab' ich's,“ sagte Rodolphe, der die Hartnäckigkeit des von seiner fixen Idee geplagten Philosophen zu begreifen begann; „es ist wegen seines Artikels im Castor . . . Horch! er redet noch im Traum davon.“ „Gut,“ sagte Schaunard, „also bekommt er keinen Kaffee, nicht wahr, gnädige Frau?“ „Richtig,“ sagte Rodolphe, „gib uns doch den Kaffee, Mimi.“ Sie wollte aufstehn, als Colline, der ein wenig von seiner Kaltblütigkeit zurückgewonnen hatte, sie um die Hüften faßte und ihr vertraulich ins Ohr flüsterte: „Gnädige Frau, der Kaffee stammt aus Arabien, wo er von einer Ziege entdeckt wurde. Sein Gebrauch kam nach Europa. Voltaire trank täglich zweiundsiebzig Tassen. Ich liebe ihn ohne Zucker, aber ich trinke ihn sehr heiß.“ „Gott! wie gelehrt dieser Herr ist!“ dachte Mimi, als sie Kaffee und Pfeifen brachte.

Unterdessen rückte die Stunde vor; längst hatte es Mitternacht geschlagen, und Rodolphe suchte seinen Freunden begreiflich zu machen, daß es zum Rückzug Zeit sei. Marcel hatte seine ganze Vernunft bewahrt und stand auf.

Aber Schaunard sah gerade, daß in einer Flasche noch Branntwein war, und er erklärte, solange noch etwas in einer Flasche bleibe, sei es nicht Mitternacht. Colline saß rittlings auf seinem Stuhl und murmelte leise: „Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag . . .“

„Ah, ja!“ sagte Rodolphe in großer Verlegenheit, „ich kann sie doch nicht die Nacht über hierbehalten! Früher ging das; aber jetzt liegt die Sache anders.“ Und er warf einen Blick auf Mimi, deren sanft entflammtes Auge nach der Einsamkeit zu zweit zu rufen schien. „Was soll ich tun? Rate mir doch, Marcel. Erfinde einen Kunstgriff, um sie zu entfernen.“ „Nein, erfinden werde ich nicht,“ sagte Marcel, „aber nachahmen will ich. Ich entsinne mich einer Komödie, in der ein intelligenter Kammerdiener es fertig bringt, drei wie Silen betrunkene Schelme bei seinem Herrn vor die Tür zu setzen.“ „Ich entsinne mich,“ sagte Rodolphe, „es ist im Kean. Wirklich, die Situation ist die gleiche.“ „Nun,“ sagte Marcel, „wir wollen sehn, ob das Theater die Natur ist. Warte, wir wollen mit Schaunard beginnen . . . Eh! Schaunard! rief er.“ „He? was gibt's?“ antwortete dieser, der im Blau einer süßen Trunkenheit zu schwimmen schien. „Es

ist nichts mehr zu trinken da, und wir haben alle noch Durst.“ „Ah! ja,“ sagte Schaunard, „diese Flaschen sind so klein.“ „Nun,“ fuhr Marcel fort, „Rodolphe hat beschlossen, wir sollen die Nacht hierbleiben; aber man muß etwas holen, ehe die Läden geschlossen werden.“ „Mein Lieferant wohnt an der Ecke der Straße,“ sagte Rodolphe. „Schaunard, du solltest hingehn. Er soll zwei Flaschen Rum für mich.“ „O! ja, o! ja, o! ja,“ sagte Schaunard, irrte sich im Paletot und nahm den Collines, der mit seinem Messer Rhomben aufs Tischtuch zeichnete. „Der erste!“ sagte Marcel, als Schaunard fort war. „Jetzt zu Colline; das wird schwer halten. Ah! ein Gedanke! Eh! eh! Colline!“ rief er, indem er den Philosophen heftig anstieß.

„Was? ... was? ... was? ...“ „Schaunard ist eben fortgegangen und hat aus Versehen deinen nußbraunen Paletot mitgenommen.“ Colline blickte um sich und bemerkte in der Tat an der Stelle, wo sein Kleidungsstück gehangen hatte, den karrierten Überrock Schaunards. Ein plötzlicher Gedanke schoß ihm durch den Geist und füllte ihn mit Sorge. Colline hatte seiner Gewohnheit gemäß während des Tages ‚geschmökert‘ und für fünfzehn Sous eine finländische Grammatik und einen kleinen Roman von Nisard: Der Leichenzug der Milchfrau erstanden. Diesen beiden Erwerbungen schlossen sich sieben oder acht Bände Philosophie an, die er immer bei sich trug; so hatte er stets ein Arsenal zur Verfügung, aus dem er Argumente schöpfen konnte, wenn es zu einer philosophischen Debatte kam. Der Gedanke, diese Bibliothek in Schaunards Händen zu wissen, trieb ihm den kalten Schweiß auf die Stirn. „Der Unglückliche!“ rief Colline, „weshalb hat er denn meinen Paletot genommen?“ „Aus Versehen.“ „Aber meine Bücher ... Er könnte schlechten Gebrauch von ihnen machen.“ „Keine Angst! er wird sie nicht lesen,“ sagte Rodolphe. „Ja, aber ich kenne ihn; er ist imstande und zündet sich mit ihnen die Pfeife an!“ „Wenn du besorgt bist, kannst du ihn noch einholen,“ sagte Rodolphe, „er ist erst eben gegangen; du wirst ihn an der Tür noch fassen.“ „Gewiß will ich ihm nach,“ antwortete Colline, indem er sich den Hut aufsetzte, dessen Rand so breit war, daß man leicht unter ihm für zehn Personen hätte Tee servieren können. „Der zweite,“ sagte Marcel zu Rodolphe, „jetzt bist du frei, ich gehe, und ich werde dem Portier sagen, er soll nicht

öffnen, wenn man klopft." „Gute Nacht," sagte Rodolphe, „und besten Dank."

. ls er seinen Freund hinausführte, hörte Rodolphe auf der Treppe ein lang anhaltendes Miauen, das seine rote Katze mit einem zweiten Miauen beantwortete, indem sie leise durch die angelehnte Tür hinauszuschlüpfen suchte. „Der arme Romeo!" sagte Rodolphe, „da ruft ihn seine Julia; nun, geh," sagte er, indem er dem verliebten Tier die Tür aufmachte; es sprang mit einem einzigen Satz die Treppe hinab und seinem Weibchen zwischen die Pfoten.

Als er mit seiner Geliebten allein war, die sich, vor einem Spiegel stehend, in reizender, herausfordernder Haltung das Haar aufband, trat Rodolphe auf sie zu und zog sie in seine Arme. Dann nahm er, wie ein Musiker, um sich vom Klang seines Instruments zu überzeugen, ehe er das Spiel beginnt, einen Akkord anschlägt, die junge Mimi auf den Schoß, drückte ihr einen langen und schallenden Kuß auf die Schulter und teilte so dem Leib des Frühlingsgeschöpfes eine plötzliche Schwingung mit.

Das Instrument war gut gestimmt.

XIV. FRÄULEIN MIMI.

O, mein Freund Rodolphe, was ist denn geschehen, daß du so verändert bist? Soll ich dem Gerücht, das man verbreitet, Glauben schenken, und hat dies Unglück deine robuste Philosophie so völlig niederschlagen können? Wie soll ich, der geringe Geschichtschreiber deiner Bohemeepopöe, die so voller Lachen war — wie soll ich das schmerzliche Abenteuer, das deiner ständigen Fröhlichkeit den Flor umlegt und so dem Klingeln deiner Paradoxe plötzlichen Einhalt tut, in angemessen melancholischem Ton berichten?

O, Rodolphe, mein Freund! ich gebe zu, das Übel ist groß; aber das ist wahrlich kein Grund, um ins Wasser zu gehen. Also fordere ich dich auf, sobald wie möglich über der Vergangenheit das Kreuz zu schlagen. Fliehe vor allem die Einsamkeit; sie ist von Phantomen bevölkert, die deine Sehnsucht verewigen würden. Fliehe die Stille, wo das Echo der Erinnerung voll wäre deiner vergangenen Freuden und Leiden. Mutig wirf den Namen, den du so sehr geliebt hast, in alle vier Winde des Vergessens, und mit ihm wirf alles hin, was

dir von der noch bleibt, die ihn trug. Haarlocken, zerbissen von den tollen Lippen der Begierde; das venezianische Fläschchen, in dem ein Rest des Parfüms noch schläft, das in diesem Moment gefährlicher einzuatmen wäre als alle Gifte der Welt; ins Feuer die Blumen, die Blumen aus Gaze, Seide und Samt; den weißen Jasmin, die vom Blut des Adonis gerötelen Anemonen, die blauen Vergißmeinnicht und all die reizenden Sträuße, die sie in den fernen Tagen eures kurzen Glückes flocht. Damals liebte auch ich deine Mimi, und ich sah keine Gefahr in deiner Liebe zu ihr. Aber folge meinem Rat: ins Feuer die Bänder, die hübschen rosa, blau und gelben Bänder, aus denen sie sich Halsbänder band, um fremde Blicke zu locken; ins Feuer die Spitzen und Hüte und Schleier und all die koketten Chiffons, mit denen sie sich schmückte für die mathematische Liebe mit Herrn Cäsar, Herrn Hieronymus, Herrn Karl oder irgend einem anderen Galan des Kalenders, damals, als du sie an deinem Fenster erwartetest, frösteind unter dem Nordwind und Reif des Winters; ins Feuer, Rodolphe, und ohne Mitleid mit allem, was ihr gehört hat und dir noch von ihr reden könnte; ins Feuer mit den Liebesbriefen. Halt, da ist gerade einer, und du hast wie ein Brunnen über ihm geweint, o unglücklicher Freund.

„Da du nicht nach Hause kommst, gehe ich zu meiner Tante; ich nehme das Geld, das noch da ist, für einen Wagen, Lucilla.“ Und an jenem Abend, Rodolphe, hattest du nicht gegessen, entsinnst du dich? und du kamst zu mir, um mir ein Feuerwerk von Scherzen zu bescheren, die von deiner Geistesruhe zeugten. Denn du glaubtest, Lucilla sei bei ihrer Tante, und hätte ich dir gesagt, sie sei bei Herrn Cäsar, oder bei einem Komödianten des Montparnasse, du hättest mir sicher den Hals gebrochen. Ins Feuer auch noch mit jenem anderen Brief, der ganz die lakonische Zärtlichkeit des ersten zeigt.

„Ich will mir Stiefel bestellen, du mußt unbedingt Geld auftreiben, damit ich sie nachmittags abholen kann.“ Ah, mein Freund! diese Stiefel haben manchen Kontretanz getanzt, in dem nicht du das Gegenüber warst. Ins Feuer all diese Erinnerungen, und ihre Asche in die Winde!

Aber zunächst, Rodolphe, um der Menschheit und des Ruhms der Schärpe der Iris und des Castor willen, fasse wieder die Zügel des guten Geschmackes, die du während

deines egoistischen Leidens hast fahren lassen; sonst könnten furchtbare Dinge geschehen, für die du verantwortlich wärst. Wir kämen wieder auf die Keulenärmel zurück, auf die Latzhosen, und man erlebte eines Tages Hutmoden, die das Weltall ärgern müßten und nach dem Zorn des Himmels riefen.

Und jetzt ist der Moment gekommen, um von der Liebe unseres Freundes Rodolphe zu Fräulein Lucilla zu erzählen, die den Beinamen Fräulein Mimi trug. Um die Wende seines vierundzwanzigsten Jahres wurde Rodolphe plötzlich im Herzen von einer Leidenschaft befallen, die auf sein Leben großen Einfluß üben sollte. Als er Mimi kennen lernte, führte Rodolphe jenes bewegte und phantastische Leben, das wir in den früheren Kapiteln dieses Buches zu schildern versuchten. Er war sicher einer der heitersten Träger des Elends, die es im Lande der Boheme je gab. Und wenn er im Laufe seines Tages ein schlechtes Diner gehalten und einen guten Witz gemacht hatte, so trat er stolzer aufs Pflaster, das ihm oft beinahe als Lager gedient hatte, stolzer unter seinem schwarzen Rock einher, der wegen all seiner Flicken um Verzeihung bat, als ein Kaiser unter dem Purpurgewand. In dem Kreise, in dem Rodolphe lebte, tat man — und diese Pose kommt unter jungen Leuten recht oft vor — als sei die Liebe nur ein Luxus, ein Vorwand für tolle Streiche. Gustav Colline, der seit langem zu einer Westennäherin in Beziehungen stand, der er Leib und Seele verkrüppelte, indem er sie Tag und Nacht die Manuskripte seiner philosophischen Werke abschreiben ließ — Colline behauptete, die Liebe sei eine Art Reinigung, die man, um sich von schlechten Säften zu befreien, in jeder neuen Jahreszeit vornehmen müsse. Unter all diesen falschen Skeptikern war Rodolphe der einzige, der mit einiger Ehrfurcht von der Liebe zu reden wagte; und wenn man das Unglück hatte, daß er diese Saite anschlug, dann gurrte er wohl eine Stunde lang Elegien über das Glück, geliebt zu werden, über den Azur des friedlichen Sees, über das Lied des Windes, das Konzert der Sterne, usw. Infolge dieser Manie hatte Schaunard ihn die Harmonika beibenannt. Auch Marcel hatte einen hübschen Witz darüber gefunden: mit einer doppelten Anspielung auf Rodolphes sentimentale und germanische Tiraden und auf seinen vorzeitigen Haaresverlust nannte er ihn das kahle Vergißmeinnicht. Die eigentliche Wahrheit aber war die: Rodolphe glaubte damals

im Ernst, er habe mit allen Anwandlungen der Jugend und der Liebe abgeschlossen; trotzdem sang er das De profundis über seinem Herzen; er hielt es für tot, während es nur reglos war, bereit zum Erwachen, zugänglich der Freude und weicher als jemals [illegible] den teuren Schmerzen gegenüber, die er nicht mehr erhoffte, und die ihm heute zur Verzweiflung trieben. Du hast es gewollt, Rodolphe, und wir werden dich nicht beklagen, denn dieses Übel, unter dem du leidest, gehört zu denen, die man am meisten zurücksehnt, vor allem, wenn man weiß, daß man auf ewig von ihm geheilt ist.

Rodolphe traf also die junge Mimi, die er früher gekannt hatte, wieder, als sie die Geliebte eines seiner Freunde war. Und er machte sie zu seiner. Erst [illegible] es unter Rodolphes Freunden, als sie von seiner Leidenschaft erfuhren, großes Geschrei; aber da Fräulein Mimi sehr [illegible] und gar nicht spröde, und da sie ohne Kopfschmerzen Pfeifenrauch und literarische Gespräche vertrug, so gewöhnte man sich an sie und behandelte sie als Kameradin. Mimi war ein reizendes Mädchen, und zwar von einer Art, wie sie besonders für Rodolphes plastische und poetische Sympathien paßte. Sie war zweiundzwanzig Jahre alt, sie war klein, zart und mutwillig. Ihr Gesicht schien die Skizze zu einem aristokratischen zu sein; aber ihre Züge, die von äußerster Feinheit waren und von den Lichtern ihrer blauen und durchsichtigen Augen gleichsam sanft beleuchtet wurden, nahmen in bestimmten Momenten der Langenweile oder der Laune den Charakter einer [illegible] wilden Brutalität an, in der ein Physiologe die Anzeichen eines tiefen Egoismus oder großer Unempfindlichkeit gesehen hätte. Aber meistens zeigte ihr reizender Kopf ein junges und frisches Lächeln und zärtliche oder von herrschsüchtiger Koketterie erfüllte Blicke. Das Blut der Jugend hef heiß und rasch in ihren Adern und färbte ihre durchsichtige, kamelienweiße Haut mit rosigen Tönen. Diese kränkliche Schönheit nahm Rodolphe gefangen, und oft brachte er nachts ganze Stunden damit hin, daß er die bleiche Stirn seiner schlafenden Geliebten mit Küssen krönte, während hinter dem Vorhang ihrer prachtvollen braunen Haare halb geschlossen ihre feuchten und müden Augen glänzten. Aber mehr als in alles andere war Rodolphe in Fräulein Mimis Hände verliebt, die sie trotz der Arbeit im Haushalt weißer zu bewahren

wußte als die Hände der Göttin des Müßiggangs. Aber diese so gebrechlichen, so zierlichen, den Liebkosungen der Puppe so süßen Hände, diese Kinderhände, in die Rodolphe sein neuerblühtes Herz gelegt hatte, diese weißen Hände Fräulein Mimis sollten mit ihren rosigen Nägeln bald des Dichters Herz zerfleischen.

Nach einem Monat begann Rodolphe zu merken, daß er sich an ein Gewitter gebunden hatte, und daß seine Geliebte einen schlimmen Fehler besaß. Sie besuchte gern ihre Nachbarn, und sie verbrachte einen großen Teil ihrer Zeit bei den ausgehaltenen Damen des Quartiers, deren Bekanntschaft sie gemacht hatte. Bald ergab sich daraus, was Rodolphe befürchtet hatte, als er von den neuen Beziehungen Mimis erfuhr. Die wechselvolle Wohlhabenheit einiger ihrer neuen „Freundinnen" hatte in Fräulein Mimis Geist einen Wahn Ehrgeizes geweckt, während sie bis dahin recht bescheidene Wünsche hatte und sich mit dem Notwendigen begnügte Rodolphe ihr nach Kräften verschaffte. Mimi begann Seide, Samt und Spitzen zu träumen. Und trotz Rodolphes Verbot verkehrte sie weiter mit den Frauen, die [illegible] dem Rate einig waren, mit dem Bohemien zu brechen, [illegible] er ihr nicht einmal hundertundzwanzig Francs zum Kauf eines Tuchkleides geben könne. „Hübsch wie [illegible] sind", sagten ihr ihre Ratgeberinnen, „werden Sie leicht eine bessere Stelle finden. Man muß nur suchen."

Und Fräulein Mimi begab sich auf die Suche. Als Zeuge ihrer häufigen, ungeschickt begründeten Ausgänge betrat Rodolphe den schmerzlichen Weg des Argwohns. Aber sobald er die Spur eines Beweises der Untreue fühlte, band er sich hartnäckig eine Binde vor die Augen, um nichts zu sehen. Wie dem auch sein mochte, er liebte Mimi. Er empfand für sie jene eifersüchtige, eigensinnige, streitsüchtige und wunderliche Liebe, die das junge Mädchen nicht verstand, weil sie niemals für Rodolphe nur eine laue Neigung fühlte, die der Gewohnheit entspringt. Und übrigens war die Hälfte ihres Herzens schon zur Zeit ihrer ersten Liebe ausgegeben, und die zweite Hälfte war noch voll von Erinnerungen an den ersten Liebhaber.

Acht Monate verstrichen so, im Wechsel zwischen guten und schlimmen Tagen. Rodolphe fand während dieser Zeit wohl hundertmal im Begriff, sich von Fräulein Mimi zu trennen,

denn sie hielt für ihn all jene ungeschickten Grausamkeiten einer Frau bereit, die einen Mann nicht liebt. Um es offen zu sagen: dies Dasein war für alle beide zur Hölle geworden. Aber Rodolphe hatte sich an die täglichen Kämpfe gewöhnt und fürchtete nichts so sehr wie, daß dieser Stand der Dinge aufhören könnte, denn er fühlte, dann würde, und zwar auf ewig, auch jenes Fieber der Jugend dahin sein, mit all jenen Regungen, die er so lange nicht mehr empfunden hatte. Und wenn ich doch einmal alles sagen soll, so gab es auch Stunden, in denen Mimi es fertig brachte, Rodolphe den ganzen Argwohn, der ihm das Herz zerriß, zu nehmen. Es gab Momente, in denen sie diesen Dichter, dem sie die verlorene Poesie zurückgegeben, diesen Jüngling, dem sie wieder zu seiner Jugend verholfen hatte, und der durch sie wieder unter den Äquator der Liebe gelangt war, durch den Zauber ihres blauen Blickes wie ein Kind vor sich auf die Knie zwang. Zwei- oder dreimal im Monat, mitten in ihrem stürmischen Streit, machten Rodolphe und Mimi in gemeinsamer Regung Halt in der frischen Oase einer Liebesnacht und in einer süßen Plauderei. Dann nahm Rodolphe den lächelnden und belebten Kopf seiner Freundin in die Arme, und ganze Stunden lang erging er sich in jener wunderbaren und absurden Sprache, wie sie die Leidenschaft in ihren Momenten des Deliriums improvisiert. Mimi hörte ihm anfangs ruhig zu und war mehr erstaunt als bewegt, aber schließlich gewann Rodolphes begeisterte Beredsamkeit, die bald zärtlich, bald lustig und bald melancholisch war, Gewalt über sie. Sie fühlte, wie bei der Berührung mit dieser Liebe das Eis der Gleichgültigkeit, das ihr das Herz starr einschloß, wegschmolz; ansteckendes Fieber begann sie zu erregen, sie warf sich Rodolphe an die Brust und sagte ihm in Küssen alles, was sie in Worten nicht hätte sagen können. Und die Morgenröte überraschte sie so, miteinander verschlungen, Auge in Auge, Hand in Hand, während ihr feuchter und brennender Mund noch das unvergängliche Wort hinmurmelte,

„das seit fünftausend Jahren jede Nacht
im Mund der Liebenden weint oder lacht."

Aber am Tage darauf führte der nichtigste Vorwand einen Streit herbei, und wieder entfloh die erschreckte Liebe auf lange Zeit.

Schließlich jedoch sah es Rodolphe: wenn er nicht acht gab, so mußten Fräulein Mimis weiße Hände ihn auf den Weg zu einem Abgrund führen, in dem er seine Zukunft und seine Jugend lassen würde. Einen Moment sprach die strenge Vernunft stärker in ihm als die Liebe, und er überzeugte sich durch schöne, von Beweisen gestützte Gedankengänge, daß seine Geliebte ihn nicht liebte. Er ging soweit, daß er sich sagte, die Stunden der Zärtlichkeit, die sie ihm gewährte, seien nur eine Sinnenlaune, ähnlich der, die verheiratete Frauen gelegentlich für ihre Männer empfinden, wenn sie nach einem Kaschmir, einem neuen Kleide lüstern sind, oder wenn ihr Geliebter ihnen fern ist — eine Illustration für das Sprichwort: in der Not frißt der Teufel Fliegen. Kurz, Rodolphe konnte seiner Geliebten alles verzeihen, nur eins nicht: daß sie ihn nicht liebte. Er faßte also einen äußersten Entschluß und sagte Fräulein Mimi, sie habe sich einen anderen Liebhaber zu suchen. Mimi begann zu lachen und setzte sich aufs hohe Pferd. Schließlich aber, als sie sah, daß Rodolphe an seinem Entschluß festhielt und sie mit großer Ruhe empfing, als sie nach einem Tage und einer draußen verbrachten Nacht nach Hause kam, begann sie sich vor dieser Festigkeit, an die sie nicht gewöhnt war, doch ein wenig Sorge zu machen. Da war sie zwei oder drei Tage reizend. Aber ihr Liebhaber nahm, was er gesagt hatte, nicht zurück und begnügte sich mit der Frage, ob sie jemanden gefunden habe. „Ich habe noch nicht einmal gesucht," antwortete sie.

Aber sie hatte gesucht, und sogar, ehe Rodolphe ihr noch den Rat gegeben hatte. In vierzehn Tagen hatte sie zwei Versuche gemacht. Eine ihrer Freundinnen hatte ihr geholfen und ihr zunächst die Bekanntschaft eines Jünglings verschafft, der vor Mimis Augen einen Horizont von indischen Kaschmirs und Palisandermöbeln hatte aufglänzen lassen. Aber selbst nach Mimis Ansicht war dieser junge Gymnasiast, der in der Algebra recht stark sein mochte, kein gar großer Gelehrter in der Liebe; und da Mimi die Arbeit des Unterrichtens nicht liebte, so ließ sie ihren Neulingsliebhaber sitzen, mitsamt seinen Kaschmirs, die noch auf den Weiden des Tibet grasten, und mit seinen Palisandermöbeln, die noch in den Wäldern der neuen Welt grünten.

Der Gymnasiast machte einem bretonischen Edelmann Platz,

in den Mimi sich schnell verliebt hatte; und sie brauchte nicht erst lange zu bitten, um Frau Gräfin zu werden.

Trotz der Proteste seiner Geliebten bekam Rodolphe von einer Intrige Wind; er wollte genauer wissen, wie es damit stand, und, als Fräulein Mimi eines Nachts nicht nach Hause kam, lief er dorthin, wo er sie vermutete, und nun konnte er sich in Muße einen jener Beweise ins Herz hineinbohren, an die man auf jeden Fall glauben muß. Die Augen von einer Aureole der Wollust umrändert, sah er Fräulein Mimi aus dem Hause kommen, in dem sie sich hatte adeln lassen; sie hing am Arm ihres neuen Herrn und Gebieters; er aber, es muß gesagt werden, schien auf seine neue Eroberung weit weniger stolz zu sein als Paris, der schöne griechische Hirt, nach der Entführung der schönen Helena.

Als sie ihren Geliebten kommen sah, schien Fräulein Mimi ein wenig erstaunt. Sie trat auf ihn zu, und fünf Minuten lang unterhielten sie sich sehr ruhig. Dann trennten sie sich, um ein jeder seines eigenen Weges zu gehen. Ihr Bruch war beschlossene Sache.

Rodolphe ging nach Hause und verbrachte den Tag damit, daß er alles, was seiner Geliebten gehörte, zusammenpackte.

Am Tage nach der Scheidung von seiner Geliebten empfing Rodolphe den Besuch von mehreren seiner Freunde, und er erzählte ihnen alles, was vorgegangen war. Jedermann beglückwünschte ihn zu diesem Ausgang wie zu einem großen Glück. „Wir werden dir helfen, mein Dichter," sagte einer von denen, die am häufigsten Zeugen des Elends gewesen waren, das Rodolphe unter Fräulein Mimi hatte ertragen müssen, „wir werden dir helfen, dein Herz einer boshaften Kreatur aus den Händen zu ziehen. Und in kurzem wirst du geheilt sein und ganz bereit, mit einer anderen Mimi auf den grünen Wegen von Aulnay und Fontenay-aux-Roses zu streifen."

Rodolphe schwor, mit der Sehnsucht und Verzweiflung sei es auf immer aus. Er ließ sich sogar auf den Mabilleball führen, wo sein zerrissener Anzug die Schärpe der Iris, die ihm Zutritt zu diesem schönen Garten der Eleganz und des Genusses verschaffte, sehr schlecht vertrat. Dort traf Rodolphe neue Freunde, mit denen er zu trinken begann. Er erzählte ihnen sein Unglück mit einem unerhörten Aufwand bizarren Stils, und eine Stunde lang blendete er durch

Schwung und Verve. „Ah! ah!“ sagte der Maler Marcel, als er den Ironienregen hörte, der seinem Freund von den Lippen floß, „Rodolphe ist zu lustig, viel zu lustig.“ „Er ist reizend,“ antwortete eine junge Dame, der Rodolphe gerade ein Bukett überreicht hatte, „und obgleich er schlecht angezogen ist, würde ich mich gern durch einen Tanz mit ihm kompromittieren; wenn er mich nur auffordern wollte.“

Zwei Sekunden darauf stand Rodolphe, der ihre Worte gehört hatte, auf den Füßen und hüllte seine Bitte um einen Tanz in eine Rede ein, die mit allem Moschus und aller Benzoë einer Galanterie von 80 Grad Richelieu parfümiert war. Die Dame stand verwirrt vor dieser mit flitternden Adjektiven besetzten Sprache und den gewundenen Phrasen, die so sehr den Stil der Regentschaft nachahmten, daß Rodolphe, der noch nie in diesem Grade den Alt-Sèvres-Edelmann gespielt hatte, die Absätze an den Schuhen errötete. Die Aufforderung wurde angenommen.

Rodolphe kannte die Grundelemente des Tanzes so wenig wie die Regeldetri. Aber eine außerordentliche Verwegenheit trieb ihn vorwärts, er zögerte nicht mit den ersten Schritten, und er improvisierte einen jeder vergangenen Tanzkunst unbekannten Tanz. Es war ein Tanz, den man den „Tanz der Sehnsucht und der Seufzer“ nennt, und dessen Originalität einen unglaublichen Erfolg davontrug. Die dreitausend Gasflammen mochten ihm noch so sehr die Zunge herausstrecken, als machten sie sich über ihn lustig, Rodolphe tanzte weiter und warf seiner Partnerin unablässig Hände voll gänzlich unedierter Madrigale ins Gesicht. „Ah!“ sagte der Maler Marcel, „es ist unglaublich, Rodolphe kommt mir vor wie ein Betrunkener, der sich auf zerbrochenen Gläsern wälzt.“ „Inzwischen hat er eine prachtvolle Frau gemacht,“ sagte ein anderer, als er Rodolphe mit seiner Tänzerin davonfliegen sah. „Du hast uns noch nicht adieu gesagt,“ rief Marcel ihm nach. Rodolphe kehrte zu dem Künstler zurück und reichte ihm die Hand hin; sie war kalt und feucht wie ein nasser Stein.

Rodolphes Gefährtin war ein robustes Mädchen aus der Normandie, eine reiche und volle Gestalt, deren angeborene Ländlichkeit inmitten der Eleganz des Pariser Luxus und eines müßigen Lebens rasch aristokratisch geworden war. Sie hieß ungefähr Frau Seraphine und war momentan die Geliebte eines Rheumatismus, eines Pairs von Frankreich, der ihr

monatlich fünfzig Louisdor gab; und sie teilte sie mit einem Kontorherrn, der ihr nichts als Schläge schenkte. Rodolphe hatte ihr gefallen; er, so hoffte sie, würde ihr gar nichts geben; sie nahm ihn mit nach Hause.

„Lucilla," sagte sie zu ihrer Kammerzofe, „ich bin für niemanden zu sprechen." Sie ging in ihr Zimmer und kehrte fünf Minuten darauf in einem anderen Kostüm zurück. Sie fand Rodolphe reglos und stumm im Salon, denn seit seinem Eintritt war er, sich selber zum Trotz, in Finsternisse voller schweigender Seufzer versunken. „Sie sehn mich nicht einmal an, du sprichst nicht mit mir," sagte Seraphine erstaunt. „Gut," sagte Rodolphe zu sich selber und hob den Kopf, „ich will Sie ansehn, aber einzig für meine Kunst!"

Und welch ein Schauspiel bot sich seinen Augen da! wie Raoul in den Hugenotten sagt.

Seraphine war wunderbar schön. Ihre prachtvollen Formen zeigten sich, durch den Schnitt ihres Gewandes hervorgehoben, voller Herausforderung unter dem halbdurchsichtigen Gewebe. Jedes gebieterische Fieber der Begier erwachte in Rodolphes Adern. Ein heißer Nebel stieg ihm ins Gehirn. Er sah Seraphine anders an als um der ästhetischen Liebe willen, und er nahm die Hände des schönen Mädchens in seine. Es waren wundervolle Hände; man hätte meinen können, sie seien vom reinsten Meißel griechischer Plastik geformt. Rodolphe fühlte, wie diese wunderbaren Hände in seinen zitterten; und immer weniger Kunstkritiker, zog er Seraphine, deren Gesicht sich schon mit jener Röte tönte, die die Morgenröte der Wollust ist, in seine Arme. „Dies Geschöpf ist ein wahres Instrument der Lust, ein echter Stradivarius der Liebe, und gern spielte ich eine Melodie darauf," dachte Rodolphe, als er das Herz der Schönen sehr deutlich einen raschen Takt anschlagen hörte.

Da erklang an der Tür der Wohnung ein heftiger Glockenschlag. „Lucilla! Lucilla!" rief Seraphine dem Kammermädchen zu; „öffnen Sie nicht, sagen Sie, ich sei nicht nach Hause gekommen."

Als Rodolphe diesen Namen auf diese Weise zweimal nennen hörte, stand er plötzlich auf. „Ich will Sie in keiner Weise stören, gnädige Frau," sagte er. „Übrigens muß ich mich zurückziehn, es ist spät, und ich wohne weit von hier. Guten

Abend.“ „Wie! Sie gehen!“ rief Seraphine, indem sie die Blitze ihres Blicks verdoppelte. „Weshalb? weshalb gehen Sie? Ich bin frei, Sie können bleiben.“ „Unmöglich,“ antwortete Rodolphe. „Ich erwarte heute abend einen Verwandten aus Feuerland, und er würde mich enterben, wenn er mich nicht zu seinem Empfang zu Hause fände. Guten Abend, gnädige Frau!“

Und er ging eiligst davon. Das Mädchen wollte ihm leuchten. Rodolphe hob in Gedanken die Augen auf sie. Es war ein gebrechliches junges Mädchen mit langsamem Schritt; ihr sehr blasses Gesicht stand in reizendem Gegensatz zu ihrem schwarzen, von Natur welligen Haar, und ihre blauen Augen glichen zwei kranken Sternen. „O Gespenst!“ rief Rodolphe, indem er vor der zurückwich, die den Namen und das Gesicht der Geliebten trug. „Zurück! Was willst du von mir?“ Und eilends stürzte er die Treppe hinab.

„Aber gnädige Frau,“ sagte das Kammermädchen, als es ins Zimmer seiner Herrin trat, „dieser junge Mann ist wahnsinnig!“ „Sag, er ist dumm,“ antwortete Seraphine erbittert. „O!“ fügte sie hinzu, „das soll mich lehren, zu gut zu sein! Wenn dieser Dummkopf von Leo wenigstens den Geist besäße, jetzt noch zu kommen.“ Leo war der Edelmann, dessen Zärtlichkeit die Reitpeitsche trug. — —

Rodolphe lief in einem Atemzug nach Hause. Als er die Treppe hinaufstieg, traf er seine Scharlachkatze, die klagende Schreie ausstieß. So rief sie schon zwei Nächte lang nach ihrer ungetreuen Geliebten, einer Angora-Manon Lescaut, die in galanter Gesellschaft auf die Nachbardächer gestiegen war. „Armes Tier,“ sagte Rodolphe, „auch dich hat man betrogen; deine Mimi hat dir, wie mir die meine, Streiche gespielt. Genug! wir wollen uns trösten! Siehst du, mein armes Tier, das Herz der Menschen- und der Katzenfrauen ist ein Abgrund, den die Männer und Kater nie ergründen werden.“

Als er in sein Zimmer trat, war es Rodolphe, obgleich die Hitze erschrecklich war, als lege sich ihm ein Eismantel über die Schulter. Es war die Kälte der Einsamkeit, der furchtbaren nächtlichen Einsamkeit, die keine Störung kennt. Er zündete seine Kerze an und bemerkte die Verödung des Zimmers. Die Möbel öffneten leere Fächer, und von der Decke bis zum Boden füllte eine ungeheure Trauer dies kleine Zimmer, das dem Dichter größer schien als eine Wüste.

Beim Gehen stieß er mit dem Fuß an die Bündel, die Fräulein Mimis Sachen enthielten, und er spürte eine Freudenregung, als er sah, daß sie noch nicht fortgeholt waren, wie sie es ihm morgens versprochen hatte. Rodolphe fühlte all seinen Kämpfen zum Trotz die Stunde der Reaktion herannahn, und er erriet, daß er in einer furchtbaren Nacht für all die bittre Freude, die er am Abend aufgewendet hatte, werde büßen müssen. Doch hoffte er noch, sein Körper werde, gebrochen von der Ermattung, vor dem Erwachen der Ängste, die so lange in seinem Herzen verschlossen geblieben waren, entschlafen.

Als er zum Bett trat und die Gardinen zurückschob, als er dies Bett sah, das seit zwei Tagen nicht mehr angerührt war, als er die beiden Kopfkissen aufhob, die nebeneinander lagen, und unter deren einem halb verborgen noch die Garnitur eines Hutes lag, da fühlte Rodolphe sein Herz gepreßt in dem unüberwindlichen Schraubstock jenes Schmerzes, der nicht zum Ausbruch kommen kann. Er fiel am Fuß des Bettes nieder, nahm den Kopf in die Hände, und nachdem er einen Blick in das verödete Zimmer geworfen hatte, rief er: „O kleine Mimi, Freude meines Hauses, ist es wahr, daß du fort bist, daß ich dich fortgeschickt habe, und daß ich dich nicht wiedersehn soll! O mein Gott! Du hübscher, brauner Kopf, der du so lange an dieser Stelle geschlafen hast, wirst du nicht wiederkommen, um hier zu schlafen? Du kapriziöse Stimme, deren Liebkosungen mich wahnsinnig machten, und deren Zorn mich bezauberte, soll ich dich nie mehr hören? O ihr kleinen weißen Hände mit den blauen Adern, ihr, denen ich meine Lippen verlobte, ihr kleinen weißen Hände, habt ihr denn meinen letzten Kuß empfangen?“ Und Rodolphe tauchte in delirierender Trunkenheit den Kopf in die Kissen, die noch von den Düften des Haars seiner Freundin geschwängert waren. Aus diesem Alkoven meinte er das Gespenst all der schönen Nächte treten zu sehen, die er mit seiner jungen Geliebten verlebt hatte. Er hörte mitten im nächtlichen Schweigen klar und klingend Fräulein Mimis blühendes Lachen widerhallen, und er entsann sich der reizenden, ansteckenden Fröhlichkeit, mit der sie ihm so oft all die Verlegenheiten und das Elend ihres gewagten Daseins zu verscheuchen verstanden hatte.

Während dieser Nacht ging er die ganzen acht Monate

durch, die er mit diesem jungen Wesen zusammen verlebt hatte; vielleicht hatte sie ihn nie geliebt, aber ihre zärtlichen Lügen hatten es verstanden, dem Herzen Rodolphes seine erste Jugend und Mannheit zurückzugeben.

Das bleichende Tagesgrauen brach an, als er, von Müdigkeit übermannt, gerade die Augen geschlossen hatte, die von den in dieser Nacht vergossenen Tränen gerötet waren. Eine schmerzliche und furchtbare Nacht! Aber selbst die Spöttischsten und Skeptischsten von uns werden ihrer in der Tiefe ihrer Vergangenheit mehr als eine finden.

Als am Morgen seine Freunde zu ihm kamen, waren sie über das Aussehn Rodolphes entsetzt; sein Gesicht war von all den Qualen, die ihn auf dem Ölberg der Liebe angefallen hatten, ganz verzerrt. „Gut," sagte Marcel, „ich wußte es ja: seine gestrige Lustigkeit ist ihm aufs Herz gefallen. Das kann nicht so fortgehn."

Und im Einverständnis mit zwei oder drei Kameraden begann er eine Fülle von indiskreten Offenbarungen über Fräulein Mimi zu enthüllen, von denen sich Rodolphe jedes Wort wie ein Stachel in das Herz einbohrte. Seine Freunde bewiesen ihm, daß seine Geliebte ihn die ganze Zeit her wie einen Tropf betrogen hatte, in seiner Wohnung und draußen, und daß dies dem Engel der Schwindsucht gleich blasse Wesen ein Schrein voll schlechter Empfindungen und wilder Instinkte war.

Und der eine und der andere lösten sie sich so in der Aufgabe ab, die sie unternommen hatten, und deren Ziel war, Rodolphe an den Punkt zu führen, wo die verbitterte Liebe sich in Verachtung kehrt; aber nur halb erreichten sie dies Ziel. Die Verzweiflung des Dichters wurde zum Zorn. Er warf sich voll Wut auf die Bündel, die er am Tage vorher bereitet hatte; er legte alles beiseite, was seine Geliebte besessen hatte, als sie zu ihm zog; und alles, was er ihr während ihrer Verbindung gegeben hatte, behielt er; das heißt, er behielt den größeren Teil, vor allem die Toilettegegenstände, an denen Fräulein Mimi mit allen Fibern einer zuletzt unersättlich gewordenen Koketterie festhielt.

Fräulein Mimi kam am folgenden Tage, um ihre Sachen zu holen. Rodolphe war zu Hause, und zwar allein. Er mußte sich mit allen Kräften der Eitelkeit zwingen, seiner Geliebten nicht um den Hals zu fallen. Er empfing sie mit

stummen Beschimpfungen, und Fräulein Mimi antwortete mit jenen kühlen und scharfen Beleidigungen, unter denen selbst den Schwächsten und Furchtsamsten Krallen wachsen. Vor der Geringschätzung, mit der seine Geliebte ihn in schamloser Hartnäckigkeit geißelte, brach Rodolphes Zorn brutal und erschreckend aus; einen Moment fragte Mimi sich, vor Schreck erblaßt, ob sie seinen Händen lebend entkommen werde. Auf die Schreie, die sie ausstieß, eilten ein paar Nachbarn herbei und rissen sie aus Rodolphes Zimmer hinweg.

Zwei Tage darauf kam eine Freundin Mimis und fragte Rodolphe, ob er die Sachen, die er behalten habe, hergeben wolle. „Nein," antwortete er. Und er brachte die Botin seiner Geliebten zum Reden. Dies Mädchen teilte ihm mit, die junge Mimi sei in sehr unglücklicher Lage, sie werde bald obdachlos sein. „Und ihr Geliebter, in den sie so verliebt ist?" „Aber," antwortete Amelia, die Freundin, „dieser junge Mann hat nicht die Absicht, sie zur Maitresse zu nehmen. Er hat schon seit langem eine andere, und er scheint sich wenig um Mimi zu kümmern; sie fällt mir zur Last und bringt mich sehr in Verlegenheit." „Mag sie sehen," sagte Rodolphe; „sie hat es gewollt; mich geht es nichts an . . ." Und er sagte Fräulein Amelia Artigkeiten und versicherte ihr, sie sei das schönste Mädchen der Welt.

Amelia berichtete Mimi von dem Verlauf ihrer Unterredung mit Rodolphe. „Was sagt er? Was tut er?" fragte Mimi. „Hat er von mir gesprochen?" „Keineswegs; du bist schon vergessen, meine Liebe. Rodolphe hat eine neue Geliebte, und er hat ihr eine prachtvolle Toilette gekauft, denn er hat viel Geld erhalten, und er selber geht wie ein Prinz gekleidet. Er ist sehr liebenswürdig, dieser junge Mann, und er hat mir reizende Sachen gesagt." „Ich werde schon erfahren, was das bedeutet," dachte Mimi.

Jeden Tag suchte Fräulein Amelia Rodolphe unter irgend einem Vorwand auf; und wie er sich auch dagegen wehrte, er konnte sich nicht enthalten, immer wieder von Mimi zu sprechen. „Sie ist sehr lustig," antwortete die Freundin, „und sie scheint sich um ihre Lage keinerlei Sorge zu machen. Übrigens versichert sie, sie könne, sobald sie wolle, zu Ihnen zurück, auch ohne daß sie das geringste Entgegenkommen zeige, und wäre es auch einzig, um Ihre Freunde zu ärgern."

„Gut," sagte Rodolphe, „mag sie kommen; wir werden ja sehen."

Und er begann Fräulein Amelia von neuem den Hof zu machen, und sie ging nach Hause, erstattete Mimi Bericht und versicherte ihr, Rodolphe sei sehr in sie verliebt. „Er hat mir noch die Hand und den Hals geküßt," sagte sie; „sieh, er ist ganz rot. Morgen will er mich auf einen Ball mitnehmen." „Meine liebe Freundin," sagte Mimi pikiert, „ich sehe, worauf du hinaus willst. Du willst mich glauben machen, Rodolphe sei in dich verliebt, und er denke nicht mehr an mich. Aber das ist verlorene Zeit, bei ihm wie bei mir."

In Wirklichkeit war Rodolphe gegen Amelia nur liebenswürdig, damit sie oft zu ihm käme und ihm Gelegenheit böte, mit ihr von seiner Geliebten zu sprechen; aber mit einem Machiavellismus, der vielleicht ein Ziel verfolgte, bemühte Amelia sich, als sie merkte, daß Rodolphe Mimi noch immer liebte, und daß diese nicht abgeneigt war, wieder zu ihm zurückzukehren, durch geschickt erfundene Berichte alles zu meiden, was die beiden Liebenden einander wieder nahe bringen konnte.

An dem Tage, als sie auf den Ball gehn sollte, kam Amelia morgens und fragte Rodolphe, ob er die Einladung aufrecht erhalte. „Ja," antwortete er, „ich will die Gelegenheit, mich als Ritter der schönsten Frau der modernen Zeiten zu zeigen, nicht versäumen." Amelia setzte die kokette Miene auf, die sie am Abend ihres einzigen Auftretens in einem Vorstadttheater getragen hatte, wo sie eine der vierten Soubrettenrollen spielte, und versprach, für den Abend bereit zu sein. „Und dann," sagte Rodolphe, „sagen Sie Fräulein Mimi, wenn sie zu meinen Gunsten ihrem Liebhaber untreu werden und eine Nacht bei mir verbringen wolle, so werde ich ihr all ihre Sachen wiedergeben."

Amelia richtete Rodolphes Auftrag aus; nur gab sie seinen Worten einen ganz anderen Sinn als den, den sie erraten hatte. „Dein Rodolphe ist ein unvornehmer Mensch," sagte sie zu Mimi, „seine Einladung ist eine Infamie. Er will dich durch diesen Schritt auf das Niveau der feilsten Geschöpfe herabziehn; und wenn du zu ihm gehst, so wird er dir nicht nur deine Sachen nicht wiedergeben, sondern dich auch noch all seinen Freunden zum Spott auftischen." „Ich werde nicht

hingehn," sagte Mimi, und als sie sah, daß Amelia ihre Toilette vorbereitete, fragte sie, ob denn sie zum Ball hingehe. „Ja," antwortete die andere. „Mit Rodolphe?" „Ja, er will mich heute abend zwanzig Schritt vom Hause erwarten." „Viel Vergnügen," sagte Mimi, und als sie die Stunde des Rendezvous nahen sah, lief sie in aller Eile zu Fräulein Amelias Liebhaber und verriet ihm, daß diese ihn mit ihrem eigenen einstigen Liebhaber verraten werde. Eifersüchtig wie ein Tiger und brutal wie ein Stock lief der Herr zu Fräulein Amelia und sagte ihr, es treffe sich ausgezeichnet, daß sie den Abend mit ihm verbringen wolle.

Um acht Uhr lief Mimi an die Stelle, wo Rodolphe Amelia treffen sollte. Sie sah ihren Geliebten in der Haltung des Wartenden auf und nieder gehen; zweimal ging sie an ihm vorbei, ohne daß sie ihn anzureden wagte. Rodolphe war an diesem Abend sehr elegant gekleidet, und die heftigen Krisen, die er seit acht Tagen durchgemacht hatte, hatten seinem Gesicht viel Charakter verliehen, so daß Mimi sonderbar bewegt war. Schließlich entschloß sie sich, ihn anzusprechen. Rodolphe empfing sie ohne Zorn und fragte sie nach ihrem Ergehen; dann erkundigte er sich, was sie zu ihm führe; all das mit sanfter Stimme, in der sich ein Akzent der Trauer zu verbergen suchte. „Ich habe Ihnen eine schlimme Nachricht zu bringen: Fräulein Amelia kann Sie nicht zum Ball begleiten; ihr Liebhaber hält sie zurück." „Dann werde ich also allein hingehen." Hier tat Fräulein Mimi, als strauchle sie, und dabei stützte sie sich auf Rodolphes Schulter. Er nahm ihren Arm und schlug ihr vor, sie nach Hause zu bringen. „Nein," sagte Mimi, „ich wohne bei Amelia, und da ihr Liebhaber da ist, kann ich erst nach Hause kommen, wenn er geht." „Hören Sie," sagte der Dichter, „ich habe Ihnen heute durch Fräulein Amelia einen Vorschlag machen lassen; hat sie ihn Ihnen ausgerichtet?" „Ja," sagte Mimi, „aber in Worten, an die ich selbst nach dem, was vorgefallen ist, nicht glauben kann. Nein, Rodolphe, ich hätte nicht geglaubt, soviel Sie mir auch vorzuwerfen haben, daß Sie mich für herzlos genug hielten, um einen solchen Handel anzunehmen." „Sie haben mich nicht verstanden, oder man hat Ihnen falsch berichtet. Was gesagt ist, bleibt gesagt," antwortete Rodolphe; „es ist neun Uhr, Sie haben noch drei Stunden Zeit zur Überlegung. Bis Mitternacht bleibt mein Schlüssel

Mimi

in der Tür. Guten Abend; adieu oder auf Wiedersehn.“ „Adieu also,“ sagte Mimi mit zitternder Stimme.

Und sie trennten sich ... Rodolphe ging nach Hause und warf sich angezogen aufs Bett. Um halb zwölf trat Fräulein Mimi zu ihm ins Zimmer. „Ich möchte Sie um Gastfreundschaft bitten,“ sagte sie, „Amelias Liebhaber ist bei ihr geblieben, und ich kann nicht hinein.“

Bis drei Uhr morgens plauderten sie: eine aufklärende Unterhaltung: von Zeit zu Zeit ersetzte das vertrauliche Du das Sie der offiziellen Erörterung. Um vier Uhr verlosch ihre Kerze. Rodolphe wollte eine neue entzünden. „Nein,“ sagte Mimi, „das lohnt nicht mehr; es ist Zeit zum Schlafen.“ Und fünf Minuten darauf hatte der hübsche braune Kopf den Platz auf dem Kissen wieder eingenommen, und mit zärtlicher Stimme rief sie Rodolphes Lippen auf ihre kleinen weißen Hände mit den blauen Adern herab, deren Perlmutterblässe mit der Weiße des Lakens wetteiferte. Rodolphe entzündete die Kerze nicht.

Am Morgen darauf erhob Rodolphe sich als erster; er zeigte Mimi mehrere Bündel und sagte sehr sanft: „Das ist Ihre Habe, Sie können sie mitnehmen; ich halte mein Wort.“ „O!“ sagte Mimi, „ich bin recht müde; sehn Sie, ich könnte all diese großen Bündel nicht auf einmal tragen. Ich komme lieber wieder.“

Und als sie angezogen war, nahm sie nur einen Kragen und ein Paar Manschetten. „Den Rest nehme ich ... allmählich mit,“ fügte sie lächelnd hinzu. „Halt,“ sagte Rodolphe, „nimm alles oder nichts; aber dies muß aufhören.“ „Es soll vielmehr wieder anfangen, und vor allem dauern,“ sagte die junge Mimi, indem sie Rodolphe umarmte.

Nachdem sie zusammen gefrühstückt hatten, machten sie sich auf, um aufs Land zu gehen. Als sie den Garten des Luxembourg durchschritten, traf Rodolphe einen großen Dichter, der ihn einmal mit reizender Freundlichkeit empfangen hatte. Aus Schicklichkeitsgefühl wollte Rodolphe tun, als sehe er ihn nicht. Aber der Dichter ließ ihm keine Zeit dazu; als er nah an ihm vorbeiging, machte er eine freundschaftliche Geste und grüßte seine junge Gefährtin mit freundlichem Lächeln. „Wer ist der Herr?“ fragte Mimi. Und als Rodolphe ihr den Namen nannte, errötete sie vor Vergnügen und Stolz. „O!“ sagte Rodolphe, „diese Begegnung mit dem

Dichter, der die Liebe so schön besungen hat, ist von guter Vorbedeutung, sie wird unserer Versöhnung Glück bringen." „Ich liebe dich," sagte Mimi, indem sie ihrem Freund die Hand drückte, obgleich sie mitten in der Menge waren. „Ah!" dachte Rodolphe, „was ist mehr wert: sich immer täuschen lassen, um geglaubt zu haben, oder niemals glauben, um nicht stets getäuscht zu werden?"

XV. DONEC GRATUS ...

Wir haben erzählt, wie der Maler Marcel Fräulein Musette kennen lernte. Eines Morgens durch Vermittelung der Laune, des Bürgermeisters im dreizehnten Bezirk, vereinigt, hatten sie geglaubt, sich, wie es oft geschieht, unter dem Regime der Herzenstrennung zu verbinden. Aber eines Abends, als sie sich heftig gestritten und beschlossen hatten, sich sofort zu trennen, mußten sie sehen, wie ihre Hände, die sich zum Abschied umeinander schlossen, nicht mehr loslassen wollten. Ohne daß sie es merkten, war ihre Laune zur Liebe geworden. Sie gestanden es sich, halb lachend, gegenseitig ein. „Es ist ernst, was uns da begegnet," sagte Marcel. „Wie zum Teufel haben wir das angefangen?" „O!" erwiderte Musette, „wir sind ungeschickt, wir sind nicht vorsichtig genug gewesen." „Was gibt es?" fragte Rodolphe, der Marcels Nachbar geworden war und gerade ins Zimmer trat. „Was es gibt?" erwiderte der Maler und zeigte auf Musette, „dies Fräulein und ich, wir haben eine hübsche Entdeckung gemacht. Wir sind verliebt. Es muß uns im Schlaf gekommen sein." „O! o! im Schlaf? Das glaube ich nicht," sagte Rodolphe. „Aber woraus schließt ihr, daß ihr euch liebt? Ihr übertreibt die Gefahr vielleicht." „Potztausend!" erwiderte Marcel, „wir können uns nicht leiden." „Und wir können uns nicht mehr verlassen," fügte Musette hinzu. „Dann, meine Kinder, liegt die Sache ganz klar. Ihr habt möglichst fein spielen wollen und habt alle beide verloren. Es geht euch genau wie mir mit Mimi. Bald zwei Kalender lang streiten wir uns nun Tag und Nacht. Auf diese Art macht man die Ehe ewig. Verbindet ein ja mit einem nein, und ihr erhaltet einen Philemon- und Baukis-Haushalt. Euer Interieur ist das Gegenstück zu meinem; und wenn Schaunard und Euphemia ins Haus ziehn,

wie sie uns angedroht haben, so wird unser Haushaltstrio eine recht angenehme Wirtschaft ergeben."

In diesem Moment trat Gustav Colline ein. Man teilte ihm den Unfall mit, der Musette und Marcel zugestoßen war. „Nun, Philosoph," sagte dieser, „was hältst du davon?" Colline kratzte das Haar des Hutes, der ihm als Dach diente, und murmelte: „Ich wußte es ja im voraus. Die Liebe ist ein Hasardspiel. Wer sich dran reibt, sticht sich. Es taugt nicht, wenn der Mensch allein ist."

Abends, als er nach Hause kam, sagte Rodolphe zu Mimi: „Es gibt Neues. Musette ist in Marcel verliebt und will ihn nicht mehr verlassen." „Das arme Kind!" antwortete Mimi. „Sie hat so guten Appetit!" „Und Marcel ist auch von Musette gepackt. Er betet sie an, mit sechsunddreißig Karat, wie Colline, der Intrigant, sich ausdrücken würde." „Der arme Junge!" antwortete Mimi, „er ist so eifersüchtig!" „Freilich," sagte Rodolphe, „er und ich, wir sind Schüler Othellos."

Einige Zeit darauf schloß sich den Haushaltungen Rodolphes und Marcels die Schaunards an; der Musiker zog mit Euphemia Teinturiere ins Haus. Von diesem Tage an schliefen alle Nachbarn auf einem Vulkan, und als die Miete fällig war, kündigten sie dem Hausbesitzer.

Wirklich verstrichen nur wenig Tage, ohne daß in einem der Hausstände ein Gewitter ausbrach. Bald klärten sich Mimi und Rodolphe, denen die Kraft zum Sprechen versagte, mit Hilfe irgendwelcher Geschosse auf, die ihnen gerade in die Hand fielen. Am häufigsten aber schrieb Schaunard mit einem Stock der melancholischen Euphemia Anmerkungen auf den Rücken. Was Marcel und Musette angeht, so blieben ihre Diskussionen in der Stille verschlossener Türen verborgen; sie waren vorsichtig genug und schlossen Tür und Fenster.

Wenn aber zufällig einmal überall Frieden herrschte, so fielen die anderen Mieter wiederum dieser flüchtigen Eintracht zum Opfer. Die indiskreten Zwischenwände ließen alle Geheimnisse der Bohemehausstände zu ihnen herein und weihten sie, ob sie wollten oder nicht, in all ihre Mysterien ein. So war mehr als einem Nachbarn der casus belli lieber als die Ratifikation der Friedensverträge.

Freilich war das Dasein, das man seit sechs Monaten führte, sonderbar genug. Die loyalste Brüderlichkeit herrschte ohne Emphase in diesem Kreise, wo alles allen gehörte, und wo man

teilte, was hereinbrach, ob es Glück war oder Unglück. In jedem Monat gab es bestimmte Tage des Glanzes, an denen man nicht ohne Handschuhe auf die Straße gegangen wäre, Tage der Herrlichkeit, an denen man vom Morgen bis zum Abend dinierte. Es gab andere, an denen man ohne Stiefel selbst zu Hofe gegangen wäre, Tage des Fastens, an denen man gemeinsam frühstückte, aber nicht gemeinsam dinierte; oder aber man brachte es mit Hilfe wirtschaftlicher Kombinationen dahin, daß man eine jener Mahlzeiten einnehmen konnte, bei denen Teller und Gedecke blau machten, wie Fräulein Mimi sagte.

Aber wunderbar! in dieser Gesellschaft, in der doch drei junge und schöne Frauen lebten, erhob sich nie der geringste Ansat. zu einem Streit zwischen den Männern; sie beugten oft vor der nichtigsten Laune ihrer Geliebten das Knie, aber nicht einer von ihnen hätte zwischen Frau und Freund gezögert.

Die Liebe entspringt vor allem der Spontaneität: sie ist eine Improvisation. Die Freundschaft dagegen baut sich sozusagen langsam auf: sie ist ein Gefühl, das umsichtig fortschreitet. Sie ist der Egoismus des Geistes, während die Liebe der Egoismus des Herzens ist.

Sechs Jahre lang kannten die Bohemiens sich jetzt. Dieser lange, in täglicher Intimität verlebte Zeitraum hatte, ohne die scharf geprägte Individualität jedes einzelnen zu ändern, unter ihnen einen Einklang der Ideen, ein Zusammenspiel herbeigeführt, das sie anderswo nicht gefunden hätten. Sie hatten Sitten, die ihr eigen waren, eine Sprache, deren Schlüssel Fremde nicht hätten zu finden vermögen. Die sie nicht genauer kannten, nannten die Freiheit ihres Wesens Zynismus. Und doch war sie nur Offenheit. Gegen alles Auferlegte störrische Geister, haßten sie das Falsche und verachteten das Gewöhnliche. Übertriebener Eitelkeit beschuldigt, antworteten sie, indem sie stolz das Programm ihres Ehrgeizes ausbreiteten; und da sie ihren Wert kannten, täuschten sie sich nicht über sich selber.

Seit soviel Jahren gingen sie im gleichen Leben nebeneinander her, und wenn sie — wie oft — durch Staatsnotwendigkeit zur Rivalität miteinander getrieben wurden, so ließen sie doch ihre Hände nicht los, und häufig waren sie, ohne dessen zu achten, über die persönlichen Fragen der Eigenliebe hinweg-

gegangen, die man manchesmal zwischen ihnen aufzurichten versuchte, um sie zu trennen. Sie schätzten einander übrigens genau nach ihrem Werte, und der Stolz, das Gegengewicht des Neides, bewahrte sie vor allen kleinen Handwerkseifersüchteleien.

Nach sechs Monaten des gemeinsamen Lebens befiel jedoch die Haushaltungen plötzlich eine Scheidungsepidemie. Schaunard eröffnete den Marsch. Eines Tages bemerkte er, daß Euphemias eines Knie besser gebaut war als das andere, und da er in der Plastik einem strengen Purismus huldigte, so schickte er Euphemia fort, indem er ihr den Stock als Andenken mitgab, mit dem er ihr so häufig Anmerkungen aufgeschrieben hatte. Er zog zu einem Verwandten, der ihm unentgeltliches Logis anbot. Vierzehn Tage darauf verließ Mimi Rodolphe, um in die Karosse des jungen Vicomte Paul zu steigen, des einstigen Schülers Carolus Barbemuches, der ihr sonnenfarbene Kleider versprochen hatte. Nach Mimi machte Musette sich ins Weite; sie kehrte mit lautem Lärm in die Aristokratie der galanten Welt zurück, die sie verlassen hatte, um Marcel zu folgen.

Diese Scheidung fand ohne Streit, ohne Erschütterung, ohne Vorbedacht statt. Einer Laune entsprungen, die zur Liebe geworden war, wurde diese Verbindung von einer neuen Laune zerbrochen. Eines Karnevalsabends, als Musette mit Marcel den Maskenball der Oper besuchte, erhielt Musette bei einem Kontratanz einen jungen Mann zum Gegenüber, der ihr ehemals den Hof gemacht hatte. Sie erkannten sich und tauschten während des Tanzes ein paar Worte. Und als sie diesen jungen Mann über ihr gegenwärtiges Leben aufklärte, ließ sie, vielleicht ohne es zu wollen, eine Bemerkung fallen, als sehne sie sich nach ihrem vergangenen Leben zurück. Auf jeden Fall irrte Musette sich am Schluß der Quadrille, und statt Marcel, der ihr Kavalier war, die Hand zu geben, nahm sie die ihres Gegenübers, der sie fortzog und in der Menge mit ihr verschwand. Marcel suchte sie, ein wenig besorgt. Nach einer Stunde fand er sie am Arm des jungen Mannes; sie kam, den Mund voller Liedfragmente, aus dem Café de l'Opera. Marcel stand mit gekreuzten Armen in einem Winkel, und als sie ihn bemerkte, winkte sie ihm zum Abschied und sagte: „Ich komme zurück."

„Das heißt, erwarte mich nicht," übersetzte Marcel. Er war eifersüchtig aber logisch, und er kannte Musette; so wartete

er nicht auf sie; er ging mit schwerem Herzen, aber mit leichtem Magen nach Hause. Er suchte in einem Schrank, ob er nicht einige Reliefs zu essen habe; er fand ein granithartes Stück Brot und das Skelett eines Räucherherings. „Gegen Trüffeln konnte ich nicht kämpfen," dachte er. „Wenigstens wird Musette zu Nacht gegessen haben . . . ." Nachdem er sich mit einer Ecke seines Taschentuchs über die Augen gewischt hatte, und zwar unter dem Vorwand, er schnäuze sich, ging er zu Bett.

Zwei Tage darauf erwachte Musette in einem rosa bespannten Boudoir. Ein blaues Coupé harrte ihrer an der Tür, und alle Modefeen waren aufgeboten und trugen ihre Wunder zu ihren Füßen herbei. Musette war entzückend, und ihre Jugend schien in diesem Rahmen der Eleganz noch jünger zu werden. So nahm sie das alte Leben wieder auf, erschien bei allen Festen und hatte bald ihre Berühmtheit zurückerobert. Überall sprach man von ihr, in den Kulissen der Börse und sogar an den Büfetts des Parlamentes. Ihr neuer Liebhaber, Herr Alexis, war ein reizender junger Mann. Oft klagte er Musette, er finde sie ein wenig leichtfertig und ein wenig gleichgültig, wenn er ihr von seiner Liebe erzähle. Dann sah Musette ihn lachend an, schlug ihn auf die Hand und sagte: „Was wollen Sie, mein Lieber? Ich bin sechs Monate bei einem Mann geblieben, der mich mit Salat und mit Suppe ohne Butter ernährte, der mich in Kattun kleidete und mich oft ins Odeon führte, denn er war nicht reich. Da die Liebe nichts kostet und ich in dies Monstrum verliebt war, so haben wir sehr viel Liebe ausgegeben. Mir bleiben nur noch Krumen. Sammeln Sie sie, ich hindere Sie nicht. Übrigens habe ich Sie nicht getäuscht; und wenn die Bänder nicht so teuer wären, so wäre ich noch heute bei meinem Maler. Was mein Herz angeht, so höre ich es, seit ich ein Korsett zu achtzig Franken trage, nicht mehr allzu laut schlagen, und ich fürchte sehr, ich habe es in einer von Marcels Schubladen vergessen."

Die Auflösung der drei Bohemehausstände zog in dem Hause, das sie bewohnt hatten, ein Fest nach sich. Zum Zeichen der Freude gab der Hausbesitzer ein großes Diner, und die Mieter illuminierten ihre Fenster.

Rodolphe und Marcel waren zusammengezogen; sie hatten jeder ein Idol genommen, dessen Namen sie so genau nicht wußten. Bisweilen begegnete es ihnen, daß sie, der eine von

Musette, der andere von Mimi sprachen; dann hatten sie für den Abend genug. Sie erinnerten sich an ihr altes Leben, an die Lieder Musettes und die Lieder Mimis, an die durchwachten Nächte und die trägen Morgende und an die Diners im Traum. Eine nach der andern ließen sie in diesen Erinnerungsduetten all die entflogenen Stunden erklingen; und schließlich sagten sie sich meist, sie seien doch noch glücklich, daß sie beisammen säßen, die Füße vor dem Kamin, daß sie das Dezemberscheit schüren, ihre Pfeife rauchen konnten und in einander gleichsam einen Vorwand zum Plaudern hätten, um sich selber laut zu erzählen, was sie sich leise sagten, wenn sie allein waren: daß sie nämlich die Geschöpfe, die verschwunden waren, indem sie einen Fetzen ihrer Jugend mitnahmen, sehr geliebt hatten und vielleicht noch liebten.

Eines Abends, als Marcel den Boulevard überschritt, sah er ein paar Schritte vor sich eine junge Dame, die aus einem Wagen stieg, wobei sie ein Stückchen eines weißen Strumpfes von ganz besonderer Vollendung sehen ließ; selbst der Kutscher verschlang dies reizende Trinkgeld mit den Augen. „Potztausend," sagte Marcel, „das ist ein hübsches Bein; ich hätte Lust, ihm meinen Arm zu bieten; laßt sehen ... wie soll ich sie anreden? Ich hab's ... es ist wenigstens neu. Verzeihung, gnädige Frau," sagte er, indem er zu der Unbekannten trat, deren Gesicht er zunächst nicht sehen konnte, „haben Sie vielleicht mein Taschentuch gefunden?" „Gewiß, mein Herr," antwortete die junge Dame, „hier ist es." Und sie drückte Marcel ein Taschentuch in die Hand, das sie zwischen den Fingern hielt. Der Künstler stürzte in einen Abgrund des Staunens hinab. Aber plötzlich brachte ihn ein Gelächter, das ihm ins Gesicht schlug, wieder zu sich; an dieser lustigen Fanfare erkannte er seine alte Liebe. Es war Fräulein Musette.

„Ah!" rief sie aus, „Herr Marcel macht Jagd auf Abenteuer. Wie findest du dieses, he? Lustig genug ist es." „Ich finde es erträglich," antwortete Marcel. „Wohin willst du so spät in diesem Viertel?" fragte Musette. „Ich will in dies Gebäude," sagte der Künstler, indem er auf ein kleines Theater zeigte, zu dem er Zutritt hatte. „Aus Liebe zur Kunst?" „Nein, aus Liebe zu Laura. Halt!" dachte Marcel, „das ist ein Calembour, ich werde ihn Colline verkaufen: er sammelt sie." „Wer ist Laura?" fuhr Musette fort, während ihre Blicke Fragezeichen warfen. Marcel blieb bei seinem schlechten

Scherz. „Eine Chimäre, die ich verfolge, und die in diesem kleinen Theater die Naiven spielt.“ Und er zerknüllte mit der Hand eine ideale Hemdkrause. „Sie sind sehr geistreich heute abend,“ sagte Musette. „Und Sie sehr neugierig,“ sagte Marcel. „Sprechen Sie nicht so laut! Alle Welt hört uns, man wird uns für ein streitendes Liebespaar halten.“ „Es wäre nicht das erstemal, daß uns das begegnete,“ sagte Marcel. Musette sah in dieser Phrase eine Herausforderung und antwortete rasch: „Und es wäre vielleicht auch nicht das letzte, he?“ Das Wort war deutlich, es pfiff wie eine Kugel an Marcels Ohr vorbei. „Strahlen des Himmels,“ rief er, indem er die Sterne ansah, „ihr seid Zeugen, daß nicht ich als erster geschossen habe. Schnell meinen Panzer!“ Von diesem Moment an war das Feuer eröffnet.

Es handelte sich nur noch darum, einen passenden Bindestrich zu finden, um diese beiden Launen, die sich so lebhaft offenbart hatten, ineinander überzuleiten. Während des Gehens sah Musette Marcel und sah Marcel Musette an. Sie sprachen nicht; aber ihre Augen, jene Bevollmächtigten des Herzens, trafen sich oft. Nach einer Viertelstunde der Diplomatie hatte dieser Blickekongreß die Sache stillschweigend geordnet. Sie mußte nur noch ratifiziert werden. Die unterbrochene Unterhaltung wurde wieder angeknüpft.

„Nun einmal offen,“ sagte Musette zu Marcel, „wohin wolltest du eben?“ „Ich sagte es schon, ich wollte zu Laura.“ „Ist sie hübsch?“ „Ihr Mund ist ein Nest des Lächelns.“ „Bekannt,“ sagte Musette. „Aber du,“ sagte Marcel, „woher kamst du auf den Flügeln dieser Droschke?“ „Ich habe Alexis zur Bahn gebracht; er will eine Runde in seiner Familie machen.“ „Wer ist Alexis?“

Jetzt gab Musette ihrerseits ein entzückendes Porträt von ihrem gegenwärtigen Liebhaber. So setzten Marcel und Musette, während sie auf dem offenen Boulevard spazieren gingen, diese Komödie der Liebeswiederkehr fort. Mit der gleichen Naivität, bald zärtlich und bald spöttisch, wiederholten sie Strophe für Strophe jene unsterbliche Ode, in der Horaz und Lydia mit soviel Anmut die Reize ihrer neuen Liebe rühmen und schließlich ihrer alten Liebe ein Postskriptum schreiben. Als sie an eine Straßenwendung kamen, tauchte plötzlich eine ziemlich starke Patrouille auf.

Musette organisierte eine Haltung des Schreckens und sagte, indem sie sich an Marcels Arm klammerte: „Ah! mein Gott! sieh doch, da kommen Truppen, es gibt wieder Revolution. Schnell fort, ich habe schreckliche Angst; bring' mich fort!" „Aber wohin gehen wir?" fragte Marcel. „Zu mir," sagte Musette; „du wirst sehen, wie hübsch es ist. Ich lade dich zum Souper ein; wir werden von Politik reden." „Nein," sagte Marcel, der an Herrn Alexis dachte; „trotz der Einladung zum Souper komme ich nicht zu dir. Ich trinke meinen Wein nicht gern aus dem Glas eines andern."

Musette verstummte vor dieser Ablehnung. Dann fiel ihr durch den Nebel der Erinnerung hindurch das arme Zimmer des Künstlers ein; Marcel war noch kein Millionär geworden; da kam Musette ein Gedanke; sie benutzte die Begegnung mit einer neuen Patrouille und bezeugte neuen Schrecken. „Man wird sich schlagen!" rief sie aus; „ich wage nicht, nach Hause zu gehn. Marcel, mein Freund, führe mich zu einer meiner Freundinnen, die in deinem Quartier wohnen muß." Als sie den Pont Neuf überschritten, brach Musette in Lachen aus. „Was gibt es?" fragte Marcel. „Nichts," sagte Musette; „mir fiel nur ein, daß meine Freundin umgezogen ist; sie wohnt in Batignolles."

Als Rodolphe Marcel und Musette Arm in Arm daherkommen sah, war er durchaus nicht erstaunt.

„Schlecht begrabene Liebe!" sagte er, „das geht immer so."

XVI. DER ZUG DURCHS ROTE MEER.

Seit fünf oder sechs Jahren schon arbeitete Marcel an dem berühmten Gemälde, das seiner Behauptung nach den Zug durchs Rote Meer darstellte, und seit fünf oder sechs Jahren wurde dies Meisterwerk der Farbe von der Jury hartnäckig zurückgewiesen. Und weil es so oft den Weg vom Atelier des Künstlers ins Museum und vom Museum ins Atelier gemacht hatte, kannte auch das Bild die Straße schon so gut, daß es, hätte man es auf Rollen gesetzt, imstande gewesen wäre, ganz allein zum Louvre zu laufen. Marcel, der diese Leinwand zehnmal neu gemalt und von oben bis unten umgearbeitet hatte, schrieb den Ostrakismus, der ihn alljährlich aus dem Salon carré zurückwies, einer persönlichen Feindseligkeit der Jurymitglieder zu; und in seinen verlorenen

Momenten hatte er zu Ehren der Cerberi des Instituts ein kleines Wörterbuch von Schmähungen verfaßt, mit Illustrationen von wilder Schärfe. Diese Sammlung, die berühmt geworden war, hatte in den Ateliers und in der Schule der Schönen Künste den populären Erfolg erlangt, der sich an die unsterbliche Klage Jean Belins, des Malers des Großsultans der Türken, knüpft; alle Maler von Paris trugen in ihrem Gedächtnis ein Exemplar davon herum.

Lange hatte Marcel trotz der hartnäckigen Ablehnung, die ihm bei jeder Ausstellung empfing, nicht den Mut verloren. Er hatte sich behaglich in die Meinung eingelebt, sein Bild sei, in geringeren Proportionen, das Gegenstück, auf das die Hochzeit von Kana wartete, jenes gigantische Meisterwerk, dem der Staub dreier Jahrhunderte den strahlenden Glanz nicht zu trüben vermocht hat. Daher schickte Marcel sein Bild um die Zeit des Salons jedes Jahr von neuem der Jury zur Prüfung ein. Nur änderte er, um die Examinatoren irre zu führen und das Vorurteil zu parieren, mit dem sie den Zug durchs Rote Meer von vornherein auszuschließen schienen, ohne die Gesamtkomposition zu stören, einzelne Details und den Titel seines Bildes.

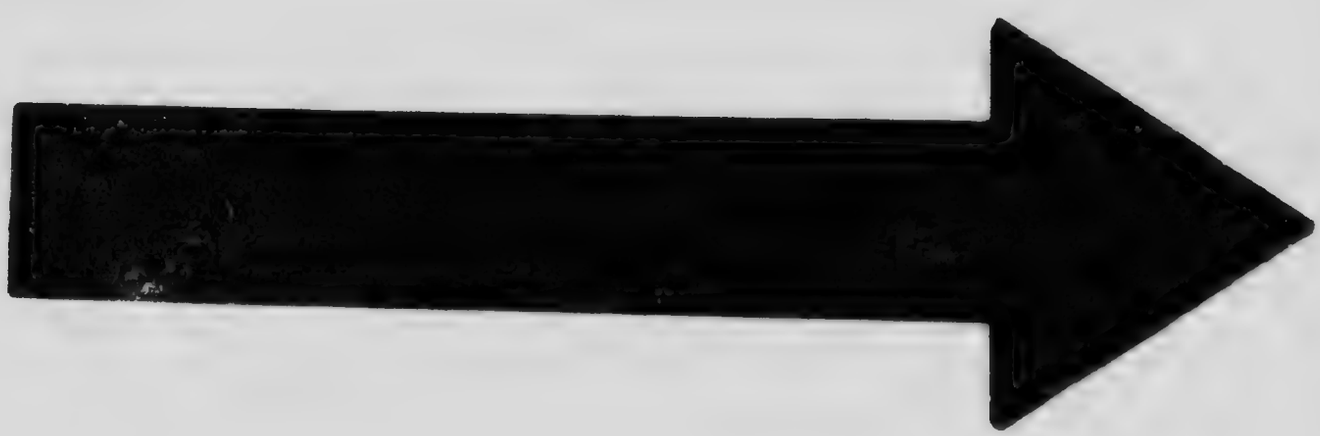
So kam es einmal unter dem Namen Übergang über den Rubikon vor die Jury; aber Pharao, unter Cäsars Mantel nur schlecht verkleidet, wurde erkannt und mit allen Ehren, die ihm gebührten, ausgestoßen.

Im folgenden Jahr trug Marcel an einer Stelle seiner Leinwand eine Schicht Weiß auf, die den Schnee darstellte, pflanzte in einem Winkel eine Fichte, kleidete einen Ägypter als Grenadier der kaiserlichen Garde ein und taufte sein Bild: Rückzug über die Beresina.

Die Jury, die an diesem Tage die Brille auf dem Schmuck ihres grünen Palmenrocks abgewischt hatte, ließ sich von dieser neuen List nicht täuschen. Sie erkannte die hartnäckige Leinwand sofort, vor allem an einem großen vielfarbigen Teufelspferd, das sich vor einer Woge des Roten Meeres bäumte. Die Schabracke dieses Pferdes diente Marcel für all seine Koloritexperimente, und in seiner Alltagssprache nannte er sie die synoptische Tafel der feinen Töne, denn an ihren Schatten- und Lichtspielen studierte er all die mannigfaltigen Kombinationen der Farbe. Aber unempfindlich gegen dies Detail, konnte die Jury wieder einmal der schwarzen Kugeln

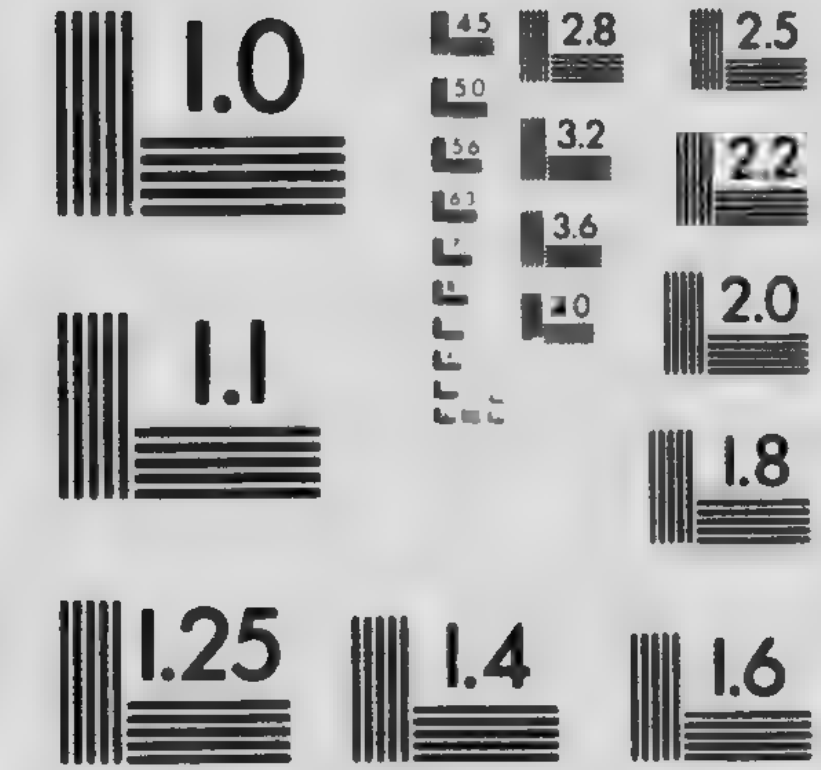
nicht genug finden, um den Rückzug über die Beresina zurückzuweisen.

„Schön," sagte Marcel, „ich hatte es erwartet. Nächstes Jahr schicke ich es ihnen unter dem Titel: Ein Zug durch alle Panoramen." „Dann haben sie es . . . sie es . . . Dann haben . . . hab . . ." trällerte der Musiker Schaunard nach einer neuen, selbstkomponierten Melodie, einer furchtbaren Melodie, die, lärmend wie eine Tonleiter von Donnern, der Schrecken aller benachbarten Pianos geworden war. „Wie können sie dies Bild ablehnen, ohne daß ihnen aller Purpur des Roten Meers ins Gesicht steigt und sie mit Scham bedeckt!" murmelte Marcel, indem er sein Gemälde betrachtete . . . „Wenn man bedenkt, daß für hundert Taler Farbe und für eine Million Genie darin steckt, meine schöne Jugend, die kahl geworden ist wie mein Filz, gar nicht zu zählen! Ein ernstes Werk, das der Wissenschaft der Lasuren neue Horizonte öffnet! Aber sie sind noch nicht am Ende. Bis zu meinem letzten Seufzer werde ich ihnen mein Bild schicken. Es soll sich in ihr Gedächtnis ätzen." „Das ist die sicherste Manier, es dahin zu bringen, daß es je geätzt wird," sagte Gustav Colline mit klagender Stimme; und bei sich fügte er hinzu: „Das ist hübsch, sehr hübsch . . . ich werde es in der Gesellschaft wiederholen." Marcel setzte seine Verwünschungen fort, und Schaunard setzte sie weiter in Musik. „Ah! sie wollen mich nicht aufnehmen," sagte Marcel. „Ah! die Regierung bezahlt sie, gibt ihnen Wohnung und Orden, einzig zu dem Zweck, daß sie mir einmal im Jahr, am ersten März, eine Leinwand im Schlüsselrahmen abweisen . . . Ich sehe ihre Absicht sehr gut, ich sehe sie sehr genau; sie wollen, ich soll meine Pinsel zerbrechen. Sie hoffen vielleicht, wenn sie mir mein Rotes Meer abweisen, werde ich mich durch das Fenster der Verzweiflung hineinstürzen. Aber sie kennen mein Menschenherz recht wenig, wenn sie mich mit dieser groben List zu fangen denken. Ich werde sogar die Zeit des Salons nicht einmal mehr abwarten. Von heute an wird mein Werk zum Bild des Damokles, das ewig über ihrem Dasein hängt. Jetzt werde ich es einmal wöchentlich einem von ihnen ins Haus schicken, in den Schoß ihrer Familie, ganz ins Herz des Privatlebens hinein. Es soll ihre häuslichen Freuden trüben, es soll ihnen den Wein sauer machen, den Braten verbrannt und die Gattinnen bitter. Sie sollen sehr bald



MICROCOPY RESOLUTION TEST CHART

(ANSI and ISO TEST CHART No 2)



APPLIED IMAGE Inc

1653 East Main Street
Rochester New York 14609 USA
(716) 482 0300 Phone
(716) 288 - 5989 Fax

verrückt werden, und man soll ihnen, wenn sie ins Institut gehn, an den Sitzungstagen, die Zwangsjacke anziehen. Dieser Gedanke lächelt mir zu."

Ein paar Tage darauf, als Marcel seine furchtbaren Rachepläne gegen seine Verfolger schon vergessen hatte, machte ihm der Vater Medicis einen Besuch. So nannte man in dem Kreis einen Juden namens Salomo, der um diese Zeit in der ganzen künstlerischen und literarischen Boheme, zu der er in beständigen Beziehungen stand, bekannt war. Der Vater Medicis handelte mit allen Trödlerwaren. Er verkaufte vollständige Wohnungseinrichtungen von zwölf Franken an bis zu tausend Talern. Er kaufte alles und wußte es mit Gewinn wieder zu verkaufen. Die Tauschbank des Herrn Proudhon war nichts so Sonderliches, verglichen mit dem von Medicis angewandten System. Er besaß das Handelsgenie in einem Grade, den bis dahin selbst die Geschicktesten seiner Religion noch nicht erreichten. Sein Laden auf der Place du Carrousel war ein Feenort, wo man alles nach Wunsch vorfand. Alle Produkte der Natur, alle Schöpfungen der Kunst, alles, was aus den Eingeweiden der Erde und aus dem Genie der Menschen stammt, war für Medicis Handelsobjekt. Sein Handel rührte an alles, absolut alles, was existiert, er machte selbst im Ideal. Medicis kaufte IDEEN, um sie selber auszubeuten oder weiter zu verkaufen. Bei allen Literaten und Künstlern bekannt, ein intimer Freund der Palette und der Vertraute des Schreibzeugs, so war er der Asmodeus der Künste. Er verkaufte Zigarren gegen den Plan zu einem Feuilleton, Pantoffeln gegen ein Sonett, frische Seefische gegen Paradoxe; er plauderte mit den Schriftstellern, die in den Zeitungen über den Klatsch der Gesellschaft zu berichten hatten, nach der Stunde; er verschaffte Plätze auf den Tribünen der Parlamente und Einladungen für Privatsoireen; er gab wandernden Malern, die ihn mit Kopien nach den Meistern im Louvre bezahlten, Logis auf eine Nacht, eine Woche, einen Monat. Die Kulissen hatten kein Geheimnis mehr vor ihm. Er brachte Stücke in Theatern an; er erlangte Vorzugsaufführungen. Er trug ein Exemplar des Almanachs der fünfundzwanzigtausend Adressen im Kopf und kannte die Wohnung, die Namen und die Geheimnisse aller Berühmtheiten, selbst der obskuren.

Ein paar Seiten aus der Kladde seiner Buchhaltung werden

besser als die detailliertesten Auseinandersetzungen eine Vorstellung von der Universalität seines Handels zu geben vermögen.

d. 20. März 184 . .

Verkauft an Herrn L . . ., Antiquar, den Kompaß, dessen Archimedes sich während der Belagerung von Syrakus bedient hat, 75 Frcs.

Gekauft von Herrn V . . ., Journalisten, die vollständigen Werke, unaufgeschnitten, des Herrn ***, Mitgliedes der Akademie, 10 Frcs.

Verkauft an denselben einen kritischen Artikel über die vollständigen Werke des Herrn ***, Mitgliedes der Akademie, 30 Frcs.

Verkauft an Herrn ***, Mitglied der Akademie, ein Feuilleton von zwölf Spalten über seine vollständigen Werke, 250 Frcs.

Gekauft von Herrn R . . ., Literaten, eine kritische Würdigung der vollständigen Werke des Herrn ***, von der Académie Française, 10 Frcs. plus fünfzig Pfund Steinkohlen und 2 Kilogramm Kaffee.

Verkauft an Herrn *** einen Porzellantopf, der Madame Dubarry gehört hat, 18 Frcs.

Gekauft von der kleinen D . . . ihre Haare, 15 Frcs.

Gekauft von Herrn B . . . einen Stoß von Sittenartikeln und die drei letzten orthographischen Fehler, die der Herr Seinepräfekt begangen hat, 6 Frcs. plus ein Paar neapolitanischer Schuhe.

Verkauft an Fräulein O . . . eine blonde Haarfrisur, 120 Frcs.

Gekauft von Herrn M . . ., Historienmaler, eine Serie lustiger Zeichnungen, 25 Frcs.

Herrn Ferdinand die Stunde angegeben, um die die Frau Baronin R . . . von P . . . in die Messe geht. — Demselben vermietet auf einen Tag die kleine Beletage im Faubourg Montmartre, im ganzen 30 Frcs.

Verkauft an Herrn Isidor sein Porträt als Apollo, 30 Frcs.

Verkauft an Fräulein R . . . ein Paar Hummer und sechs Paar Handschuhe, 36 Frcs. (Erhalten 2 Frcs. 75 c.)

Derselben bei Frau ***, Modistin, einen Kredit von sechs Monaten verschafft. (Preis zu besprechen.)

Frau ***, Modistin, die Kundschaft des Fräulein R . . .

verschafft. (Erhalten dafür drei Meter Samt und sechs Ellen Spitzen.)

Gekauft von Herrn R . . ., Literaten, einen Schuldbrief von 120 Frcs. auf das Journal ***, gegenwärtig in Liquidation, 5 Frcs. plus zwei Pfund mährischen Ta' ks.

Verkauft an Herrn Ferdinand zwei I ebesbriefe, 12 Frcs.

Gekauft von Herrn J . . ., Maler, das Porträt des Herrn Isidor al- Apollo, 6 Frcs.

Gekauft von Herrn *** 75 Kilogramm seines Werkes Von den submarinen Revolutionen, 15 Frcs.

Vermietet an die Frau Gräfin von G . . . ein Meißner Service, 20 Frcs.

Gekauft von Herrn ***, Journalisten, 52 Zeilen aus seinem Courrier de Paris, 100 Frcs. plus eine Kamingarnitur.

Verkauft an die Herren O . . . und Cie. 52 Zeilen im Courrier de Paris des Herrn M***, 300 Frcs. plus eine Kamingarnitur.

Fräulein S . . . G . . . ein Bett und ein Coupé vermietet, auf einen Tag (nichts). (Siehe das Konto der Fräulein S . . . G . ., Hauptbuch, Folios 26 und 27.)

Gekauft von Herrn Gustav C . . . eine Denkschrift über die Leinenindustrie, 50 Frcs. plus eine seltene Ausgabe der Werke des Flavius Josephus.

Verkauft an Fräulein S . . . G . . . ein modernes Mobiliar, 5000 Frcs.

Für dieselbe eine Rechnung beim Apotheker bezahlt, 75 Frcs.

Id. Eine Rechnung bei der Milchfrau bezahlt, 3 Frcs. 85 c.

usw., usw., usw.

Man sieht aus diesen Zitaten, in welchem ungeheuren Maßstab die Operationen des Juden Medicis angelegt waren, und trotz der ein wenig unerlaubten Seiten seines unendlich eklektischen Handels war er noch nie von irgendwem belästigt worden.

Als er mit jener intelligenten Miene, die ihn auszeichnete, bei den Bohemiens eintrat, hatte der Jude erraten, daß er in einem günstigen Moment kam. In der Tat waren die vier Freunde zum Kriegsrat vereinigt; und unter dem Vorsitz eines wilden Appetits erörterten sie die ernste Brot- und Fleisch-Frage. Es war Sonntag! Ende des Monats. Ein verhängnisvoller Tag und ein schlimmes Datum. Medicis'

Eintritt wurde also von einem freudigen Chor begrüßt; denn man wußte, der Jude geizte zu sehr mit seiner Zeit, um sie auf Höflichkeitsbesuche zu verwenden; sein Erscheinen sprach also stets von einem Geschäft, das zu erwägen war. „Guten Abend, meine Herren," sagte der Jude, „wie geht es Ihnen?" „Colline," sagte Rodolphe, der auf seinem Bett lag und in den Annehmlichkeiten der horizontalen Linie erstarrt war, „übe die Pflichten der Gastfreundschaft, biete unserem Gast einen Stuhl an: ein Gast ist heilig. Ich grüße Sie in Abraham." Colline holte einen Sessel, der so elastisch war wie Bronze, und schob ihn dem Juden hin, indem er mit gastlicher Stimme sagte: „Nehmen Sie einen Augenblick an, Sie seien Cinna, und setzen Sie sich auf diesen Sessel."

Medicis ließ sich auf den Sessel sinken, und gerade wollte er sich über seine Härte beklagen, als ihm einfiel, daß er ihn selber einst gegen ein politisches Glaubensbekenntnis für einen Abgeordneten, dem die Gabe der Improvisation versagt war, an Colline verhandelt hatte. Als er sich setzte, erklangen die Taschen des Juden von silbrigem Geräusch, und diese melodiöse Symphonie tauchte die vier Bohemiens in liebliche Träume. „Jetzt laß das Lied erklingen," sagte Rodolphe ganz leise zu Marcel, „die Begleitung scheint recht hübsch zu sein." „Herr Marcel," sagte Medicis, „ich komme ganz einfach, um Ihr Glück zu machen. Das heißt, ich biete Ihnen eine großartige Gelegenheit, sich in der Welt der Künste einzuführen. Die Kunst, sehn Sie, Herr Marcel, ist ein dürrer Weg, und ihre Oase ist der Ruhm." „Vater Medicis," sagte Marcel, der auf den Kohlen der Ungeduld saß, „im Namen der 50 Prozent, Ihrer verehrten Schutzpatrone, seien Sie kurz." „Ja," sagte Colline, „kurz wie der König Pipin, der wie Sie kurz geschnitten war. Denn Sie sind doch wohl beschnitten als Sohn Jakobs!" „Au! au! au!" riefen die Bohemiens und blickten auf den Boden, ob er sich nicht auftun wollte, um den Philosophen zu verschlingen. Aber diesmal wurde Colline noch nicht verschlungen. „Die Sache ist die. Ein reicher Amateur, der eine Galerie zusammenstellt, die durch Europa ziehen soll, hat mich beauftragt, ihm eine Reihe hervorragender Werke zu verschaffen. Ich biete Ihnen an, in dies Museum einzutreten. Mit einem Wort, ich will Ihnen Ihren Zug durchs Rote Meer abkaufen." „Gegen baar?" fragte Marcel. „Gegen baar," antwortete der Jude, indem er

das Orchester seiner Taschen spielen ließ. „Bist du es zufrieden?“ sagte Colline. „Entschieden,“ rief Rodolphe wütend, „man müßte eine Angstbirne haben, um diesem Kerl das Kellerloch seiner Dummheiten zu verstopfen. Räuber, siehst du nicht, daß er von Talern redet? Ist dir denn nichts mehr heilig, Atheist?“ Colline stieg auf ein Möbel und nahm die Pose des Harpokrates ein, des Gottes des Schweigens. „Fahren Sie fort, Medicis,“ sagte Marcel, indem er sein Gemälde zeigte. „Ich will Ihnen die Ehre überlassen, selber den Preis für dies Werk anzusetzen, das sich nicht bezahlen läßt.“ Der Jude legte fünfzig Taler aus schönem, neuem Silber auf den Tisch. „Weiter,“ sagte Marcel, „das ist die Vorhut.“ „Herr Marcel,“ sagte Medicis, „Sie wissen ja, mein erstes Wort ist stets mein letztes. Ich füge nichts hinzu; überlegen Sie sich's: 50 Taler sind 150 Franken. Eine schöne Summe!“ „Eine schwache Summe,“ erwiderte der Künstler; „allein im Gewand meines Pharao steckt für 50 Taler Kobalt. Zahlen Sie mir wenigstens die Arbeit, machen Sie die Rollen gleich, runden Sie die Ziffer ab, und ich will Sie Leo X. nennen, Leo X. bis.“ „Dies ist mein letztes Wort,“ versetzte Medicis, „ich gebe keinen Sou mehr; aber ich lade die ganze Gesellschaft zum Diner ein, verschiedene Weine nach Belieben, und beim Dessert zahle ich in GOLD.“ „Niemand überbietet?“ brüllte Colline und schlug dreimal mit der Faust auf den Tisch. „Zugesprochen.“ „Gut,“ sagte Marcel. „Abgemacht.“ „Ich lasse das Bild morgen holen,“ sagte der Jude. „Auf, meine Herren, es ist gedeckt.“

Die vier Freunde stiegen die Treppe hinab, indem sie den Chor der Hugenotten sangen: Zu Tisch, zu Tisch! Medicis bewirtete die Bohemiens in jeder Hinsicht großartig. Er bot ihnen eine Menge Dinge an, die bislang für sie vollständig unediert geblieben waren. Mit diesem Diner hörte der Hummer auf, für Schaunard ein Mythus zu sein, und von nun an hegte er für diese Amphibie eine Leidenschaft, die bis zum Delirium gehen mußte. Die vier Freunde kamen von diesem glänzenden Fest betrunken wie von einem Winzertag zurück. Die Trunkenheit hätte sogar für Marcel fast unangenehme Folgen gehabt, denn als er um zwei Uhr morgens vor dem Laden seines Schneiders vorbeikam, wollte er seinen Gläubiger durchaus wecken und ihm die 150 Franken, die er erhalten hatte, abschlagsweise zahlen. Ein Schimmer von

Vernunft, der noch in Collines Geist wachte, hielt den Künstler am Rande des Abgrunds zurück.

Acht Tage nach diesem Fest erfuhr Marcel, in welche Galerie sein Bild Aufnahme gefunden hatte. Als er durch den Faubourg Saint-Honoré kam, blieb er in einer Gruppe stehen, die neugierig zusah, wie über einem Laden ein Schild befestigt wurde. Dies Schild war nichts anderes als Marcels Gemälde, das Medicis einem Delikateßwarenhändler verkauft hatte. Nur hatte der Zug durchs Rote Meer wiederum eine Wandlung erfahren und einen neuen Titel erhalten. Man hatte ein Dampfboot hinzugefügt, und er hieß: Im Marseiller Hafen. Eine schmeichelhafte Ovation erhob sich unter den Neugierigen, als man das Bild enthüllte. Marcel aber wandte sich um, entzückt von diesem Triumph, und murmelte: „Des Volkes Stimme ist Gottes Stimme."

XVII. DIE TOILETTE DER GRAZIEN.

Fräulein Mimi, die meist bis spät in den Tag hinein schlief, erwachte eines Morgens mit dem Schlage zehn Uhr und war sehr erstaunt, Rodolphe nicht mehr neben sich, ja, nicht einmal mehr im Zimmer zu finden. Und doch hatte sie ihn abends, ehe sie einschlief, an seinem Schreibtisch sitzen sehen; er hatte die Nacht auf eine hochliterarische Arbeit verwenden wollen, die bei ihm bestellt worden war, und für deren Vollendung die junge Mimi sich besonders interessierte. Der Dichter hatte nämlich seiner Freundin Hoffnung gemacht, er werde ihr von dem Ertrag seiner Arbeit ein bestimmtes Frühjahrskleid kaufen; den Stoff dazu hatte sie eines Tages in den Zwei Affen bemerkt, einem berühmten Modemagazin, vor dessen Auslage Mimis Koketterie gar häufig ihre Andacht verrichtete. Daher kümmerte sie sich auch, seit die fragliche Arbeit begonnen war, mit großer Sorgfalt um ihren Fortgang. Oft trat sie, wenn Rodolphe schrieb, zu seinem Stuhl, neigte ihm den Kopf über die Schulter und fragte ernsthaft: „Nun, kommt mein Kleid gut vorwärts?" „Ein Ärmel ist schon da, sei unbesorgt," antwortete Rodolphe. Und eines Nachts, als Mimi hörte, wie Rodolphe mit den Fingern schnalzte, was meist darauf deutete, daß er mit seiner Arbeit zufrieden war, richtete sie sich plötzlich im Bett empor und

rief, indem sie den braunen Kopf durch die Gardinen steckte: „Ist mein Kleid fertig?“ „Sieh,“ antwortete Rodolphe, indem er ihr vier große Seiten voll enger Zeilen zeigte, „eben habe ich die Taille fertig.“ „Welch Glück!“ rief Mimi, „jetzt bleibt nur noch der Rock; wieviel solcher Seiten braucht man für einen Rock?“ „Das kommt darauf an; aber da du nicht groß bist, werden wir für zehn Seiten zu fünfzig Zeilen zu dreiunddreißig Buchstaben einen ganz anständigen Rock haben können.“ „Ich bin ja allerdings nicht groß,“ sagte Mimi ernsthaft, „aber es darf doch nicht aussehen, als geize man mit dem Stoff: man trägt jetzt die Röcke sehr weit, und ich möchte schöne Falten, damit es rauscht.“ „Gut,“ erwiderte Rodolphe mit gleichem Ernst. „Ich werde zehn Buchstaben mehr auf die Zeile setzen, dann rauscht es.“ Und Mimi schlief ganz glücklich wieder ein.

Da sie so unvorsichtig gewesen war, ihren Freundinnen, den Damen Musette und Euphemia, von dem schönen Kleid zu erzählen, das Rodolphe ihr zu machen beschäftigt war, hatten die beiden jungen Mädchen nicht verfehlt, die Herren Marcel und Schaunard darüber zu unterhalten, wie freigebig ihr Freund gegen seine Geliebte sei; und diese vertraulichen Mitteilungen wurden von unzweideutigen Aufforderungen ergänzt, das von dem Dichter gegebene Beispiel nachzuahmen. „Das heißt,“ fügte Fräulein Musette hinzu, indem sie Marcel am Schnurrbart zupfte, „das heißt, wenn dies noch acht Tage weitergeht, so werde ich dich um einen Pantoffel zum Ausgehen bitten müssen.“ „Man schuldet mir in einem guten Haus elf Franken,“ antwortete Marcel; „wenn ich diese Summe einkassiere, werde ich sie opfern, um dir ein modisches Feigenblatt zu kaufen.“ „Und ich?“ fragte Euphemia Schaunard. „Mein Morgenrock fällt in Fetzen.“ Da zog Schaunard drei Sous aus der Tasche und gab sie seiner Geliebten. „Damit,“ sagte er, „kannst du dir Nadel und Faden kaufen. Flicke dir den Morgenrock, das wird dich bilden und amüsieren, utile cum dulci.“

Nichtsdestoweniger kamen Marcel und Schaunard in einer sehr heimlich abgehaltenen Besprechung mit Rodolphe überein, daß jeder seinerseits sich bemühen solle, der gerechten Koketterie der Damen genug zu tun. „Die armen Kinder,“ hatte Rodolphe gesagt, „ein Nichts putzt sie, aber dies Nichts müssen sie auch erst haben. Seit einiger Zeit gehen die schönen Künste und die Literatur sehr gut. Wir verdienen

fast soviel wie Dienstleute.“ „Freilich, ich kann mich nicht beklagen,“ unterbrach Marcel, „den schönen Künsten geht es wunderbar; man könnte meinen, man lebe unter Leo X.“ „Ja,“ sagte Rodolphe, „Musette hat mir gesagt, du gehst seit acht Tagen jeden Morgen fort und kommst erst abends wieder. Hast du wirklich Arbeit?“ „Mein Lieber, eine großartige Sache, die mir Medicis verschafft hat. Ich male in der Ave-Maria-Kaserne Porträts: achtzehn Grenadiere, die mir für sechs Franken, eins wie das andere, ihr Bild in Auftrag gegeben haben. Ähnlichkeit auf ein Jahr garantiert, wie bei den Uhren. Ich hoffe, das ganze Regiment zu bekommen. Ich hatte auch schon daran gedacht, Musette herauszuputzen, wenn Medicis mich bezahlt hat, denn ich habe mit ihm abgeschlossen, und nicht mit meinen Modellen.“ „Und ich,“ sagte Schaunard nachlässig, „wenn man's auch nicht sieht, ich habe zweihundert Franken, die freilich noch schlafen.“ „Potztausend! so wecke sie auf,“ sagte Rodolphe. „In zwei oder drei Tagen denke ich zu quittieren,“ erwiderte Schaunard. „Wenn ich von der Kasse komme, das verhehle ich euch nicht, so wünsche ich zunächst einigen meiner Leidenschaften freien Lauf zu lassen. Vor allem liegen bei dem Trödler nebenan ein Nankinganzug und ein Jagdhorn, die mir seit langem in die Augen stechen; die werde ich mir sicherlich überreichen.“ „Aber,“ fragten Marcel und Rodolphe zugleich, „woher hoffst du dies große Kapital zu beziehen?“ „Hören Sie, meine Herren,“ sagte Schaunard mit ernster Miene, indem er sich zwischen seine beiden Freunde setzte, „wir dürfen einander nicht verhehlen, daß wir, ehe wir Institutsmitglieder und Steuerzahler werden, noch nicht ganz wenig Roggenbrot zu essen haben; und das tägliche [illegible] schwer zu kneten. Anderseits sind wir nicht a[illegible]ms der Himmel mit Gefühlen geschaffen hat, so hat [illegible]eder von uns eine Jede gewählt, der er anbietet, sein Los zu teilen.“ „Das von einem Hering eingeleitet wird,“ unterbrach Marcel. „Nun ist es,“ fuhr Schaunard fort, „man mag so sparsam sein wie man will, zumal wenn man nichts besitzt, recht schwer, beiseite zu legen, besonders, wenn der Appetit größer ist als der Teller.“ „Worauf willst du hinaus? . . .“ fragte Rodolphe. „Hört weiter,“ erwiderte Schaunard; „in unserer gegenwärtigen Lage täten wir unrecht daran, die Wählerischen zu spielen, wenn sich, selbst außerhalb unserer Kunst, eine Gelegenheit bietet, eine Ziffer

vor die Null zu setzen, die unsere soziale Einlage bildet.“ „Nun,“ sagte Marcel, „wem unter uns kannst du den Vorwurf machen, er spiele den Wählerischen? So groß ich als Maler auch eines Tages sein werde, war ich etwa nicht bereit, meinen Pinsel der malerischen Wiedergabe französischer Krieger zu widmen, die mich mit ihrem Taschenpfennig bezahlen? Mir scheint, ich scheue mich nicht, von der Leiter meiner künftigen Größe herabzusteigen.“ „Und ich,“ fuhr Rodolphe fort, „weißt du nicht, daß ich seit vierzehn Tagen ein didaktisches medico-chirurgico-osanores Gedicht verfasse? Für einen berühmten Zahnarzt, der meiner Inspiration mit fünfzehn Sous für das Dutzend Alexandriner unter die Arme greift? Ein wenig teurer nur als Austern ... Aber ich erröte nicht; ehe ich meine Muse mit gekreuzten Armen stehen lasse, will ich gern den Pariser Wagenführer in Romanzen bringen. Wenn man eine Leier hat ... zum Teufel! so soll man sich ihrer bedienen ... Und dann hat Mimi solchen Durst auf Stiefel.“ „Also,“ erwiderte Schaunard, „werdet Ihr mir nicht grollen, wenn Ihr erfahrt, welcher Quelle der Paktolus entspringt, dessen Übertreten ich erwarte.“

Die Geschichte der zweihundert Franken Schaunards ist folgende. Vor etwa vierzehn Tagen war er zu einem Musikverleger gegangen, der ihm versprochen hatte, ihm unter seinen Kunden Klavierstunden oder Aufträge zum Klavierstimmen zu verschaffen. „Potztausend!“ rief der Verleger, als er ihn eintreten sah, „Sie kommen gelegen; eben hat man mich nach einem Pianisten gefragt. Es ist ein Engländer; ich glaube, man wird Sie gut bezahlen ... Können Sie wirklich etwas?“ Schaunard dachte, eine bescheidene Haltung werde ihm im Geiste seines Verlegers nur schaden. Ein bescheidener Musiker, vor allem ein Pianist, ist in der Tat etwas Seltenes. So antwortete er mit großer Sicherheit: „Ich bin eine erste Kraft; wenn ich nur eine schwache Lunge, langes Haar und einen Frack besäße, so wäre ich schon berühmt wie die Sonne, und statt achthundert Franken von mir zu verlangen, wenn Sie die Partitur meines „Todes des jungen Mädchens“ drucken sollen, kämen Sie und böten mir dreitausend, auf den Knien und in silberner Schüssel. Tatsächlich,“ fuhr der Künstler fort, „da meine zehn Finger zehn Jahre Zwangsarbeit auf den fünf Oktaven hinter sich haben, so schlage ich Elfenbein wie halbe Töne recht angenehm.“

Die Persönlichkeit, zu der man Schaunard schickte, war in der Tat ein Engländer; er hieß Herr Birn'n. Der Musiker wurde zunächst von einem blauen Lakaien empfangen, der ihn einem grünen Lakaien einhändigte; dieser gab ihn an einen schwarzen Lakaien weiter, und der führte ihn in einen Salon, wo er sich einem Insulaner gegenübersah, der in schwermütiger Haltung kauernd dasaß: er sah aus wie Hamlet, als er über unsere Nichtigkeit nachsinnt. Schaunard schickte sich an, das Motiv seiner Anwesenheit darzulegen, als sich durchdringende Schreie hören ließen und ihm das Wort abschnitten. Diesen furchtbaren, ohrenzerreißenden Lärm stieß ein Papagei aus, der auf dem Balkon des unteren Stockwerks auf einer Stange saß. „O! der Bestie! der Bestie! der Bestie!" murmelte der Engländer, indem er in seinem Sessel zusammenzuckte, „er mir wird tot machen." Und im selben Moment begann der Vogel ein Repertoire herzusagen, das weit umfangreicher war als das der gewöhnlichen Papageien; und Schaunard war starr vor Verblüffung, als er das Tier, von einer weiblichen Stimme angereizt, mit der Intonation des Konservatoriums die ersten Verse der Theramenes-Erzählung deklamieren hörte.

Dieser Papagei war der Liebling einer Schauspielerin, deren Boudoir in Mode war. Sie gehörte zu jenen Frauen, die, man weiß nicht weshalb, auf dem Turf der Galanterie mit wahnsinnigen Preisen notiert werden, und deren Name auf den Soupermenus von Edelleuten steht, wo sie als lebendes Dessert figurieren. In unserer Zeit gibt es einem Christen Ansehen, wenn er mit einer dieser Heidinnen gesehen wird, an denen oft nur ihr Geburtsschein antik ist. Wenn sie hübsch sind, so ist das Übel schließlich nicht so groß; man riskiert schlimmstenfalls auf den Strohsack zu kommen, nachdem man sie auf Palisander gesetzt hat. Aber wenn ihre Schönheit unzenweise beim Coiffeur gekauft ist und keinen drei Tropfen Wassers auf einem Lappen Widerstand leistet, wenn ihr Geist in einem Operettencouplet steckt und ihr Talent in der hohlen Hand eines Claqueurs, dann kann man sich schwer erklären, wie sich ausgezeichnete Leute, die mitunter einen Namen, Vernunft und einen modischen Rock besitzen, aus Liebe zum Gewöhnlichen hinreißen lassen, Geschöpfe zur Höhe der banalsten Laune zu erheben, aus denen ih Johann nicht seine Mari machen möchte.

Die fragliche Schauspielerin gehörte zur Zahl dieser Tagesschönheiten. Sie nannte sich Dolores und behauptete, Spanierin zu sein; freilich war sie in jenem Pariser Andalusien geboren, das gemeinhin die Rue Coquenard heißt. Obgleich es von der Rue Coquenard bis zur Rue de Provence nur zehn Minuten sind, hatte sie zu dem Weg sieben oder acht Jahre gebraucht. Ihr Wohlstand hatte mit ihrem persönlichen Verfall begonnen. So erhielt sie an dem Tage, als sie sich ihren ersten falschen Zahn einsetzen ließ, ein Pferd, und zwei Pferde, als sie sich den zweiten einsetzen ließ. Gegenwärtig lebte sie auf großem Fuß, wohnte in einem Louvre, hielt an den Tagen von Longchamps mitten auf der Chaussee und gab Bälle, zu denen ganz Paris kam. „Ganz Paris" heißt bei diesen Damen jene Sammlung müßiger Höflinge alles Lächerlichen und jedes Skandals; das Ganz-Paris, das Landsknecht spielt und mit Paradoxen wirft, die Nichtstuer des Kopfes und Arms, Totschläger ihrer und fremder Zeit; Schriftsteller, die Literaten werden, um die Federn nutzbar zu machen, die die Natur ihnen auf den Rücken gab; die Bravi der Ausschweifung, die falschen Edelleute, die Ritter geheimnisvoller Orden, die ganze Boheme, die gekommen ist, man weiß nicht woher, und die ebendorthin zurückkehrt; alle bekannten und kommentierten Geschöpfe; alle Evastöchter, die einst die mütterliche Frucht in einer Bude verkauften, und die sie jetzt in Boudoirs feilhalten; die ganze verderbte Rasse, vom Windel bis zum Leichentuch, die man in den Premieren sieht, Golkonda auf der Stirn und auf den Schultern den Tibet; die, denen die ersten Veilchen des Frühlings blühen und die erste Liebe der Jünglinge. Diese ganze Welt, die die Chronisten als Tout-Paris bezeichnen, wurde bei Fräulein Dolores empfangen, der Herrin des fraglichen Papageis.

Dieser Vogel, den seine Rednertalente im ganzen Quartier berühmt gemacht hatten, war allmählich zum Schrecken der näheren Nachbarn geworden. Auf dem Balkon machte er seine Stange zur Tribüne, von der herab er vom Morgen bis zum Abend endlose Reden hielt. Da ihm einige Journalisten, die mit seiner Herrin in Verbindung standen, gewisse parlamentarische Formalitäten beigebracht hatten, so hatte der Vogel es in der Zuckerfrage zu erstaunlichem Wissen gebracht. Das Repertoire der Schauspielerin kannte er auswendig, und er deklamierte es so, daß er sie im Fall einer

Unpäßlichkeit hätte ersetzen können. Da sie außerdem in ihren Empfindungen vielsprachig war und aus allen Winkeln der Welt Besuche erhielt, so sprach der Papagei alle Sprachen, und bisweilen gab er sich in jedem Idiom Blasphemien hin, vor denen die Seefahrer, denen Vert-Vert seine fortgeschrittene Erziehung verdankte, errötet wären. Die Gesellschaft dieses Vogels, die zehn Minuten lang lehrreich und angenehm sein konnte, wurde zu einer wahren Folter, wenn sie länger dauerte. Die Nachbarn hatten sich mehrmals beklagt; aber die Schauspielerin hatte sie hochmütig abgewiesen. Zwei oder drei Mieter, ehrbare Familienväter, hatten sogar, entrüstet über die lockeren Sitten, in die die Indiskretionen des Papageien sie einweihten, dem Hauswirt gekündigt, den die Schauspielerin bei seiner schwachen Seite zu fassen verstand.

Der Engländer, zu dem wir Schaunard haben gehen sehen, hatte drei Monate lang Geduld gehabt. Eines Tages verbarg er seine eben ausgebrochene Wut unter großer Staatstoilette, und so wie er zu Windsor zum Handkuß vor die Königin Viktoria getreten war, ließ er sich bei Fräulein Dolores melden. Als sie ihn eintreten sah, glaubte sie zunächst, es sei Hoffmann im Kostüm seines Lord Spleen; und da sie einen Kollegen gut aufnehmen wollte, lud sie ihn zum Frühstück ein. Der Engländer antwortete ernst in einem Französisch, das ihm ein flüchtiger Spanier in fünfundzwanzig Stunden gelehrt hatte: „Ich annehmen Ihre Einladung, bedingungsweise, daß wir tun essen diesen unangenehmen Vogel" — und er zeigte auf den Käfig des Papageien, der bereits den Insulaner gewittert hatte und ihm zum Gruß God save the king anstimmte. Dolores dachte, der Engländer, ihr Nachbar, wolle sich über sie lustig machen, und sie wollte schon ärgerlich werden, als er hinzufügte: „Da ich sehr reich sein, werd ich bezahlen der Tier." Dolores antwortete, sie liebe ihren Vogel, und sie wolle ihn nicht in eines anderen Hand gehen sehen. „O! nicht in die Hand ich ihn wollte nehmen," antwortete der Engländer; „unter der Fuß!" und er zeigte auf die Absätze seiner Stiefel. Dolores zitterte vor Entrüstung und hätte vielleicht die Fassung verloren, als sie am Finger des Engländers einen Ring bemerkte, dessen Diamant etwa zweitausendfünfhundert Franken Rente repräsentierte. Diese Entdeckung wirkte auf ihren Zorn wie eine Dusche. Sie überlegte, es sei vielleicht unvorsichtig, sich mit einem Mann

zu überwerfen, der fünfzigtausend Franken am kleinen Finger trug. „Nun, mein Herr," sagte sie, „da dieser arme Lora Sie ärgert, werde ich ihn nach hinten setzen; so können Sie ihn nicht mehr hören." Der Engländer begnügte sich mit einer Geste der Zufriedenheit. „Freilich," fügte er hinzu, indem er auf seine Stiefel zeigte, „lieber hätte ich ihn . . ." „Seien Sie ohne Sorge," sagte Dolores, „da wo ich ihn hinstellen will, wird er Mylord unmöglich stören können." „O! ich nicht sein Mylord . . . ich sein bloß Esquire." Aber als Herr Birn'n sich gerade zurückziehen wollte, nachdem er sie mit sehr bescheidener Verbeugung gegrüßt hatte, nahm Dolores, die ihre Interessen in keiner Weise vernachlässigte, ein kleines Paket von einem Tischchen und sagte: „Mein Herr, man gibt heute abend im . . . Theater meine Benefizvorstellung, und ich werde in drei Stücken spielen. Würden Sie mir erlauben, Ihnen ein paar Logenbillette anzubieten? Der Preis der Plätze ist nur wenig erhöht." Und sie legte dem Engländer zehn Logenkarten in die Hand. Da ich mich so bereit gezeigt habe, ihm angenehm zu sein, dachte sie im Innern, so kann er mich, wenn er ein wohlerzogener Mann ist, unmöglich abweisen; und wenn er mich in meinem rosa Kostüm spielen sieht, wer weiß! unter Nachbarn! der Diamant, den er am Finger trägt, ist der Vortrab einer Million. Meiner Treu, er ist recht häßlich, er ist recht traurig, aber da habe ich eine Gelegenheit, ohne Seekrankheit nach London zu kommen. Nachdem der Engländer die Billetts entgegengenommen hatte, ließ er sich den Gebrauch, zu dem sie bestimmt waren, nochmals erklären und fragte nach dem Preis. „Die Logen kosten sechzig Franken, es sind zehn . . . Aber es ist nicht eilig," fügte Dolores hinzu, als sie sah, daß der Engländer sich anschickte, seine Brieftasche zu ziehen; „ich hoffe, Sie werden mir als Nachbar von Zeit zu Zeit die Ehre eines kleinen Besuches erweisen." Herr Birn'n antwortete: „Ich nicht lieben zu machen Termingeschäften." Er zog einen Tausendfrankenschein, legte ihn auf den Tisch und steckte die Logenbilletts in die Tasche. „Ich werde Ihnen herausgeben," sagte Dolores und schloß einen kleinen Schrank auf, in dem sie ihr Geld verwahrte. „O! nein," sagte der Engländer, „das war ein Trinkengeld," und er ließ die von diesem Wort verblüffte Dolores allein. „Trinkgeld!" rief sie, als er hinaus war. „Was für ein Lümmel! Ich werde ihm

sein Geld zurückschicken.“ Aber diese Grobheit ihres Nachbarn hatte nur die Epidermis ihrer Eitelkeit gereizt; die Überlegung beruhigte sie; sie sagte sich, zwanzig Louis boni machten schließlich ein hübsches banco, und besser habe sie sich bei Unverschämtheiten noch nie gestanden. „Ach was!“ sagte sie, „man muß nicht so stolz sein. Mich hat niemand gesehen, und heute ist der Tag meiner Wäscherin. Schließlich spricht dieser Engländer die Sprache so schlecht, daß er mir vielleicht hat ein Kompliment machen wollen.“ Und Dolores steckte ihre zwanzig Louisdor lustig in die Tasche.

Aber abends, nach dem Schauspiel, kam sie wütend nach Hause. Herr Birn'n hatte von den Billetten keinen Gebrauch gemacht, und die zehn Logen waren leer geblieben. Die unglückliche Benefiziantin konnte, als sie um halb eins auf die Szene trat, im Gesicht ihrer Kulissenfreundinnen die Freude lesen, die sie empfanden, als sie den Saal so ärmlich besetzt sahen. Sie hörte sogar, wie eine ihr befreundete Schauspielerin zu einer anderen sagte, indem sie auf die Leere der schönen Logen des Theaters zeigte: „Die arme Dolores hat nur eine einzige Proszeniumsloge gemacht.“ „Die Logen sind wenig besetzt.“ „Das Parkett ist leer.“ „Potztausend! wenn man ihren Namen auf dem Zettel liest, so wirkt das im Saal wie eine Luftpumpe.“ „Was für ein Gedanke auch, den Preis der Plätze zu erhöhen!“ „Ein schönes Benefiz. Ich wette, die Einnahme geht in eine Sparbüchse oder in einen Strumpffuß.“ „Ah! da kommt sie in ihrem berühmten Kostüm mit den roten Samtschleifen . . .“ „Sie sieht aus wie eine Krebspyramide.“ „Wieviel hast du bei deinem letzten Benefiz gemacht?“ fragte eine der Schauspielerinnen ihre Gefährtin. „Masse, meine Liebe, und es war ein Premierentag; die Taburetts kosteten einen Louis. Aber ich hab' nur sechs Franken bekommen: meine Modistin hat den Rest genommen. Wenn ich nicht solche Angst vor Frostbeulen hätte, ginge ich nach Sankt Petersburg.“ „Was! du bist noch keine dreißig, und du denkst schon daran, Rußland zu machen?“ „Was willst du!“ sagte die andere; und sie fügte hinzu: „Und du, hast du dein Bene bald?“ „In vierzehn Tagen. Für tausend Taler Billetts sind schon verkauft; meine Offiziere nicht zu zählen.“ „Sieh! das ganze Parkett zieht ab.“ „Dolores singt!“ In der Tat kadenzierte Dolores, purpurn wie ihr Kostüm, ihr Krätzer-

couplet. Als sie es mühsam beendete, fielen ihr zwei Buketts zu Füßen, geworfen von der Hand der beiden befreundeten Schauspielerinnen, die an den Rand ihrer Loge traten und „Bravo, Dolores!“ riefen.

Man kann sich die Wut der Künstlerin vorstellen. Als sie nach Hause kam, öffnete sie, obgleich es mitten in der Nacht war, das Fenster und weckte Lora, der wiederum den im Vertrauen auf das gegebene Wort entschlafenen Herrn Birn'n weckte.

Von diesem Tage an herrschte erklärter Krieg zwischen der Schauspielerin und dem Engländer: Krieg bis aufs Messer, ohne Ruhe und Waffenstillstand, und die Gegner schreckten vor keinen Kosten zurück. Der Papagei hatte, konsequent unterrichtet, sich in das Studium der Sprache Albions vertieft und stieß den ganzen Tag lang in seinem spitzesten Falsett Schmähungen gegen seinen Nachbar aus. Es war in Wahrheit unerträglich. Dolores litt selber darunter, aber sie hoffte von einem Tag auf den anderen, Herr Birn'n werde kündigen. Der Insulaner seinerseits hatte alle möglichen Zauber erfunden, um sich zu rächen. Zunächst hatte er in seinem Salon eine Trommlerschule gegründet, aber der Polizeikommissar hatte sich ins Mittel gelegt. Herr Birn'n hatte dann, immer sinnreicher werdend, einen Pistolenschießstand errichtet; seine Diener durchlöcherten täglich fünfzig Kartons. Wiederum legte sich der Kommissar ins Mittel und ließ ihm einen Artikel des Gemeindekodex zeigen, der den Gebrauch von Feuerwaffen im Hause untersagt. Herr Birn'n stellte das Feuer ein. Aber acht Tage darauf merkte Fräulein Dolores, daß es in ihren Zimmern regnete. Der Hauswirt machte Herrn Birn'n einen Besuch und traf ihn an, als er in seinem Salon Meerbäder nahm. Dieser sehr große Raum war an allen Wänden mit Metallblättern belegt; alle Türen waren verrammelt; und in diesem improvisierten Bassin hatte man in einige hundert Kubikmeter Wasser etwa fünfzig Scheffel Salz geworfen. Es war eine echte Miniatur des Ozeans. Nichts fehlte, nicht einmal die Fische. Man stieg durch eine im Oberteil der Mitteltür angebrachte Öffnung hinein, und Herr Birn'n badete dort alltäglich. Nach einiger Zeit roch man das Meerwasser im Quartier, und Fräulein Dolores hatte im Schlafzimmer einen halben Zoll Wasser. Der Hausbesitzer wurde wütend und drohte Herrn Birn'n mit einer Klage auf

Ersatz des in seinem Hause angerichteten Schadens. „Hab' ich kein das Recht gehabt," fragte der Engländer, „mich zu baden bei mir?" „Nein, mein Herr." „Wenn ich kein das Recht hatte, gut," sagte der Engländer voller Achtung vor dem Gesetz des Landes, in dem er war. „Es ist schade. Ich mir gut amüsierten." Und noch selbigen Abends gab Herr Birn'n Befehl, den Ozean ablaufen zu lassen. Es war Zeit: auf dem Parkett wuchs schon eine Austernbank.

Aber Herr Birn'n hatte nicht auf den Kampf verzichtet, und er suchte nach einem legalen Weg, diesen sonderbaren Krieg fortzuführen, der das Entzücken des ganzen müßigen Paris war; denn das Abenteuer war schon in den Theaterfoyers und an anderen öffentlichen Orten bekannt. Es war für Dolores ein Ehrenpunkt, als Triumphatorin aus dem Kampf hervorzugehen, über dessen Ausgang schon Wetten schwebten.

Da war Herrn Birn'n das Klavier eingefallen. Und es war kein so schlechter Einfall: das unangenehmste der Instrumente war dem Kampf gegen den unangenehmsten der Vögel gewachsen. Sobald ihm also dieser gute Gedanke gekommen war, hatte er sich beeilt, ihn in die Tat umzusetzen. Er hatte ein Piano gemietet und einen Pianisten bestellt. Der Pianist, man entsinnt sich, war unser Freund Schaunard. Der Engländer erzählte ihm vertraulich seine Beschwerden wegen des Papageis der Nachbarin und alles, was er bereits getan hatte, um die Schauspielerin zum Vergleich zu zwingen. „Aber Mylord," sagte Schaunard, „es gibt ein Mittel, Sie von diesem Tier zu befreien: die Petersilie. Alle Chemiker sind sich darin einig, daß diese Küchenpflanze für diese Tiere Blausäure ist; lassen Sie Petersilie auf Ihre Teppiche schneiden und sie dann durchs Fenster über Loras Käfig ausschütteln: er wird so sicher verenden, als wäre er von Papst Alexander VI. zum Diner geladen." „Daran ich schon haben gedacht, aber der Tier wird bewacht," antwortete der Engländer; „das Klavier ist sicherer." Schaunard sah den Engländer an und verstand ihn nicht gleich. „Ich mir haben dies ausgedacht," erwiderte der Engländer. „Die Komödiantin und ihre Tier schliefen bis zwölf. Passen Sie gut auf . . . Ich unternommen hatten, ihr zu stören das Schlaf. Das Gesetz dieses Landes ermächtigen mich zu machen Musik von Morgen bis Abend. Verstehen Sie, was ich erwarte von Ihnen?" „Aber," sagte

Schaunard, „es wäre für die Komödiantin nicht so gar unangenehm, mich den ganzen Tag spielen zu hören, und noch dazu gratis. Ich bin eine erste Kraft, und wenn ich nur eine schwache Lunge hätte . . ." „O! o!" erwiderte der Engländer. „Ich sagen Ihnen auch nicht, ausgezeichnete Musik zu machen, Sie müßten nur so auf Ihr Instrument losschlagen. So," fügte der Engländer hinzu, indem er eine Tonleiter versuchte; „und immer, immer dasselbe, ohne Mitleid, Herr Musiker, immer die Tonleiter. Ich wußten ein wenig den Medizin, das macht verrückt. Sie werden verrückt werden da unten, darauf zähle ich. Auf, meine Herr, machen Sie sich gleich dran; ich werde gut Sie bezahlen." „Also," sagte Schaunard, der all die Details, die man soeben gelesen hat, erzählte, „also das ist der Beruf, den ich seit vierzehn Tagen ausübe. Eine Tonleiter, immer dieselbe, von fünf Uhr morgens bis zum Abend. Es ist nicht gerade hohe Kunst; aber was wollt Ihr, Kinder, der Engländer zahlt mir für mein Gepolter zweihundert Franken im Monat; ich müßte der Henker meines eigenen Leibes sein, um einen solchen Bissen abzuweisen. Ich habe angenommen, und in zwei oder drei Tagen gehe ich an die Kasse, um meinen ersten Monat zu erheben."

Auf Grund dieser gegenseitigen Mitteilungen kamen die drei Freunde untereinander überein, den gemeinsamen Geldzufluß zu benutzen, um ihren Geliebten eine Frühjahrsausstattung zu geben, wie sie die Eitelkeit einer jeden seit so langer Zeit begehrte. Man vereinbarte ferner, derjenige, der sein Geld zuerst erhalte, solle auf die anderen warten, damit die Erwerbungen zu gleicher Zeit geschähen, und die Damen Mimi, Musette und Euphemia gemeinsam das Vergnügen genießen könnten, wie Schaunard sagte, sich zu häuten.

Nun erreichte Rodolphe zwei oder drei Tage nach dieser Besprechung den Anschluß: sein osanores Gedicht war bezahlt, es wog achtzig Franken. Zwei Tage darauf quittierte Marcel bei Medicis den Preis für achtzehn Korporalporträts zu je sechs Franken. Marcel und Rodolphe konnten ihr Vermögen nur mit allergrößter Mühe verbergen. „Mir scheint, ich schwitze Gold," sagte der Dichter. „Genau wie ich," sagte Marcel. „Wenn Schaunard noch lange wartet, kann ich die Rolle des anonymen Krösus unmöglich durchführen."

Aber schon am nächsten Tage sahen die Bohemiens Schaunard, glänzend in einem goldgelben Nankingjackett gewandet,

nach Hause kommen. „Ah! mein Gott," rief Euphemia geblendet, als sie ihren Geliebten so elegant gekleidet sah, „wo hast du den Anzug gefunden?" „In meinen Papieren," antwortete der Musiker, indem er seinen beiden Freunden einen Wink gab, ihm zu folgen. „Ich habe erhoben," sagte er, als sie allein waren. „Hier das Geld," und er zeigte eine Handvoll Goldes. „Also," rief Marcel, „auf! plündern wir die Magazine! Wie glücklich Musette sein wird." „Und wie zufrieden Mimi!" fügte Rodolphe hinzu. „Auf! kommst du, Schaunard?" „Erlaubt, daß ich überlege," antwortete der Musiker. „Wenn wir die Damen mit tausend Launen der Mode bedecken, begehen wir vielleicht eine Torheit. Bedenkt. Wenn sie den Gravüren der Schärpe der Iris gleichen, fürchtet Ihr nicht, solcher Glanz werde auf ihren Charakter beklagenswerten Einfluß üben? Und paßt es für junge Leute wie uns, die Frauen zu behandeln, als seien wir hinfällige und runzlige Mondors? Nicht als zögerte ich, vierzehn oder achtzehn Franken auszugeben, um Euphemia einzukleiden; aber ich zittere; wenn sie einen neuen Hut aufhat, grüßt sie mich vielleicht nicht mehr! Eine Blume in ihrem Haar, und sie ist so hübsch. Was sagst du dazu, Philosoph?" brach Schaunard ab, indem er sich zu Colline wandte, der ein paar Sekunden vorher eingetreten war. „Der Undank ist der Sohn der Wohltat," sagte der Philosoph. „Und anderseits," fuhr Schaunard fort, „wenn eure Geliebten elegant sind, welche Figur gebt da an ihrem Arm ihr ab, in euren zerrissenen Kostümen? Ihr werdet aussehen wie ihre Kammerzofen. Ich sage das nicht für mich," schloß er, indem er sich in seinem Nankinganzug brüstete; „denn Gott sei Dank, ich kann mich jetzt überall sehen lassen." Aber Schaunards Oppositionsgeist zum Trotz wurde von neuem vereinbart, man solle am folgenden Tage zugunsten der Damen alle Bazare der Nachbarschaft plündern.

Und tatsächlich stiegen am nächsten Morgen, um eben die Stunde, um die, wie wir zu Anfang dieses Kapitels gesehen haben, Fräulein Mimi, sehr über Rodolphes Abwesenheit erstaunt, erwachte, der Dichter und seine beiden Freunde die Treppen des Hauses hinauf, begleitet von einem Austräger der Zwei Affen und einer Modistin, die Muster trugen. Schaunard, der das berühmte Horn erstanden hatte, führte den Zug und spielte die Ouvertüre der „Karawane". Musette

und Euphemia stürzten, von Mimi, die im Zwischenstock wohnte, gerufen und benachrichtigt, man bringe ihnen Hüte und Kleider, die Treppen mit der Geschwindigkeit einer Lawine herab. Als sie all den armen Reichtum vor sich ausgebreitet sahen, wären die drei Damen vor Freude fast wahnsinnig geworden. Mimi verfiel einem Anfall ausgelassener Heiterkeit und sprang wie eine Ziege umher, wobei sie eine kleine Baregeschärpe flattern ließ. Musette hatte sich, in jeder Hand je einen kleinen grünen Stiefel, die sie wie Zimbeln gegeneinander schlug, Marcel um den Hals geworfen. Euphemia blickte Schaunard schluchzend an; sie konnte nur sagen: „Ah! mein Alexander! mein Alexander!“ „Keine Gefahr, daß sie die Geschenke des Artaxerxes ablehnt,“ murmelte der Philosoph Colline.

Als der erste Freudensturm vorüber, die Wahl getroffen und die Rechnung quittiert war, verkündete Rodolphe den drei Damen, sie hätten sich so einzurichten, daß sie ihre neuen Toiletten am folgenden Morgen anziehen könnten. „Man geht aufs Land,“ sagte er. „Das ist auch was Rechtes!“ rief Musette, „es wäre nicht das erstemal, daß ich ein Kleid am selben Tage gekauft, zugeschnitten, genäht und angezogen habe. Und dann haben wir die Nacht. Wir werden bereit sein, nicht wahr, meine Damen?“ „Wir werden bereit sein!“ riefen Mimi und Euphemia im Chor. Sofort machten sie sich ans Werk, und sechzehn Stunden lang ließen sie Schere und Nadel nicht aus den Händen.

Am folgenden Morgen war der erste Mai. Vor einigen Tagen hatten die Osterglocken die Auferstehung des Frühlings eingeläutet, und er kam eilig und freudig auf allen Seiten herbei; er kam, wie die deutsche Ballade sagt, leicht wie der junge Bräutigam, der seiner Geliebten den Mai unters Fenster pflanzt. Er malte den Himmel blau, die Bäume grün und alle Dinge in schönen Farben. Er weckte die erstarrte Sonne, die entschlafen auf ihrem Nebelbett lag, den Kopf gestützt auf die dicken Schneewolken, die ihr als Kissen dienten, und er rief ihr zu: „Ah! he! Freundin! es ist Zeit, und ich bin da! Schnell an die Arbeit! Ohne Verzug zieh dein schönes Kleid aus schönen neuen Strahlen an, und zeige dich sofort auf dem Balkon, um meine Ankunft zu verkünden.“

Und die Sonne hatte sich wirklich aufgemacht und ging stolz und hochmütig wie ein Herr vom Hofe spazieren. Die Schwalben, heimgekehrt von ihrer Pilgerfahrt in den Orient,

füllten die Luft mit ihrem Fluge; der Weißdorn bleichte die Büsche; das Veilchen parfümierte das Kraut der Wälder, wo man schon alle Vögel aus ihren Nestern kriechen sah, unter dem Flügel ein Notenheft mit Romanzen. Es war in der Tat der Frühling, der echte Frühling der Dichter und Liebespaare, und nicht der Frühling Matthias Laensbergs, der garstige Frühling mit roter Nase und erfrorenen Fingern, vor dem der Arme an seinem Kamin noch fröstelt, wo die letzte Asche seines letzten Scheits schon längst verlosch. Laue Winde liefen in der durchsichtigen Luft und übergossen die Stadt mit den ersten Düften umgebenden Landes. Die Strahlen der Sonne klopften klar und warm an die Scheiben der Fenster. Dem Kranken sagten sie: „Öffne, wir sind die Gesundheit!“ und in der Mansarde des Mädchens, das über den Spiegel geneigt steht, den ersten und unschuldigen Geliebten der Unschuldigsten, sagten sie: „Mach auf, Schöne, daß wir deine Schönheit beleuchten! Wir sind die Boten des schönen Wetters; du kannst jetzt dein Leinenkleid, den Strohhut und die koketten Schuhe anziehen: die Wäldchen hier, in denen man tanzt, sind gefiedert mit schönen neuen Blüten, und die Geigen erwachen zum Sonntagsball. Guten Tag, du Schöne!“

Als auf der nächsten Kirche die Morgenglocke schlug, standen die drei arbeitsamen Koketten, die kaum Zeit gehabt hatten, ein paar Stunden zu schlafen, vor ihren Spiegeln und warfen den letzten Blick auf ihre neue Toilette. Sie waren alle drei reizend und gleich gekleidet; auf dem Gesicht trugen sie den gleichen Reflex der Zufriedenheit, den die Verwirklichung eines lange gehegten Wunsches gibt. Musette vor allem strahlte in Schönheit. „Nie bin ich so froh gewesen,“ sagte sie zu Marcel; „mir scheint, der liebe Gott hat in diese Stunde alles Glück meines Lebens gelegt, und ich fürchte, es bleibt nichts mehr übrig! Ach was! wenn nichts mehr bleibt, bleibt doch noch etwas. Wir haben das Rezept, um es zu schaffen,“ fügte sie lustig hinzu, indem sie Marcel küßte.

Euphemia hatte einen Kummer. „Ich mag die grünen Bäume und die kleinen Vögel recht gern,“ sagte sie, „aber man trifft auf dem Lande keinen Menschen, und mein hübscher Hut und mein schönes Kleid wird niemand sehen; wenn wir auf dem Boulevard aufs Land gingen?“

Um acht Uhr morgens geriet die ganze Straße über Schaunards Hornfanfaren in Erregung; sie gaben das Signal zum

Aufbruch. Alle Nachbarn traten an die Fenster, um den Zug der Bohemiens zu sehen. Colline, der das Fest mitmachte, ging als letzter und trug die Sonnenschirme der Damen im Arm. Eine Stunde darauf war die ganze lustige Gesellschaft über die Felder von Fontenay-aux-Roses verstreut.

Als sie abends, recht spät, nach Hause kamen, erklärte Colline, der während des Tages das Amt des Schatzmeisters übernommen hatte, man habe zehn Franken auszugeben vergessen, und er legte das Überbleibsel auf den Tisch. „Was wollen wir damit beginnen?“ fragte Marcel.

„Wenn wir Renten dafür kauften?“ sagte Schaunard.

XVIII. FRANCINES MUFF.

I. Unter den echten Bohemiens der echten Boheme habe ich ehedem einen namens Jakob D . . . gekannt; er war Bildhauer und versprach eines Tages großes Talent. Aber das Elend ließ ihm keine Zeit, zu erfüllen, was er versprochen hatte. Er starb im März 1844 vor Erschöpfung im Hospital Saint-Louis, Saal Sainte-Victoire, Bett 14.

Ich lernte Jakob im Hospital kennen, wo auch mich eine lange Krankheit festhielt. Jakob hatte, wie ich schon sagte, das Zeug zu einem großen Talent, und doch bildete er sich nichts darauf ein. Während der zwei Monate, die ich mit ihm verkehrte, und während derer ihn schon der Tod in den Armen wiegte, habe ich keine Klage von ihm gehört; nie überließ er sich jenem Jammern, das den unverstandenen Künstler so lächerlich gemacht hat. Er ist ohne Pose gestorben, mit der furchtbaren Grimasse des Todeskampfes. Dieser Tod erinnert mich sogar an eine der furchtbarsten Szenen, die ich in dieser Karawanserei der menschlichen Schmerzen jemals erlebt habe. Sein Vater, von dem Ereignis unterrichtet, war gekommen, um die Leiche zu beanspruchen, und lange hatte er gehandelt, ehe er die sechsunddreißig Franken zahlte, die die Verwaltung von ihm forderte. Auch um das Kirchenamt hatte er gehandelt, und zwar so hartnäckig, daß man ihm schließlich sechs Franken abließ. In dem Augenblick, als man die Leiche in den Sarg legte, nahm der Krankenpfleger das Hospitalslaken ab und fragte einen der Freunde des Verstorbenen, die anwesend waren, womit das Leichentuch bezahlt werden sollte. Der arme Teufel, der

keinen Groschen besaß, wandte sich an Jakobs Vater. Er geriet in furchtbare Wut und fragte, ob man ihn noch nicht genug geärgert habe.

Die junge Schwester, die dieser monströsen Debatte beiwohnte, warf einen Blick auf den Leichnam, und ihr entschlüpfte ein zärtliches und naives Wort: „O! mein Herr, man kann ihn nicht so begraben: es ist so kalt; geben Sie ihm wenigstens ein Hemd, daß er nicht ganz nackt vor den lieben Gott tritt.“ Der Vater gab dem Freund fünf Franken, um ein Hemd zu kaufen; aber er empfahl ihm, zu einem Trödler der Rue Grange-aux-Belles zu gehen, bei dem er alte Wäsche kaufen könne. „Das ist nicht so teuer,“ fügte er hinzu. Für diese Grausamkeit von Jakobs Vater wurde mir die Erklärung erst später zuteil; er war wütend, weil sein Sohn die Künstlerlaufbahn ergriffen hatte, und sein Zorn fand selbst vor diesem Sarg noch keine Ruhe.

Aber ich habe Fräulein Francine und ihr Muff weit aus den Augen verloren. Ich komme darauf zurück: Fräulein Francine war Jakobs erste und einzige Geliebte gewesen; und doch war er noch nicht alt, als er starb, denn um die Zeit, als sein Vater ihn ganz nackt wollte in die Erde senken lassen, zählte er kaum dreiundzwanzig Jahre. Die Geschichte dieser Liebe hat Jakob selber mir erzählt, als er die Nummer 14 und ich die Nummer 16 des Saals Sainte-Victoire war, eines garstigen Raums zum Sterben.

Ah! halt, mein Leser, ehe ich diesen Bericht beginne, der etwas Schönes wäre, wenn ich ihn so erzählen könnte, wie Jakob ihn mir gegeben hat, laß mich die alte Tonpfeife rauchen, die er mir schenkte, als der Arzt ihm ihren Gebrauch verbot. Freilich, nachts, wenn der Krankenwärter schlief, lieh mein Freund Jakob die Pfeife von mir und bat mich um ein wenig Tabak: man langweilt sich nachts so in diesen großen Sälen, wenn man nicht schlafen kann und Schmerzen hat. „Nur einen Zug, oder zwei,“ sagte er; und ich ließ es geschehen, und die Schwester der Sainte-Genevieve tat auch, als rieche sie den Rauch nicht, wenn sie ihre Runde machte. Ah! fromme Schwester! wie gut du warst und wie schön, wenn du kamst und uns mit Weihwasser besprengtest! Von ferne sah man dich nahen, wie du leise einhergingst unter den düstren Gewölben, gehüllt in deine weißen Tücher, die so schöne Falten warfen, und die Jakob, unser Freund, so sehr

bewunderte. Ah! fromme Schwester! du warst die Beatrice dieser Hölle. So süß war dein Trost, daß man manchmal klagte, um sich von dir trösten zu lassen. Und wenn mein Freund Jakob nicht eines Tages, als Schnee fiel, gestorben wäre, er hätte dir für deine Zelle eine gute kleine Jungfrau gemeißelt, fromme Schwester der Sainte-Genevieve.

Ein Leser: „Nun, und das Muff? Ich sehe noch nichts von dem Muff.“ Zweiter Leser: „Und Fräulein Francine? wo bleibt sie nur?“ Erster Leser: „Sie ist nicht gerade lustig, diese Geschichte.“ Zweiter Leser: „Wir wollen das Ende abwarten.“

Ich bitte Sie um Verzeihung, meine Herren; die Pfeife meines Freundes Jakob ist schuld; sie hat mich in diese Abschweifungen hineingezogen. Aber ich habe keineswegs geschworen, um jeden Preis lachen zu machen. Die Boheme ist nicht alle Tage lustig.

Jakob und Francine waren sich in einem Hause der Rue de la Tour-d'Auvergne begegnet, das sie am ersten April zu gleicher Zeit bezogen hatten. Der Künstler und das junge Mädchen lebten acht Tage nebeneinander hin, ohne jene Nachbarschaftsbeziehungen anzuknüpfen, die fast immer obligatorisch sind, wenn man dasselbe Stockwerk bewohnt; ohne jedoch ein Wort gewechselt zu haben, kannten sie einander schon. Francine wußte, daß ihr Nachbar ein armer Teufel und Künstler war, und Jakob hatte erfahren, seine Nachbarin sei eine kleine Näherin, die ihre Familie verlassen habe, um den Mißhandlungen einer Stiefmutter zu entgehen. Sie tat Wunder der Sparsamkeit, um sich, wie man es ausdrückt, durchzubringen; und da sie den Genuß nie kennen gelernt hatte, sehnte sie sich auch nicht nach ihm. Folgendermaßen kamen sie beide dazu, daß sie [illegible]m gewohnten Gesetz der gemeinsamen Wand erlagen. Eines Abends im April kam Jakob von Ermattung gequält nach Hause; er hatte seit dem Morgen gefastet und war im tiefsten Herzen traurig; es war jene unbestimmte Trauer, die keinen klaren Anlaß hat, und die einen irgendwo, zu irgend einer Stunde überfällt: als eine Art Lähmung des Herzens, der besonders die Unglücklichen unterworfen sind, die einsam leben. Jakob, der in seiner engen Zelle erstickte, öffnete das Fenster, um ein wenig Luft zu schöpfen. Der Abend war schön, und die untergehende Sonne entfaltete ihr melancholisches Zauberspiel über dem

Hügel des Montmartre. Jakob blieb nachdenklich am Fenster stehn und lauschte auf den beflügelten Chor der Frühlingsharmonien, die in der Abendstille sangen; und das vermehrte seine Trauer noch. Als er einen Raben vorbeistreichen sah, der ein Krächzen ausstieß, dachte er an die Zeit, da die Raben Elias, dem frommen Einsiedler, Brot zutrugen, und er mußte sich sagen, heute seien die Raben nicht mehr so barmherzig. Dann schloß er, da er es nicht mehr ertragen konnte, das Fenster, zog die Gardine zu und zündete — um für seine Lampe Öl zu kaufen, hatte er kein Geld — eine Harzkerze an, die er von einer Reise zur Grande-Chartreuse nach Hause mitgebracht hatte. Er wurde immer trauriger und stopfte sich seine Pfeife. „Zum Glück habe ich noch Tabak genug, um die Pistole zu verhüllen," murmelte vor sich hin, als er zu rauchen begann.

Er mußte recht traurig sein, mein Freund Jakob, an diesem Abend, daß er daran dachte, die Pistole zu verhüllen. Das war seine letzte Zuflucht in den großen Krisen, und sie half ihm meist. Das Mittel bestand in folgendem: Jakob rauchte Tabak, auf den er ein paar Tropfen Opium goß, und er rauchte, bis die Wolke, die seiner Pfeife entstieg, dicht genug geworden war, um ihm alles zu verhüllen, was sich in seinem kleinen Zimmer befand, und insbesondere eine Pistole, die an der Wand hing. Dazu bedurfte es einiger zehn Pfeifen. Wenn die Pistole völlig unsichtbar geworden war, wirkten Rauch und Opium vereint fast immer stark genug, um Jakob einzuschläfern, und oft verließ ihn auch seine Trauer an der Schwelle der Träume.

Aber an diesem Abend hatte er nach ein paar Stunden all seinen Tabak verbraucht, die Pistole war ganz verhüllt, und Jakob war immer noch bitter traurig.

Fräulein Francine dagegen war an diesem Abend äußerst lustig, als sie nach Hause kam; und ihre Lustigkeit hatte wie Jakobs Trauer keinerlei Grund: es war eine jener freudigen Stimmungen, die vom Himmel fallen, und die der liebe Gott in gute Herzen wirft. Fräulein Francine also war lustiger Laune und sang, während sie die Treppe hinaufstieg. Als sie aber ihre Tür öffnen wollte, blies ihr ein Windstoß, der durch das offene Fenster des Treppenflurs eindrang, die Kerze aus. „Gott! ist das langweilig!" rief das junge Mädchen aus; „nun

muß ich noch einmal hinunter und wieder sechs Treppen steigen."

Als sie aber durch Jakobs Tür Licht schimmern sah, riet ihr ein Trägheitsinstinkt, verbunden mit einem Gefühl der Neugier, den Künstler um Licht zu bitten. Das ist ein Dienst, den man sich unter Nachbarn täglich leistet, dachte sie, und es ist nicht kompromittierend. Sie klopfte also zweimal an Jakobs Tür, und er öffnete, ein wenig erstaunt über so späten Besuch. Aber kaum hatte sie einen Schritt ins Zimmer getan, so erstickte sie der Rauch, der es füllte, und ehe sie noch ein Wort hatte sprechen können, sank sie ohnmächtig auf einen Stuhl, und Schlüssel und Leuchter fielen zu Boden. Es war um Mitternacht, und jedermann im Hause schlief. Jakob hielt es nicht für geraten, nach Hilfe zu rufen, er fürchtete, seine Nachbarin zu kompromittieren. Er beschränkte sich also darauf, das Fenster zu öffnen und ein wenig Luft hereinzulassen; und als er dem jungen Mädchen ein paar Tropfen Wassers ins Gesicht gespritzt hatte, sah er, wie sie die Augen aufschlug und allmählich wieder zu sich kam. Nach fünf Minuten war Francine wieder völlig bei Bewußtsein, sie erklärte dem Künstler, was sie zu ihm geführt hatte, und entschuldigte sich sehr wegen ihres Unfalls. „Jetzt, wo mir besser ist," fügte sie hinzu, „kann ich in mein Zimmer hinübergehen." Und er hatte ihr schon die Tür geöffnet, als sie merkte, daß sie nicht nur vergaß, ihre Kerze anzuzünden, sondern daß sie nicht einmal den Schlüssel zu ihrem Zimmer hatte. „Ich Leichtsinn!" sagte sie und hielt ihren Leuchter an die Flamme der Kerze, „ich komme her, um mir Licht zu holen, und gehe ohne Licht wieder fort."

Aber der Luftzug, der im Zimmer zwischen dem Fenster und der offenen Tür entstanden war, verlöschte in diesem Augenblick auch die zweite Kerze, und die beiden jungen Leute standen im Dunkeln. „Man könnte glauben, es sei Absicht," sagte Francine. „Verzeihen Sie mir all die Unannehmlichkeiten, die ich Ihnen mache, mein Herr; seien Sie so freundlich und machen Sie Licht, damit ich meinen Schlüssel finde." „Gewiß, Fräulein," erwiderte Jakob, indem er nach Streichhölzern tastete. Er hatte sie bald gefunden. Aber da schoß ihm ein sonderbarer Gedanke durch den Kopf; er steckte sie in die Tasche und rief: „Mein Gott! Fräulein, da erhebt sich eine neue Schwierigkeit. Ich habe kein einziges

Streichholz mehr hier; ich habe das letzte verbraucht, als ich nach Hause kam.“ Ich hoffe, das ist eine famose List! dachte er bei sich. „Mein Gott! mein Gott!“ sagte Francine, „ich kann ja auch ohne Licht in mein Zimmer finden, das Zimmer ist nicht so groß, daß man sich darin verirrte. Aber ich brauche meinen Schlüssel; ich bitte Sie, helfen Sie mir suchen, er muß am Boden liegen.“ „Lassen Sie uns nur suchen, Fräulein,“ sagte Jakob.

Und so suchten sie alle beide im Dunkeln nach dem verlorenen Schlüssel; aber als würden sie von dem gleichen Instinkt geleitet, kam es in der Minute zehnmal vor, daß ihre Hände auf der Suche an dieselbe Stelle tasteten und sich trafen. Und da sie alle beide ungeschickt waren, so fanden sie den Schlüssel nicht. „Der Mond, der hinter den Wolken steht, scheint voll in mein Zimmer,“ sagte Jakob. „Lassen Sie uns warten. Er muß uns bald bei unserer Suche leuchten.“ Und während sie auf den Mondschein warteten, begannen sie zu plaudern. Ein Plaudern in der Finsternis, in einem engen Zimmer, in einer Frühlingsnacht; ein Plaudern, das, erst frivol und bedeutungslos, das Kapitel vertraulicher Geständnisse beginnt — man weiß, wohin das führt ... Die Worte werden allmählich wirr, durchbrochen von Pausen voll sprechenden Schweigens; die Stimme wird leise, die Worte wechseln mit Seufzern ab; die Hände begegnen sich, ergänzen den Gedanken, der aus dem Herzen auf die Lippen steigt, und ... Sucht den Schluß in euren Erinnerungen, ihr jungen Paare. Besinne dich, junger Mann, besinne dich, junge Frau; ihr, die ihr heute Hand in Hand einhergeht, und die ihr euch vor zwei Tagen noch nie gesehen hattet.

Endlich trat der Mond heraus, und sein klarer Glanz ergoß sich ins Zimmer; Fräulein Francine fuhr mit einem kleinen Schrei aus ihrem Träumen auf. „Was haben Sie?“ fragte Jakob, indem er den Arm um ihre Hüften legte. „Nichts,“ murmelte Francine, „ich glaubte ein Klopfen zu hören.“ Und ohne daß Jakob es merkte, schob sie den Schlüssel, den sie gesehen hatte, mit dem Fuß unter einen Schrank. Sie wollte ihn nicht mehr finden.

. . . . . .

Erster Leser: — „Ich werde diese Geschichte sicherlich nicht meiner Tochter in die Hände geben.“ Zweiter Leser: — „Bisher habe ich noch kein Haar von Fräulein

Francines Muff gesehen; und was das junge Mädchen angeht, so weiß ich ebensowenig, wie sie aussieht, ob sie braun ist oder blond."

Geduld, meine Leser. Ich habe euch ein Muff versprochen, und ich werde es euch schließlich geben, wie mein Freund Jakob es seiner armen Freundin Francine gab, nachdem sie seine Geliebte geworden war; wie sie es wurde, das habe ich oben in jener Zeile von Punkten schon erzählt. Francine war blond, blond und lustig; und das trifft nicht häufig zusammen. Bis zu ihrem zwanzigsten Jahre hatte sie noch die Liebe nicht kennen gelernt; aber die unbestimmte Ahnung ihres nahen Endes riet ihr, nicht mehr zu zögern, wenn sie sie kennen lernen wollte. Sie begegnete Jakob und liebte ihn. Ihr Bündnis dauerte nur sechs Monate. Sie hatten sich im Frühjahr gefunden, und sie verließen sich im Herbst. Francine war schwindsüchtig; sie wußte es, und ihr Geliebter Jakob wußte es auch: vierzehn Tage, nachdem er sich mit dem jungen Mädchen verbunden hatte, erfuhr er es von einem Freunde, der Arzt war. Sie werde mit dem Gilben der Blätter hingehen, hatte der gesagt. Francine hatte diese Eröffnung gehört, und sie merkte, wie verzweifelt ihr Freund war. „Was tut es, wenn die Blätter gelb werden," sagte sie, indem sie all ihre Liebe in ein Lächeln legte; „was tut der Herbst! Wir sind im Sommer, und die Blätter sind grün: wir wollen die Zeit ausnutzen, mein Freund ... Wenn du siehst, daß ich bereit bin, aus dem Leben fortzugehen, dann wirst du mich in die Arme nehmen, mich küssen und mir verbieten, davonzugehen. Ich bin gehorsam, weißt du, und ich werde bleiben."

Und dies reizende Geschöpf machte so fünf Monate lang das Elend des Bohemelebens durch und trug auf den Lippen ein Lied und ein Lächeln. Jakob ließ sich täuschen. Oft sagte sein Freund: „Francine geht es schlechter, sie braucht Pflege." Dann lief Jakob durch ganz Paris, um Geld für die vom Arzt verordnete Arznei zu finden; aber Francine wollte nichts davon hören und warf die Arzneien zum Fenster hinaus. Nachts, wenn der Husten sie anfiel, ging sie aus dem Zimmer auf den Treppenflur hinaus, damit Jakob sie nicht hörte.

Eines Tages aber, als sie beide aufs Land gegangen waren, sah Jakob einen Baum, dessen Blätter gilbten. Traurig blickte er auf Francine, die langsam und ein wenig träumerisch ein-

herging. Francine sah Jakob erblassen und erriet den Grund seiner Blässe. „Du bist dumm," sagte sie, indem sie ihn küßte, „wir sind erst im Juli; bis zum Oktober sind noch drei Monate; wenn wir uns Tag und Nacht lieben, wie wir es tun, verdoppeln wir die Zeit, die wir beisammen sind. Und dann, wenn ich mich unter gelben Blättern schlechter fühle, so gehen wir in einen Fichtenwald: da sind die Blätter immer grün."

. . . . . .

Im Oktober war Francine gezwungen, im Bett zu bleiben. Jakobs Freund behandelte sie . . . Das kleine Zimmer, in dem sie wohnten, lag ganz oben im Hause und blickte auf einen Hof; dort stand ein Baum, der mit jedem Tage kahler wurde. Jakob hatte eine Gardine vor das Fenster gezogen, um der Kranken den Baum zu verbergen. Aber Francine verlangte, daß man sie fortnahm. „O mein Freund," sagte sie zu Jakob, „ich werde dir hundertmal mehr Küsse geben, als er Blätter hat." . . . Und sie fügte hinzu: „Übrigens geht es mir viel besser . . . Ich werde bald ausgehen; aber da es kalt ist und ich keine roten Hände haben mag, so brauche ich ein Muff." Während der ganzen Krankheit war dies Muff ihr einziger Traum.

Am Abend vor Allerheiligen wollte sie Jakob, da sie ihn trostloser sah als je, Mut einflößen; und um ihm zu beweisen, daß es ihr besser ging, stand sie auf. Im selben Augenblick kam der Arzt, er ließ sie mit Gewalt ins Bett zurückbringen. „Jakob!" sagte er dem Künstler ins Ohr, „Mut! Es ist aus! Francine wird sterben." Jakob brach in Tränen aus. „Du kannst ihr jetzt alles geben, was sie verlangt," fuhr der Arzt fort, „es ist keine Hoffnung mehr." Francine hörte mit den Augen, was der Arzt zu ihrem Geliebten sagte. „Höre nicht auf ihn," rief sie, indem sie die Arme nach Jakob ausstreckte, „höre nicht auf ihn, er lügt. Wir gehen morgen zusammen aus . . . es ist Allerheiligen; es wird kalt sein, geh, kauf' mir ein Muff . . . Ich bitte dich, ich fürchte mich diesen Winter vor dem Frost."

Jakob wollte mit seinem Freund hinaus, aber Francine hielt den Arzt bei sich zurück. „Geh, hol' mir mein Muff," sagte sie zu Jakob, „nimm ein recht schönes, damit es lange hält." Und als sie allein war, sagte sie zu dem Arzt: „O! mein Herr, ich sterbe, und ich weiß es . . . Aber ehe ich fort muß,

finden Sie mir irgend etwas, was mir auf eine Nacht noch Kraft verleiht; ich bitte Sie, machen Sie mich noch eine Nacht schön, und dann will ich sterben, da der liebe Gott nicht will, daß ich länger lebe.“ Und als der Arzt sie nach Kräften tröstete, trieb ein Windstoß ein gelbes Blatt von dem Baum im Hof ins Zimmer und warf es der Kranken aufs Bett. Francine zog die Gardine zurück und sah den Baum vollkommen kahl. „Es ist das letzte,“ sagte sie und schob sich das Blatt unters Kopfkissen. „Sie werden erst morgen sterben,“ sagte der Arzt, „Sie haben noch eine Nacht vor sich.“ „Ah! welches Glück!“ sagte das junge Mädchen ... „eine Winternacht ... sie wird lang sein.“

Jakob kam nach Hause; er brachte ein Muff. „Es ist hübsch,“ sagte Francine, „ich nehme es zum Ausgehen.“

Sie verbrachte die Nacht mit Jakob.

Am folgenden Tage, Allerheiligen, lag sie vom Morgen bis Mittag in Agonie, und ihr ganzer Körper begann zu zittern. „Mich friert an den Händen,“ murmelte sie; „gib mir mein Muff.“ Und sie tauchte die armen Hände in den Pelz. „Es ist aus,“ sagte der Arzt zu Jakob; „umarme sie.“ Jakob drückte die Lippen auf die der Geliebten. Im letzten Moment wollte man ihr das Muff fortnehmen, aber sie klammerte sich mit den Händen daran. „Nein, nein,“ sagte sie; „laßt es mir: wir sind im Winter, es ist kalt. Ah! mein armer Jakob ... Ah! mein armer Jakob ... was soll aus dir werden? Ah! mein Gott!“ Und am Tage darauf war Jakob allein.

Erster Leser: — „Ich sagte ja, lustig ist diese Geschichte nicht.“

Was willst du, Leser? man kann nicht immer lachen.

II. Es war am Morgen des Allerheiligentages. Francine war eben gestorben.

Zwei Männer wachten am Bett: der eine, der stand, war der Arzt; der andere kniete am Bett, die Lippen auf die Hände der Toten gepreßt, wo er sie mit verzweifeltem Kuß ansiegeln zu wollen schien; es war Jakob, Francines Geliebter. Seit mehr als sechs Stunden verharrte er in schmerzhafter Fühllosigkeit. Eine Drehorgel, die unter dem Fenster vorbeizog, weckte ihn auf. Die Orgel spielte eine Melodie, die Francine morgens beim Erwachen zu singen pflegte.

Eine jener sinnlosen Hoffnungen, die nur aus großer Ver-

[illegible] Sie mir irgend etwas, was mir auf eine Nacht noch [illegible] verleiht; ich bitte Sie, machen Sie mich noch eine [illegible]acht schon, und dann will ich sterben, da der liebe Gott nicht will, daß ich länger lebe." Und als der Arzt sie nach Kräften tröstete, trieb ein Windstoß [illegible] Blatt von dem Baum im Hof ins Zimmer und warf es der Kranken aufs Bett. Francine zog die Gardine zurück und sah den Baum vollkommen kahl. „Es ist das letzte," sagte sie und schob sich das Blatt unters Kopfkissen. „Sie werden erst morgen sterben," [illegible] der Arzt. „Sie haben noch eine Nacht vor [illegible] Glück!" sagte das junge Mädchen . . . [illegible] sie wird lang sein."

Jakob kam nach Hause; er brachte ein Muff. „Es ist [illegible]," sagte Francine, „ich nehme es zum Ausgehen."

Sie verbrachte die Nacht mit Jakob.

Am folgenden Tage, Allerheiligen, lag sie vom Morgen bis Mittag in Agonie, und ihr ganzer Körper begann zu zittern. „Mich friert an den Händen," murmelte sie; „gib mir mein Muff." Und sie tauchte die armen Hände in den Pelz. „Es ist aus," sagte der Arzt zu Jakob; „umarme sie." Jakob drückte die Lippen auf die der Geliebten. Im letzten Moment wollte man ihr das Muff fortnehmen, aber sie klammerte sich mit den Händen daran. „Nein, nein," sagte sie; „laßt es mir: wir sind im Winter, es ist kalt. Ah! mein armer Jakob . . . Ah! mein armer Jakob . . . was soll aus dir werden? [illegible] mein Gott!" Und am Tage darauf war Jakob allein.

[illegible] Leser: — „Ich sagte ja, lustig ist diese Geschichte [illegible]

[illegible] du, Leser? man kann nicht immer lachen.

[illegible] Es [illegible] am Morgen des Allerheiligentages. Francine [illegible]

Zwei Männer [illegible] am Bett: der eine, der stand, war der Arzt; der andere kniete am Bett, die Lippen auf die Hände der Toten gepreßt, wo er sie mit verzweifeltem Kuß ansiegeln zu wollen schi[illegible] Jakob, Francines Geliebter. Seit mehr als sechs Stunden [illegible] er in schmerzhafter Fühllosigkeit. Eine Drehorgel, [illegible] unter dem Fenster vorbeizog, weckte ihn auf. Die Orgel spielte eine Melodie, die Francine morgens beim Erwachen zu singen pflegte.

Eine jener sinnlosen Hoffnungen, die nur aus großer Ver-

Tramani

zweiflung entspringen können, zuckte Jakob durch den Kopf. Er trat um einen Monat in die Vergangenheit zurück, in die Zeit, da Francine noch eine Sterbende war; er vergaß die gegenwärtige Stunde und bildete sich ein, die Verstorbene schlafe nur, und gleich werde sie erwachen, den Mund zu ihrem Morgenlied geöffnet. Aber noch waren die Töne der Orgel nicht verloschen, so war Jakob schon in die Wirklichkeit zurückgekehrt. Francines Mund war den Liedern auf ewig verschlossen, und das Lächeln, das ihr letzter Gedanke heraufgerufen hatte, verlosch auf den Lippen, in denen der Tod sich zu zeigen begann. „Mut, Jakob," sagte der Arzt, der des Bildhauers Freund war. Jakob stand auf und sagte, indem er den Arzt ansah: „Es ist aus, nicht wahr? Es ist keine Hoffnung mehr!" Und ohne auf diesen traurigen Wahnsinn zu antworten, zog der Freund die Gardinen des Betts zusammen; und als er wieder zu dem Bildhauer trat, reichte er ihm die Hand. „Francine ist tot," sagte er ... „darauf mußte man gefaßt sein. Gott weiß, wir haben getan, was wir konnten, um sie zu retten. Sie war ein braves Mädchen, Jakob, und sie hat dich sehr geliebt; mehr und anders als du selber sie geliebt hast; denn ihre Liebe bestand nur aus Liebe, während deine eine Beimischung enthielt. Francine ist tot ... aber noch ist nicht alles zu Ende, jetzt muß man daran denken, die für das Begräbnis nötigen Schritte zu tun. Wir wollen uns zusammen darum kümmern, und während unserer Abwesenheit wollen wir die Nachbarin bitten, hier zu wachen." Jakob ließ sich von seinem Freunde fortziehen. Den ganzen Tag verbrachten sie mit den Wegen vom Bürgermeisteramt zum Sargmagazin und zum Kirchhof. Da Jakob kein Geld hatte, versetzte der Arzt seine Uhr, einen Ring und ein paar Kleidungsstücke, um die Kosten des Begräbnisses zu bestreiten; es wurde auf den folgenden Tag festgesetzt.

Sie kamen spät am Abend nach Hause, und die Nachbarin drängte Jakob, ein wenig zu essen. „Ja," sagte er, „ich möchte schon: mich friert, und ich brauche ein wenig Kraft, denn ich habe die Nacht zu arbeiten." Die Nachbarin und der Arzt verstanden ihn nicht. Jakob setzte sich zu Tisch und aß ein paar Bissen so eilig, daß er fast erstickte. Dann verlangte er zu trinken. Aber als er das Glas zum Munde führte, ließ er es zu Boden fallen. Das Glas, das zerbrochen

war, hatte eine Erinnerung in dem Künstler geweckt, die den auf einen Moment erstarrten Schmerz wieder weckte. An dem Tage, als Francine zum erstenmal zu ihm gekommen war, war das schon leidende junge Mädchen unpäßlich geworden, und Jakob hatte ihr in diesem Glas ein wenig Zuckerwasser zu trinken gegeben. Später, als sie zusammen wohnten, hatten sie es als eine Liebesreliquie angesehen. In den seltenen Momenten des Reichtums hatte der Künstler für seine Freundin eine oder zwei Flaschen von einem stärkenden Wein gekauft, dessen Genuß ihr verordnet war, und aus diesem Glas hatte Francine das Getränk getrunken, aus dem ihre Zärtlichkeit reizende Lustigkeit schöpfte.

Jakob blickte mehr als eine halbe Stunde wortlos auf die zerstreuten Scherben dieses gebrechlichen und teuren Andenkens, und ihm war, als sei auch sein Herz zerbrochen, und als fühle er, wie dessen Scherben ihm die Brust zerrissen. Als er wieder zu sich kam, sammelte er die Glastrümmer und warf sie in ein Schubfach. Dann bat er die Nachbarin, ihm zwei Kerzen zu holen und vom Portier einen Eimer Wasser bringen zu lassen. „Geh nicht fort," sagte er zu dem Arzt, der keineswegs daran dachte, „ich werde dich gleich nötig haben."

Man brachte Wasser und Kerzen; die beiden Freunde blieben allein. „Was willst du tun?" sagte der Arzt, als er sah, wie Jakob, nachdem er Wasser in eine Holzmulde gegossen hatte, mit vollen Händen Gips hineinwarf. „Was ich tun will," sagte der Künstler, „errätst du es nicht? Ich will Francines Kopf formen; und da ich den Mut nicht hätte, wenn ich allein wäre, darfst du nicht gehen."

Dann zog Jakob die Bettgardinen beiseite und nahm das Tuch fort, das man der Toten übers Gesicht geworfen hatte. Seine Hand begann zu zittern, und ein ersticktes Schluchzen stieg ihm auf die Lippen. „Bringe die Kerzen," rief er seinem Freund zu, „komm und halte mir die Mulde." Der eine der Leuchter wurde zu Häupten des Bettes hingestellt, so daß er seine ganze Helle aufs Gesicht der Toten goß; die andere Kerze kam an den Fuß. Mit einem in Olivenöl getauchten Pinsel befeuchtete der Künstler Augenbrauen, Wimpern und das Haar, das er so legte, wie Francine es am häufigsten trug. „So schmerzt es nicht, wenn wir die Maske abnehmen," murmelte Jakob vor sich hin. Nachdem er diese Vorsichts-

maßregeln getroffen und den Kopf der Toten in eine günstige Stellung gebracht hatte, begann Jakob den Gips in Schichten aufzutragen, bis die Form die nötige Dicke hatte. In einer halben Stunde war die Arbeit beendet und vollständig gelungen.

Infolge eines sonderbaren Umstands war in Francines Gesicht eine Wandlung vor sich gegangen. Das Blut, das noch nicht Zeit gehabt hatte, ganz zu erkalten, war, ohne Zweifel von dem heißen Gips erwärmt, in die oberen Körperteile geflossen, und allmählich schlich sich ein Gewölk rosiger Durchsichtigkeit in die matte Weiße von Stirn und Wangen. Die Lider, die sich gehoben hatten, als man die Form abnahm, zeigten das ruhige Blau der Augen, deren Blick ein unbestimmtes Verständnis zu verraten schien, und aus den Lippen, die von beginnendem Lächeln halb offen waren, schien, im letzten Adieu vergessen, jenes letzte Wort zu entschweben, das man nur mit dem Herzen hört.

Wer könnte behaupten, das Verständnis höre genau da auf, wo die Empfindungslosigkeit beginnt. Wer kann sagen, die Leidenschaften erlöschen und sterben mit dem letzten Pulsschlag des Herzens, das sie bewegten? Bleibt nicht die Seele vielleicht zuweilen freiwillig gefangen im Körper, den schon der Sarg umkleidet, und späht aus ihrem Fleischesgefängnis nach Trauer und Tränen aus? Die da gehen, haben soviel Grund zum Mißtrauen gegen die, die bleiben!

In dem Augenblick, als Jakob daran dachte, Francines Züge durch die Mittel der Kunst zu erhalten, wer weiß! hatte vielleicht ein Gedanke von jenseits des Lebens sie aus dem ersten Schlummer der endlosen Ruhe erweckt. Vielleicht war ihr eingefallen, daß der, den sie verlassen hatte, zugleich Liebhaber war und Künstler; daß er eins wie das andere war, weil er eins ohne das andere nicht sein konnte, weil für ihn die Liebe die Seele der Kunst war, und weil, wenn er sie so sehr geliebt hatte, der Grund darin lag, daß sie verstanden hatte, ihm Frau und Geliebte zu sein: Empfindung in einer Form. Und da hatte Francine vielleicht in dem Wunsch, Jakob das menschliche Bild zu lassen, das sich für ihn zur Verkörperung des Ideals gestaltet hatte, obgleich sie tot, obgleich sie schon erkaltet war, noch einmal ihr Gesicht in alle Strahlen der Liebe und alle Anmut der Jugend zu kleiden vermocht: sie erweckte das Kunstwerk vom Tode.

Und vielleicht hatte das arme Mädchen wahr gedacht; denn es gibt unter den echten Künstlern jene merkwürdigen Pygmalions, die umgekehrt wie der alte ihre lebenden Galatheen in Marmor verwandeln zu können wünschen. Vor der Heiterkeit dieses Gesichtes, in dem der Todeskampf keine Spur zurückließ, hätte niemand an die langen Leiden glauben können, die dem Tode als Vorwort dienten. Francine schien nur einen Liebestraum fortzuspinnen; und wer sie so sah, hätte sagen mögen, sie sei vor Schönheit gestorben.

Der Arzt, von Müdigkeit gebrochen, entschlief in einer Ecke. Jakob war von neuem in seine Zweifel verfallen. Sein visionärer Geist glaubte hartnäckig, die, die er so sehr geliebt hatte, werde erwachen; und da leichte Nervenzuckungen, angeregt von der kürzlichen Wirkung des Formens, von Zeit zu Zeit die Reglosigkeit der Leiche brachen, so hielt dies Scheinbild des Lebens Jakob in seiner glücklichen Illusion gefangen, die bis zum Morgen dauerte, bis der Kommissar kam, um den Tod zu konstatieren und die Beerdigungserlaubnis zu erteilen. Wenn es übrigens allen Wahnsinns der Verzweiflung bedurfte, um an dem Tode zu zweifeln, wenn man dies schöne Geschöpf sah, so bedurfte es auch, um an ihn zu glauben, der ganzen Unfehlbarkeit der Wissenschaft.

Während die Nachbarin Francine einhüllte, hatte man Jakob in ein anderes Zimmer gezogen, wo er ein paar seiner Freunde vorfand, die gekommen waren, um der Leiche zu folgen. Die Bohemiens enthielten sich Jakob gegenüber, obgleich sie ihn brüderlich liebten, all jener Tröstungen, die den Schmerz nur reizen. Ohne eins jener Worte auszusprechen, die so schwer zu finden sind und so schmerzlich zu hören, traten sie einer nach dem anderen zu ihrem Freund und drückten ihm schweigend die Hand. „Dieser Tod ist für Jakob ein großes Unglück," sagte einer von ihnen. „Ja," antwortete der Maler Lazarus, ein bizarrer Geist, der früh jede Rebellion der Jugend zu besiegen verstanden hatte, indem er ihr die Unbeugsamkeit des festen Willens auferlegte, und bei dem der Künstler schließlich den Menschen erstickte; „ja, aber ein Unglück, das er eigenwillig in sein Leben gebracht hat. Seit er Francine kennt, ist Jakob recht verändert." „Sie hat ihn glücklich gemacht," sagte ein dritter. „Glücklich?" versetzte Lazarus, „was nennt ihr glücklich! Wie könnt ihr eine Leidenschaft, die den Menschen in den Zustand bringt, den Jakob momentan

durchmacht, Glück nennen? Man zeige ihm ein Meisterwerk: er würde die Augen nicht heben; und um seine Geliebte noch einmal zu sehen, bin ich überzeugt, träte er einen Tizian oder einen Raffael mit Füßen. Meine Geliebte ist unsterblich, und sie wird mich nicht betrügen. Sie wohnt im Louvre und heißt die Gioconda." Als Lazarus seine Theorien über die Kunst und die Empfindung fortführen wollte, kam man und meldete, man breche zur Kirche auf.

Nach ein paar leisen Gebeten zog der Leichenzug auf den Kirchhof ... Und da gerade der Tag des Totenfestes war, füllte eine ungeheure Menge das Todesasyl. Viele Leute wandten sich, um Jakob zu sehen, wie er barhäuptig hinter dem Leichenwagen herging. „Der arme Junge!" sagte einer, „es ist gewiß seine Mutter ..." „Sein Vater," sagte ein anderer. „Es ist seine Schwester," sagte man an einem dritten Ort. Einzig ein Dichter, der dorthin gekommen war, um die Haltung der Trauer bei diesem Erinnerungsfest zu studieren, das man einmal im Jahre unter Novembernebeln feiert, erriet, als er Jakob vorbeiziehen sah, daß er der Leiche seiner Geliebten folgte.

Als man an der bestellten Grube ankam, reihten sich die Bohemiens barhäuptig darum. Jakob trat an den Rand, sein Freund, der Arzt, hielt ihn am Arm. Die Totengräber hatten es eilig und wollten die Sache schnell abmachen. „Reden gibt's nicht," sagte einer von ihnen. „Nun! um so besser. Hopla! Kamerad! also los!" Und der Sarg wurde aus dem Wagen gehoben, mit Tauen umwunden und in die Grube gelassen. Der Gräber zog die Taue wieder heraus, sprang aus dem Loch, ergriff eine Schaufel und begann, unterstützt von einem seiner Kameraden, Erde hinabzuwerfen. Bald war die Grube zugeworfen. Man pflanzte ein kleines Holzkreuz darauf.

Mitten unter seinem Schluchzen vernahm der Arzt von Jakob einen Schrei des Egoismus: „O meine Jugend! dich begräbt man da!"

Jakob gehörte zu einer Gesellschaft, die man die Wassertrinker nannte, und die mit dem Zweck gegründet zu sein schien, den berühmten Bund der Rue des Quatre-Vents nachzuahmen, von dem in dem schönen Roman Ein großer Mann aus der Provinz die Rede ist. Nur war ein großer Unterschied zwischen den Helden des Bundes und den Wasser-

trinkern, die wie alle Nachahmer das System, das sie anwenden wollten, übertrieben. Diesen Unterschied wird man schon der Tatsache entnehmen, daß in dem Buch des Herrn von Balzac die Bundesmitglieder das gesteckte Ziel erreichen und beweisen, daß jedes System gut ist, wenn es Erfolg hat; während der Verein der Wassertrinker sich nach mehreren Jahren des Bestehens auf natürliche Weise durch den Tod all seiner Mitglieder auflöste, ohne daß der Name eines einzigen an ein Werk gefesselt geblieben wäre, das von ihrem Dasein zeugen könnte.

Während seiner Verbindung mit Francine waren Jakobs Beziehungen zu der Gesellschaft der Wassertrinker lockerer geworden. Die Daseinsnot hatte den Künstler gezwungen, gewisse Bedingungen zu verletzen, die die Wassertrinker am Tage, als der Verein gegründet war, unterschrieben und beschworen hatten. Beständig auf den Stelzen eines absurden Hochmuts thronend, hatten diese jungen Leute ein souveränes Prinzip aufgestellt, daß sie nämlich nie die hohen Gipfel der Kunst verlassen sollten, das heißt, daß keiner von ihnen trotz alles tödlichen Elends der Not eine Konzession machen durfte. So hätte der Dichter Melchior nie eingewilligt, das, was er seine Leier nannte, preiszugeben, um einen Handelsprospekt oder ein politisches Glaubensbekenntnis zu schreiben. Das mochte der Dichter Rodolphe tun, ein Taugenichts, der zu allem taugte, und der keinen Taler vor sich sehen konnte, ohne mit irgend etwas danach zu schießen. Der Maler Lazarus, ein hochmütiger Lumpenträger, hätte seine Pinsel nie dazu erniedrigt, einen Schneider mit einem Papagei auf dem Finger zu porträtieren, wie unser Freund Marcel es einmal für jenen berühmten Rock getan hatte, der den Beinamen Methusalem trug, und der von der Hand einer jeden seiner Geliebten mit Flicken bestirnt war. Solange der Bildhauer Jakob mit den Wassertrinkern in Ideengemeinschaft lebte, hatte er die Tyrannei der Gesellschaftsakte ertragen; aber als er Francine kennen lernte, wollte er das arme, schon kranke Kind nicht an die Diät binden, die er während seiner ganzen Einsamkeit hingenommen hatte. Jakob war vor allem eine rechtschaffene und loyale Natur. Er suchte den Vorsitzenden des Vereins auf, den exklusiven Lazarus, und sagte ihm, er werde hinfort jede Arbeit annehmen, die ihm Ertrag bringen könne. „Mein Lieber," antwortete Lazarus, „deine Liebes-

erklärung war deine Demission als Künstler. Wir werden deine Freunde bleiben, wenn du willst, aber Vereinsbrüder bleiben wir nicht. Treibe dein Handwerk ganz nach Belieben; für mich bist du kein Bildhauer mehr, bist du ein Gipsrührer. Freilich wirst du Wein trinken können, aber wir, die wir weiter unser Wasser trinken und Kommißbrot essen, wir bleiben Künstler."

Was Lazarus auch sagen mochte, Jakob blieb Künstler. Aber um Francine bei sich behalten zu können, übernahm er, wenn die Gelegenheit sich bot, einträgliche Arbeiten. So arbeitete er lange in dem Atelier des Dekorateurs Romagnesi. Geschickt in der Ausführung, geistreich in der Erfindung, hätte Jakob, ohne die ernste Kunst aufzugeben, in diesen Genrekompositionen, die zu einem der Hauptelemente des Luxushandels geworden sind, großen Ruf erlangen können. Aber wie alle echten Künstler war er träge und verliebt nach Art der Dichter. Die Jugend war bei ihm spät aber glühend erwacht, und in einer Ahnung seines nahen Endes wollte er sie in Francines Armen ganz ausschöpfen. So kam es oft, daß gute Gelegenheiten zur Arbeit an seine Türe klopften, ohne daß Jakob Antwort geben mochte; denn er hätte sich rühren müssen, und er befand sich zu wohl, wenn er beim Glanz der Augen seiner Freundin träumte.

Als Francine tot war, suchte der Bildhauer seine alten Freunde, die Wassertrinker, wieder auf. Aber Lazarus' Geist herrschte in diesem Kreise, wo jedes der Mitglieder im Egoismus der Kunst versteinert war, vor. Jakob fand nicht, was er suchte. Wenig verstand man seine Verzweiflung, und man wollte sie durch Vernunftgründe beruhigen. Als er so wenig Sympathie begegnete, zog Jakob vor, seinen Schmerz zu verschließen und ihn nicht mehr den Diskussionen auszusetzen! Er brach also mit den Wassertrinkern und ging davon, um allein zu leben.

Fünf oder sechs Tage nach Francines Begräbnis suchte Jakob einen Marmorhändler des Friedhofs Montparnasse auf und bot ihm folgenden Vertrag an: der Marmorschneider sollte für Francines Grab einen Rahmen liefern, den Jakob sich zu zeichnen vorbehielt, und er sollte dem Künstler außerdem einen Block weißen Marmors geben; dafür stellte Jakob sich dem Marmorschneider auf drei Monate zur Verfügung, sei es als Steinmetz, sei es als Bildhauer. Der Marmorhändler

hatte gerade mehrere ungewöhnliche Bestellungen; er besuchte Jakobs Atelier, und in ein paar begonnenen Arbeiten fand er den Beweis, daß der Zufall, der ihm Jakob in die Hand gab, für ihn ein Glück war. Acht Tage darauf hatte Francines Grab seine Fassung; das Holzkreuz in der Mitte war durch ein Steinkreuz ersetzt, das ihren Namen trug.

Zum Glück hatte Jakob es mit einem ehrlichen Mann zu tun, der einsah, daß hundert Kilogramm Gußeisen und drei Quadratfuß Pyrenäenmarmor nicht drei Monate Arbeit bezahlen konnten, während ihm Jakobs Talent mehrere tausend Taler eingebracht hatte. Er bot dem Künstler an, als Teilhaber in sein Geschäft zu treten, aber Jakob lehnte ab. Die geringe Abwechslung in den zu behandelnden Sujets widerstand seiner erfinderischen Natur; übrigens hatte er, was er wünschte: einen großen Marmorblock, aus dem er ein Meisterwerk schlagen wollte, das er für Francines Grab bestimmte.

Zu Beginn des Frühjahrs wurde Jakobs Lage besser: sein Freund, der Arzt, brachte ihn mit einem ausländischen großen Herrn in Verbindung, der sich in Paris niederließ und in einem der schönsten Quartiere ein prachtvolles Haus erbaute. Mehrere berühmte Künstler waren berufen worden, um zum Luxus dieses kleinen Palastes beizutragen. Jakob gab man den Kamin in einem Salon in Auftrag. Mir ist, als sähe ich seinen Karton noch heute; es war eine reizende Erfindung: die ganze Poesie des Winters war in diesem Marmor erzählt, der der Flamme als Rahmen dienen sollte. Da Jakobs Atelier zu klein war, erbat er sich und erhielt zur Ausführung seines Werks ein Zimmer in dem noch unbewohnten Hause. Man streckte ihm sogar eine ziemlich hohe Summe auf den vereinbarten Preis seiner Arbeit vor. Jakob begann, seinem Freund, dem Arzt, das Geld zurückzuzahlen, das dieser ihm geliehen hatte, als Francine starb; dann eilte er auf den Kirchhof, um den Fleck, wo seine Geliebte ruhte, unter einem Blumenfeld zu verbergen.

Aber der Frühling war vor Jakob dort gewesen, und auf dem Grabe des jungen Mädchens wuchsen wirr zwischen dem grünenden Gras schon tausend Blumen. Der Künstler hatte nicht den Mut, sie auszujäten, denn er dachte, diese Blumen enthielten vielleicht etwas von seiner Freundin. Als der Gärtner ihn fragte, was er mit den Rosen und Stiefmütterchen machen solle, die er mitgebracht hatte, befahl Jakob ihm,

sie auf ein neugegrabenes Nachbargrab zu pflanzen, auf das arme Grab eines Armen, das, ohne Einfriedigung, als Wiedererkennungszeichen nur ein Stück in die Erde gesteckten Holzes trug, auf dem ein Blumenkranz aus schwarz gewordenem Papier hing, eine arme Schmerzensgabe eines Armen. Jakob kehrte als ein anderer von dem Kirchhof zurück. Mit einer Neugier voller Freude blickte er auf diese schöne Frühlingssonne, dieselbe, die so oft das Haar Francines vergoldet hatte, wenn sie das Land durcheilte und mit ihren weißen Händen die Wiesen leerpflückte. Ein neuer Schwarm guter Gedanken sang in Jakobs Herzen. Als er vor einem kleinen Kabarett des äußeren Boulevards vorbeikam, fiel ihm ein, daß er, von einem Gewitter überrascht, einst mit Francine in diese Kneipe getreten war, und daß sie dort gegessen hatten. Jakob trat ein und ließ sich am selben Tisch ein Diner servieren. Das Dessert gab man ihm auf einer bunten Untertasse; er erkannte sie und entsann sich, daß Francine eine halbe Stunde an einem Rebus geraten hatte, das darauf stand; und er entsann sich auch eines Liedes, das Francine, von einem roten Landwein, der nicht viel kostet und der mehr Fröhlichkeit enthält als Trauben, aufgeheitert, gesungen hatte. Aber dies Wachstum voll süßer Erinnerungen weckte seine Liebe, ohne seinen Schmerz zu wecken. Wie alle poetischen und träumerischen Geister dem Aberglauben zugänglich, stellte Jakob sich vor, Francine selber habe ihm, als sie ihn eben neben sich hingehen hörte, durch ihr Grab hindurch diesen Windhauch guter Erinnerungen geschickt, und er wollte sie mit keiner Träne befeuchten. Er verließ das Wirtshaus leichten Fußes, gehobenen Hauptes, lebhaften Auges, klopfenden Herzens und fast mit einem Lächeln auf den Lippen; unterwegs murmelte er den Refrain von Francines Lied:

In meinem Quartier schweift die Liebe,
Ich halte die Tür ihr offen.

Dieser Refrain war in Jakobs Munde wiederum eine Erinnerung, aber er war auch schon ein Lied; und vielleicht tat Jakob, ohne es zu ahnen, an diesem Abend den ersten Schritt auf dem Wege des Übergangs, der von der Trauer zur Melancholie und von ihr zum Vergessen führt. Ah! was man auch wolle und tue, das ewige und gerechte Gesetz der Bewegung will es so.

Gleich den Blumen, die, vielleicht dem Körper Francines

entsprungen, auf ihrem Grabe gewachsen waren, blühten Säfte in Jakobs Herzen, wo die Erinnerungen alter Liebe unklare Sehnsucht nach neuer Liebe weckten. Übrigens gehörte Jakob zu jenem Geschlecht von Künstlern und Dichtern, die aus der Leidenschaft ein Werkzeug der Kunst und der Poesie machen, und deren Geist nur tätig ist, solange er von den treibenden Kräften des Herzens in Bewegung gehalten wird. Bei Jakob war die Erfindung wahrhaft eine Tochter der Empfindung, und er legte in die kleinsten Dinge, die er schuf, ein Stück von sich hinein. Er merkte, daß ihm die Erinnerungen nicht genügten, und daß sich sein Herz gleich dem Mühlstein, der sich selber aufreibt, wenn das Korn ihm fehlt, aus Mangel an Erregung abnutzte. Die Arbeit hatte für ihn keinen Reiz mehr; die Erfindung, die ehedem fiebrisch und spontan gewesen war, floß nur noch unter geduldiger Anstrengung; Jakob war unzufrieden und beneidete seine einstigen Freunde, die Wassertrinker, fast um ihr Leben.

Er suchte sich zu zerstreuen, reichte dem Genuß die Hand und schuf sich neue Verbindungen. Er verkehrte mit dem Dichter Rodolphe, den er in einem Café getroffen hatte, und beide faßten große Sympathie füreinander. Jakob hatte ihm von seinen Leiden erzählt; Rodolphe begriff gar bald ihren Ursprung. „Mein Freund," sagte er, „ich kenne das . . ." und indem er ihm an der Stelle des Herzens auf die Brust schlug, fügte er hinzu: „Schnell, schnell, man muß da drinnen das Feuer wieder entzünden; knüpfen Sie ohne Verzug eine kleine Leidenschaft an, dann kommen die Ideen zurück." „Ah!" sagte Jakob, „ich habe Francine zu sehr geliebt." „Das wird Sie nicht hindern, sie ewig zu lieben; Sie werden sie auf den Lippen einer anderen küssen." „O!" sagte Jakob, „wenn ich nur eine Frau finden könnte, die ihr ähnlich wäre! . . ." Und ganz in Träume versunken, verließ er Rodolphe.

. . . . . .

Sechs Wochen darauf hatte Jakob seine ganze Schnellkraft wiedererlangt; sie hatte sich an den sanften Blicken eines hübschen Mädchens namens Marie entzündet, deren krankhafte Schönheit ein wenig an die der armen Francine erinnerte. Nichts in der Tat konnte hübscher sein als diese hübsche Marie, die achtzehn Jahre weniger sechs Wochen alt war, wie sie übrigens nie zu erzählen verfehlte. Ihr Liebesabenteuer mit Jakob war im Garten eines ländlichen Ballokals unterm

Mondschein entstanden, bei den Klängen einer scharfen Violine, eines schwindsüchtigen Kontrabasses und einer Klarinette, die wie eine Amsel pfiff. Jakob war ihr eines Abends begegnet, als er ernst um den für den Tanz reservierten Halbkreis spazieren ging. Als sie ihn starr vorbeigehen sahen, in seinem ewigen, bis zum Hals zugeknöpften schwarzen Rock, sagten die lärmenden Schönen, die das Lokal zu besuchen pflegten, und die den Künstler von Ansehen kannten, untereinander: „Was will denn dieser Leichenträger hier? Ist hier etwa einer zu begraben?"

Und Jakob ging immer allein umher und zerriß sich innerlich das blutende Herz an den Dornen einer Erinnerung, deren Lebhaftigkeit das Orchester nur noch steigerte, als es einen lustigen Kontratanz spielte, der den Ohren des Künstlers traurig klang wie ein De Profundis. Mitten in dieser Träumerei bemerkte er Marie, die ihn aus einem Winkel ansah und über seine düstere Miene lachte wie toll. Jakob hob die Augen und hörte dies Lachen im rosa Hut drei Schritte von sich entfernt. Er näherte sich dem jungen Mädchen und sprach ein paar Worte zu ihr, auf die sie Antwort gab; er bot ihr den Arm, um einen Gang durch den Garten zu machen, und sie nahm an. Er sagte ihr, er finde sie hübsch wie einen Engel; sie ließ es sich zweimal wiederholen; er stahl ihr grüne Äpfel, die an den Bäumen des Gartens hingen, sie biß entzückt hinein und ließ das klingende Lachen vernehmen, das wie ein Ritornell ihrer ständigen Lustigkeit erschien. Jakob dachte an die Bibel und sagte sich, man dürfe nie an einer Frau verzweifeln, und am wenigsten an einer, die die Äpfel liebt. Er machte mit dem Rosahut einen zweiten Gang durch den Garten, und so kehrte er, war er allein zum Ball gekommen, doch nicht allein von ihm zurück.

Aber Jakob hatte Francine noch nicht vergessen: wie Rodolphe ihm geraten hatte, küßte er sie täglich auf Mariens Lippen; und heimlich arbeitete er an der Figur, die er der Toten aufs Grab stellen wollte. Eines Tages, als er Geld erhalten hatte, kaufte er Marie ein Kleid, ein schwarzes Kleid. Das junge Mädchen freute sich sehr: nur fand sie, schwarz sei für den Sommer nicht heiter genug. Aber Jakob sagte ihr, er liebe Schwarz, und sie tue ihm einen Gefallen, wenn sie dies Kleid täglich trage. Marie gehorchte ihm. Eines

Samstags sagte Jakob zu dem jungen Mädchen: „Morgen komm recht früh, wir wollen aufs Land." „Welch Glück!" rief Marie. „Ich habe eine Überraschung für dich, du sollst sehen; morgen scheint die Sonne."

Marie brachte die Nacht in ihrem Zimmer damit zu, ein neues Kleid zu beenden, das sie sich von ihren Ersparnissen gekauft hatte, ein hübsches Rosakleid. Und am Sonntag kam sie, mit ihrem geputzten Kauf bekleidet, in Jakobs Atelier. Der Künstler empfing sie kalt und fast brutal. „Und ich dachte dir eine Freude zu machen, als ich mir selber diese lustige Toilette schenkte!" sagte Marie, die sich Jakobs K[illegible] nicht erklären konnte. „Wir werden nicht aufs Land gehen," antwortete er; „laß mich allein, ich habe zu arbeiten."

Schweren Herzens ging Marie nach Hause. Unterwegs traf sie einen jungen Mann, der Jakobs Geschichte kannte, und der ihr einmal den Hof gemacht hatte. „Sieh da! Fräulein Marie, Sie sind also nicht mehr in Trauer?" sagte er. „In Trauer?" fragte Marie, „um wen?" „Wie! Sie wissen nicht? Es ist doch ganz bekannt: das schwarze Kleid, das Jakob Ihnen geschenkt hat . . ." „Nun?" fragte Marie. „Nun, es war ein Trauerkleid: Jakob ließ Sie um Francine Trauer tragen." Von diesem Tage an sah Jakob Marie nicht wieder.

Der Bruch brachte ihm Unglück. Die schlimmen Tage kehrten wieder: er fand keine Arbeit mehr und versank in das furchtbarste Elend. Schließlich, als er nicht mehr wußte, was aus ihm werden sollte, bat er seinen Freund, den Arzt, ihn in einem Krankenhaus unterzubringen. Der Arzt sah auf den ersten Blick, daß eine solche Aufnahme leicht zu erlangen war. Jakob war, ohne von seinem Zustand das geringste zu ahnen, schon auf dem Wege, sich Francine wieder beizugesellen. Man brachte ihn ins Hospital Saint-Louis.

Da er noch arbeiten und gehen konnte, bat Jakob den Direktor des Krankenhauses, ihm ein kleines Zimmer zu geben, das man nicht benutzte, und dorthin ließ er sich einen Schemel, Modellierhölzer und Tonerde bringen. Während der vierzehn ersten Tage arbeitete er an der für Francines Grab bestimmten Figur. Es war ein großer Engel mit offenen Flügeln. Diese Gestalt, Francines Porträt, wurde nicht ganz fertig, denn Jakob konnte die Treppe nicht mehr steigen, und bald konnte er sein Bett nicht mehr verlassen.

Eines Tages fiel ihm das Verordnungsheft in die Hände,

und als er sah, was für Arzneien man ihm gab, da wußte er, daß er verloren war: er schrieb an seine Familie und ließ die Schwester der Sainte-Geneviève rufen, die ihn mit ihrer barmherzigen Pflege umgab. „Schwester," sagte Jakob, „oben in dem Zimmer, das Sie mir geliehen haben, steht eine kleine Gipsfigur; die Statuette, die einen Engel darstellt, war für ein Grab bestimmt, aber ich habe nicht mehr die Zeit, sie in Marmor auszuführen. Und doch steht ein schöner Block in meinem Atelier, ein Block weißen, rosa geäderten Marmors. Kurz ... liebe Schwester, ich schenke Ihnen meine kleine Statuette für die Kapelle des Klosters."

Jakob starb ein paar Tage darauf. Da die Beerdigung am Tage der Eröffnung des Salons stattfand, so wohnten die Wassertrinker ihr nicht bei. „Die Kunst über alles," hatte Lazarus gesagt. Jakobs Familie war nicht reich, und der Künstler erhielt kein gesondertes Grab. Er wurde irgendwo beerdigt.

XIX. MUSETTES LAUNEN.

Man entsinnt sich vielleicht, wie der Maler Marcel dem Juden Medicis sein berühmtes Gemälde Der Zug durchs Rote Meer verkaufte, das dem Laden eines Delikateßwarenhändlers als Schild dienen sollte. Am Tage nach diesem Verkauf, dem ein glänzendes Souper folgte, das der Jude den Bohemiens in den Kauf gab, erwachten Marcel, Schaunard, Rodolphe und Colline sehr spät am Morgen. Noch befangen in den Dünsten des gestrigen Rausches, entsannen sie sich zunächst nicht dessen, was vorgegangen war; und als auf einer nahen Kirche die Mittagsglocke schlug, sahen sie sich mit melancholischem Lächeln an. „Da schlägt die Glocke der frommen Töne, die die Menschheit ins Refektorium ruft," sagte Marcel. „Wahrhaftig," erwiderte Rodolphe, „es ist die feierliche Stunde, da anständige Leute ins Eßzimmer treten." „Wir müßten doch sehen, daß auch wir anständige Leute werden," murmelte Colline, für den jeder Tag ein Sankt-Appetits-Tag war. „Ah! Milchkannen meiner Amme, ah! vier Mahlzeiten meiner Kindheit, was ist aus euch geworden?" fügte Schaunard hinzu; „was ist aus euch geworden?" wiederholte er mit einer Stimme voll träumerischer und sanfter Melancholie. „Wenn man bedenkt, daß um diese Stunde in Paris

mehr als hunderttausend Koteletts in der Pfanne liegen!“ rief Marcel. „Und ebensoviel Beefsteaks!“ fügte Rodolphe hinzu.

Wie als wolle ein ironischer Gegensatz die vier Freunde necken, riefen, während sie einander das furchtbare Problem des täglichen Frühstücks stellten, die Kellner eines Restaurants, das im Hause war, aus vollem Halse die Bestellungen der Gäste in die Küche hinab. „Werden sie nicht bald still sein, die Briganten da!“ sagte Marcel; „jedes Wort wirkt bei mir wie ein Spatenstich, der mir den Magen ausgraben will.“ „Der Wind kommt von Norden,“ sagte Colline ganz ernst, indem er auf die Wetterfahne zeigte, die sich auf dem Dach eines Nachbars drehte, „wir werden heute nicht frühstücken, die Elemente widersetzen sich.“ „Wieso?“ fragte Marcel. „Ich habe die atmosphärische Beobachtung gemacht,“ fuhr der Philosoph fort, „daß der Nordwind fast immer Abstinenz bedeutet, wogegen Südwind meist Vergnügen und Wohlleben bringt. Das nennt die Philosophie den Fingerzeig von oben.“ Wenn Gustav Colline nüchtern war, so hatte er grausamen Witz.

In diesem Moment zog Schaunard seine Hand, die er in den Abgrund getaucht hatte, der ihm als Tasche diente, mit einem Angstschrei zurück. „Hilfe!“ heulte er, indem er versuchte, die Hand aus den Scheren eines lebendigen Hummers zu befreien; „in meinem Mantel ist jemand!“ Seinem Schrei antwortete ein anderer. Es war Marcel, der die Hand mechanisch in die Tasche gesteckt und dort ein Amerika entdeckt hatte, an das er nicht mehr dachte: die hundertundfünfzig Franken, die ihm der Jude Medicis am Tage zuvor als Zahlung für den Zug durchs Rote Meer gegeben hatte.

Da kehrte den Bohemiens das Gedächtnis zurück. „Grüßt, meine Herr[illegible],“ sagte Marcel, indem er einen Haufen Taler auf dem Tisch ausbreitete, unter denen fünf oder sechs neue Louisdors zitterten. „Man könnte sie für lebendig halten,“ rief Colline. „Eine schöne Stimme!“ sagte Schaunard, indem er die Goldstücke klingen ließ. „Wie hübsch, die Medaillen!“ fügte Rodolphe hinzu; „man könnte sie für Sonnenstücke halten. Wenn ich König wäre, duldete ich kein anderes Geld, und ich ließe sie mit dem Bildnis meiner Geliebten schlagen.“ „Wenn man bedenkt, daß es ein Land gibt, in dem solche Goldstücke so häufig sind wie bei uns die Kiesel!“ sagte Schaunard. „Früher gaben die Amerikaner vier davon für

zwei Sous. Ich hatte einen Verwandten, der nach Amerika ging: er liegt im Bauch der Wilden begraben. Es war recht schade für die Familie." „Ah! aber," fragte Marcel, indem er den Hummer ansah, der im Zimmer herumkroch, „woher kommt dies Tier?" „Ich entsinne mich," sagte Schaunard, „ich habe gestern einen Gang durch Medicis' Küche gemacht; es ist anzunehmen, daß mir dies Reptil, ohne es zu wollen, in die Tasche gefallen ist; diese Tiere haben einen so niedrigen Blick! Aber da ich ihn einmal habe," fügte er hinzu, „so möchte ich ihn behalten. Ich werde ihn zähmen und ihn rot anstreichen; dann sieht er lustiger aus. Ich bin traurig, seit Euphemia fort ist, er wird mir Gesellschaft leisten." „Meine Herren," rief Colline, „sehn Sie, bitte! die Wetterfahne hat sich nach Süden gedreht, wir werden frühstücken." „Ich glaube auch," sagte Marcel und nahm ein Goldstück auf; „dies Stück hier wollen wir kochen, und zwar mit recht viel Sauce."

Langsam und ernst schritt man zur Erörterung des Menüs. Jede Schüssel gab Anlaß zu einer Debatte und wurde nach einfacher Majorität beschlossen. Die von Schaunard vorgeschlagene Omelette soufflée wurde eifrig abgelehnt und ebenso die weißen Weine, gegen die Marcel sich in einer Improvisation erhob, die seine Weinkenntnisse bezeugte. „Die rote Farbe ist die erste Pflicht des Weins," rief der Künstler, „kommt mir nur nicht mit weißen Weinen!" „Jedoch," sagte Schaunard . . . „Champagner?" „Ach was! ein eleganter Zider! ein epileptischer Kerl! Ich gäbe alle Keller von Epernay und Aï für ein Burgunderfaß her. Übrigens haben wir weder Mädchen zu verführen noch Possen zu schreiben. Ich stimme gegen den Champagner."

Als das Programm genehmigt war, stiegen Schaunard und Colline in das benachbarte Restaurant hinunter, um die Mahlzeit zu bestellen. „Wenn wir Feuer machten?" sagte Marcel. „Wahrhaftig," sagte Rodolphe; „strafbar wären wir nicht: das Thermometer fordert uns längst dazu auf; machen wir Feuer. Der Kamin wird sich wundern!" Und er lief auf die Treppe hinaus und rief Colline nach, er solle Holz heraufbringen lassen. Ein paar Minuten darauf kehrten Schaunard und Colline zurück; ihnen folgte ein Kohlenträger, der ein großes Holzbündel trug.

Als Marcel in einer Schublade nach etwas altem Papier zum Anzünden des Feuers suchte, fand er zufällig einen Brief, vor

dessen Handschrift er erzitterte, und den er zu lesen begann, indem er sich vor seinen Freunden versteckte. Es war ein Billett, das Musette ihm einmal mit Bleistift geschrieben hatte, als sie noch bei ihm war; der Brief war auf den Tag genau ein Jahr alt. Er enthielt nur ein paar Zeilen:

„Mein lieber Freund!

Mache dir keine Sorge um mich, ich komme bald nach Hause. Ich gehe ein wenig spazieren, um mich zu wärmen, es friert im Zimmer, und der Kohlenhändler schläft. Ich habe die beiden letzten Stuhlleisten zerbrochen, aber sie brannten nicht lange genug, um ein Ei zu kochen. Obendrein kommt der Wind durch die Scheibe herein, als sei er zu Hause, und er bläst mir einen Haufen schlimmer Ratschläge zu, die dir Kummer machen würden, wenn ich auf sie hörte. Lieber will ich einen Augenblick ausgehn, ich werde mir die Läden des Quartiers ansehen. Man sagt, es gebe Samt zu zehn Franken den Meter. Das ist nicht zu glauben, ich muß es sehen. Ich bin zum Diner wieder da.

Musette."

„Das arme Kind," murmelte Marcel, indem er den Brief in die Tasche steckte ... Und er blieb einen Augenblick nachdenklich stehen, den Kopf in die Hände gestützt.

Um diese Zeit waren die Bohemiens schon lange Witwer, freilich mit Ausnahme Collines, dessen Geliebte stets unsichtbar und anonym geblieben war. Sogar Euphemia, Schaunards liebenswürdige Gefährtin, hatte eine naive Seele gefunden, die ihr ein Herz, ein Mahagonimobiliar und einen Ring aus ihrem Haar, rotem Haar, anbot. Freilich forderte Phemies Geliebter vierzehn Tage, nachdem er es ihr gegeben hatte, Herz und Mobiliar zurück, denn, als er die Hände seiner Geliebten betrachtete, hatte er bemerkt, daß sie einen Haarring trug, aber einen schwarzen; und er wagte sie des Verrats zu verdächtigen. Und doch war Euphemia tugendhaft geblieben; nur hatte sie den Ring, da ihre Freundinnen sie wegen des roten Haars verspotteten, schwarz färben lassen. Darüber war der Herr so glücklich, daß er Euphemia ein seidenes Kleid kaufte; es war ihr erstes. Als sie es einweihte, rief das arme Kind: „Jetzt kann ich sterben."

Musette aber war wieder zu einer fast offiziellen Persönlichkeit geworden, und Marcel hatte sie drei oder vier Monate lang nicht mehr gesehen. Von Mimi hatte Rodolphe nichts

mehr gehört, außer von seinen eigenen Lippen, wenn er allein war. „Ah!“ rief plötzlich Rodolphe, als er Marcel träumend am Kamin kauern sah, „und das Feuer, will es nicht brennen?“ „Doch, doch,“ rief der Maler, indem er das Holz entzündete, das knisternd zu brennen begann.

Während seine Freunde ihren Appetit anreizten, indem sie die Vorbereitungen zur Mahlzeit trafen, hatte Marcel sich von neuem in einen Winkel zurückgezogen und legte den zufällig gefundenen Brief zu einigen Andenken, die Musette ihm gelassen hatte. Plötzlich fiel ihm die Adresse einer Dame ein, die seiner alten Leidenschaft intime Freundin war. „Ah!“ rief er laut genug, daß man ihn hören konnte, „ich weiß, wo ich sie finde.“ „Wen findest?“ fragte Rodolphe. „Was machst du da?“ fügte er hinzu, als er sah, daß der Künstler sich setzte, um zu schreiben. „Nichts, ein eiliger Brief, den ich vergessen hatte. Ich stehe im Augenblick zur Verfügung,“ antwortete Marcel, und er schrieb:

„Mein liebes Kind!

Ich habe Summen im Sekretär, es ist ein Vermögensschlaganfall. Im Hause kocht ein großes Frühstück, feurige Weine sind da, und im Kamin brennt wie bei den Bürgern Holz, meine Liebe. Das muß man sehen, wie du früher sagtest. Komm einen Augenblick zu uns; du triffst Rodolphe, Colline und Schaunard; du sollst uns zum Dessert ein paar Lieder singen. Da wir einmal bei Tische sind, so bleiben wir wahrscheinlich etwa acht Tage sitzen. Hab' also keine Angst, daß du zu spät kommst. Ich habe dich so lange nicht mehr lachen hören! Rodolphe wird dir Madrigale sagen, und wir werden alles mögliche auf unsere verstorbene Liebe trinken, vorbehaltlich ihrer Auferweckung. Unter Leuten wie uns ... ist der letzte Kuß nie der letzte. Ah! wenn es vergangenes Jahr nicht so kalt gewesen wäre, hättest du mich vielleicht nicht verlassen. Du hast mir für ein Bündel Holz die Treue gebrochen, und weil du fürchtetest, rote Hände zu bekommen: du hast recht daran getan, ich grolle dir diesmal so wenig wie die anderen Male; aber komm und wärme dich, solange Feuer da ist.

Ich umarme dich, soviel du willst.

Marcel.“

Als er diesen Brief fertig hatte, schrieb Marcel einen zweiten an Frau Sidonie, Musettes Freundin; und er bat sie, das ein-

gelegte Billett an seine Adresse zu befördern. Dann stieg er zum Portier hinab, um ihm die Briefe zum Austragen anzuvertrauen. Als er ihm die Besorgung im voraus bezahlte, sah der Portier in Marcels Hand ein Goldstück glänzen; und ehe er ausging, um den Gang zu tun, stieg er hinauf und gab dem Hauswirt, dem Marcel noch Miete schuldig war, Bescheid. „Hähr," sagte er ganz atemlos, „der Künssler im sechsten hat Geld! Sie wissen, der Große, der mir ins Gesicht lacht, wenn ich ihm die Quittung bringe." „Ja," sagte der Hauswirt, „der, der die Frechheit besaß, Geld von mir zu borgen, um mir eine Teilzahlung zu leisten. Ich habe ihm gekündigt." „Ja, Herr. Aber heute steckt er voll Gold; ich hab mir eben die Augen verbrannt. Er gibt Feste ... Es ist der rechte Moment ..." „Wahrhaftig," sagte der Hauswirt, „ich gehe gleich selbst zu ihm."

Frau Sidonie, die zu Hause war, als man ihr Marcels Brief brachte, schickte sofort ihre Zofe mit dem zweiten Brief zu Fräulein Musette. Diese bewohnte damals eine reizende Wohnung der Chaussée-d'Antin. Als man ihr Marcels Brief brachte, hatte sie Besuch, und gerade diesen Abend gab sie ein großes, feierliches Diner. „Das ist ja ein Wunder!" rief Musette und lachte wie toll. „Was gibt es denn?" fragte ein schöner junger Mann, der steif wie eine Statuette dastand. „Eine Einladung einem Diner," sagte das junge Mädchen. „Wie sich das trifft!" „Es trifft sich schlecht," sagte der junge Mann. „Weshalb?" rief Musette. „Wie! ... können Sie daran denken, zu diesem Diner zu gehen?" „Das sollte ich meinen ... Richten Sie sich ein, wie Sie wollen." „Aber, meine Liebe, das geht doch nicht ... Sie müssen ein andermal hingehn." „Ah! das ist hübsch! ein andermal! Ein alter Bekannter, Marcel, lädt mich zum Diner ein, und es kommt selten genug vor, daß ich es mir ansehen muß! Ein andermal! aber es ist so ungewöhnlich wie Sonnenfinsternisse, daß es in seinem Hause — ein wirkliches Diner gibt!" „Wie! Sie brechen uns Ihr Wort, um diese Person aufzusuchen?" sagte der junge Mann, „und das sagen Sie mir! ..." „Wem sonst soll ich es sagen? Dem Großmogul? Den geht es nichts an!" „Aber Ihre Offenheit ist etwas sonderbar." „Sie wissen ja, ich tue nichts wie andere," antwortete Musette. „Aber was werden Sie von mir denken, wenn ich Sie fortlasse, während ich weiß, wohin Sie wollen? Bedenken Sie,

Musette, für mich, für Sie ist das recht unschicklich: Sie müssen sich bei diesem jungen Mann entschuldigen . . .“ „Mein lieber Herr Moritz,“ sagte Musette mit sehr fester Stimme, „Sie kannten mich, ehe Sie mich nahmen; Sie wußten, ich stecke voller Launen, und noch nie hat sich eine lebende Seele rühmen können, sie habe mich von einer abgebracht.“ „Fordern Sie von mir, was Sie wollen . . .“ sagte Moritz, „aber das! . . . Es gibt Launen . . . und Launen . . .“ „Moritz, ich gehe zu Marcel: ich gehe sofort,“ fügte sie hinzu, indem sie den Hut aufsetzte. „Sie können mich verlassen, wenn Sie wollen, aber es ist stärker als ich; er ist der beste Junge von der Welt und der einzige, den ich je geliebt habe. Wäre sein Herz aus Gold gewesen, er hätte es schmelzen lassen, um mir Ringe schenken zu können. Der arme Junge!“ sagte sie und zeigte den Brief . . . „sehn Sie, sowie er ein wenig Feuer hat, lädt er mich ein, ich soll kommen und mich wärmen. Ah! wenn er nicht so faul wäre, und wenn es in den Läden nicht soviel Samt und Seidenwaren gegeben hätte!!! Ich war so glücklich bei ihm; er hatte das Talent, mir weh zu tun, und er hat mir den Namen Musette gegeben, meiner Lieder wegen. Wenigstens sind Sie, wenn ich zu ihm gehe, sicher, daß ich zu Ihnen zurückkehre . . . wenn Sie mir nicht die Tür vor der Nase schließen.“ „Sie könnten mir nicht offener sagen, daß Sie mich nicht lieben,“ sagte der junge Mann. „Gehn Sie, mein lieber Moritz! Sie sind zu sehr Mann von Geist, als daß wir uns darüber in eine ernsthafte Erörterung einlassen könnten. Sie besitzen mich, wie man ein schönes Pferd im Stall hat, ich, ich liebe Sie . . . weil ich den Luxus liebe, den Lärm der Feste, alles, was klingt und strahlt; werden wir nicht sentimental, das wäre lächerlich und nutzlos.“ „Wenigstens lassen Sie mich mit Ihnen gehen.“ „Aber Sie werden sich absolut nicht amüsieren!“ rief Musette, „und uns hindern Sie auch, uns zu amüsieren. Bedenken Sie doch, daß er mich natürlich küssen wird, der Junge!“ „Musette,“ sagte Moritz, „haben Sie oft so fügsame Leute gefunden wie mich?“ „Herr Vicomte,“ antwortete Musette, „eines Tages, als ich mit Lord * * * auf den Champs-Elysées spazieren fuhr, begegnete ich Marcel und seinem Freund Rodolphe. Sie gingen zu Fuß; alle beide rauchten ihre Pfeife und waren schlecht angezogen und bespritzt wie Schäferhunde. Ich hatte Marcel drei Monate lang nicht

geschen, und mir war, als springe mein Herz zum Wagenfenster hinaus. Ich ließ halten und plaudierte eine halbe Stunde lang vor den Augen von ganz Paris, das in Equipagen vorbeifuhr, mit Marcel. Marcel bot mir Nanterrekuchen an und schenkte mir ein Veilchenbukett zu einem Sou, das ich in den Gürtel steckte. Als er fort war, wollte Lord *** ihn zurückrufen, um ihn mit uns zum Diner zu laden. Ich habe ihn dafür geküßt. Und das ist mein Charakter, mein lieber Herr Moritz; wenn er Ihnen nicht gefällt, müssen Sie es sagen, und zwar gleich, denn dann nehme ich meine Pantoffeln und meine Nachthaube mit." „Es ist also manchmal gut, wenn man arm ist!" sagte der Vicomte Moritz mit einer Miene voll neidischer Trauer. „O! nein," sagte Musette, „wenn Marcel reich wäre, so hätte ich ihn nie verlassen!" „Also gehn Sie!" sagte der junge Mann, indem er ihr die Hand drückte. „Sie haben Ihr neues Kleid angezogen," fügte er hinzu, „es sitzt Ihnen ausgezeichnet." „Ach ja," sagte Musette, „richtig; ich hatte heute morgen eine Art Ahnung. Marcel ist der erste, der es sieht. Adieu!" sagte sie, „ich will ein wenig geweihtes Brot der Lustigkeit essen."

Musette trug an diesem Tage eine entzückende Toilette, nie hatte ein verführerischerer Einband das Gedicht ihrer Jugend und Schönheit umschlossen. Übrigens besaß Musette instinktiv das Genie der Eleganz. Als sie zur Welt kam, hat sie sicher zuerst mit den Augen nach einem Spiegel gesucht, um sich in ihren Windeln zu putzen; und ehe sie zur Taufe ging, hatte sie schon die Sünde der Koketterie begangen. Zur Zeit, da ihre Stellung noch ganz demütig, als sie noch auf Kleider aus bedrucktem Kattun angewiesen war, auf kleine Flitterhüte und auf Chevreauschuhe, trug sie diese arme und einfache Uniform der Grisetten schon zum Entzücken. Diese hübschen Mädchen, die halb Bienen sind und halb Zikaden, die die ganze Woche unter Singen Arbeit taten, baten Gott nur um ein wenig Sonne für den Sonntag, liebten mit dem Herzen und warfen sich zuweilen zum Fenster hinaus: Ein jetzt verschwundenes Geschlecht – verschwunden dank der gegenwärtigen Generation junger Leute: einer verdorbenen und verderblichen, aber vor allem eitlen, dummen und brutalen Generation. Um des Vergnügens an boshaften Paradoxen willen haben sie diese armen Mädchen verhöhnt, weil ihre Hände die heiligen Narben der Arbeit trugen, und bald

verdienten sie nicht mehr genug, um sich Mandelpasta zu kaufen. Allmählich gelang es diesen Herren, ihnen die eigene Eitelkeit und Dummheit aufzupfropfen, und da verschwand die Grisette. Die Lorette erstand. Ein hybrides Geschlecht impertinenter Geschöpfe von mittelmäßiger Schönheit, halb Fleisch, halb Salben; und ihr Boudoir ist ein Zahlzimmer, in dem sie Stücke von ihrem Herzen feilhalten, wie man Roastbeef-schnitten feilhält. Die meisten dieser Mädchen, die die Lust entehren und die Schmach der modernen Galanterie sind, haben nicht immer die Intelligenz der Tiere, deren Federn sie auf den Hüten tragen. Wenn es ihnen etwa einmal zustößt, daß sie, nicht eine Liebe, nur eine Laune faßt, nur ein gemeines Begehren, so gilt es irgend einem bänkelsängerischen Bürger, den die absurde Menge auf den öffentlichen Bällen umringt und beklatscht, und den die Zeitungen, die Höflinge alles Lächerlichen, in ihren Reklamen feiern. Obgleich sie in dieser Welt zu leben gezwungen war, hatte Musette weder ihre Sitten noch ihr Wesen; sie hatte nicht die habgierige Dienstbarkeit, wie sie bei jenen Geschöpfen gewöhnlich ist, die nur Barème lesen und nur Ziffern schreiben können. Sie war ein intelligentes und geistvolles Mädchen, das einige Tropfen vom Blute Mansus in den Adern hatte, und empöreisch gegen alles Auferlegte, hatte sie nie einer Laune zu widerstehen vermocht noch verstanden, welches auch ihre Folgen sein mochten.

Marcel war wirklich der einzige, den sie geliebt hatte. Wenigstens war er der einzige, für den sie wirklich gelitten hatte, und es hatte der ganzen Hartnäckigkeit der Instinkte bedurft, die sie zu allem zogen, „was glänzt und klingt", damit sie ihn verließ. Sie war zwanzig Jahre alt, und für sie war der Luxus fast eine Frage der Gesundheit. Sie konnte ihn eine Zeitlang entbehren, aber sie konnte nicht ganz auf ihn verzichten. Da sie ihre Unbeständigkeit kannte, hatte sie nie einwilligen wollen, ihrem Herzen das Vorhängeschloß eines Treueschwurs aufzuerlegen. Sie war von vielen jungen Leuten glühend geliebt worden und hatte selber auch an ihnen lebhaften Geschmack gefunden; und stets verfuhr sie ihnen gegenüber mit umsichtiger Ehrlichkeit; die Verpflichtungen, die sie übernahm, waren einfach, offen und ländlich wie die Liebeserklärungen von Molières Bauern. Sie wollen mich, und ich will Sie; topp, und feiern wir Hochzeit. Zehnmal

hätte Musette, wenn sie gewollt hätte, eine stabile Stellung gefunden: das, was man eine Zukunft nennt; aber sie glaubte kaum an die Zukunft und bekannte sich zu Figaros Skeptizismus. „Das Morgen," sagte sie manchmal, „ist eine Einbildung des Kalenders; es ist ein täglicher Vorwand, den die Menschen erfunden haben, um ihre Angelegenheiten nicht heute zu betreiben. Das Morgen bedeutet vielleicht ein Erdbeben. Schön, und das Heute ist festes Land."

Eines Tages schlug ihr ein Ehrenmann, bei dem sie fast sechs Monate geblieben war, und der sich sterblich in sie verliebt hatte, in allem Ernst vor, sie zu heiraten. Musette hatte ihm ins Gesicht gelacht, als er diesen Vorschlag machte. „Ich, meine Freiheit in das Gefängnis eines Ehekontraktes sperren? Nie!" sagte sie. „Aber mein Leben verfließt in der zitternden Angst, Sie zu verlieren." „Sie würden mich noch mehr verlieren, wenn ich Ihre Frau wäre," antwortete Musette. „Reden wir nicht mehr davon. Übrigens bin ich nicht frei," fügte sie hinzu; ohne Zweifel dachte sie an Marcel. So durchlebte sie ihre Jugend, indem ihr Geist in allen vier Winden des Unvorhergesehenen schwebte und viele glücklich machte, fast auch sie selber. Der Vicomte Moritz, bei dem sie augenblicklich war, gewöhnte sich nur mit Mühe an diesen unbezähmbaren Charakter, der vor Freiheit trunken war; und mit von Eifersucht überkleideter Ungeduld erwartete er Musettes Rückkehr, als er sie zu Marcel hatte aufbrechen sehen. „Wird sie bei ihm bleiben?" fragte der junge Mann sich den ganzen Abend; und er bohrte sich dies Fragezeichen in das Herz hinein.

„Der arme Moritz!" sagte Musette ihrerseits, „er findet es ein wenig gewaltsam. Ach was! man muß die Jugend erziehen." Und mit einem plötzlichen Sprung der Gedanken zu anderen Dingen dachte sie an Marcel, zu dem sie ging; und indem sie die Erinnerungen, die der Name ihres alten Anbeters weckte, Revue passieren ließ, fragte sie sich, welches Wunder bei ihm den Tisch gedeckt haben mochte. Sie las unterwegs den Brief, den der Künstler ihr geschrieben hatte, nochmals durch, und sie konnte sich gegen ein wenig Trauer nicht wehren. Aber das dauerte nur einen Augenblick. Musette dachte mit Recht, es sei weniger als jemals Zeit zu verzweifeln, und da sich gerade ein starker Wind erhob, so rief sie: „Es ist sonderbar, wenn ich nicht zu Marcel gehn wollte,

so triebe der Wind mich hin.“ Und schnelleren Schrittes setzte sie ihren Weg fort, lustig wie ein Vogel, der in sein erstes Nest zurückfliegt. Plötzlich aber begann ein reichlicher Schneefall. Musette suchte mit den Augen nach einem Wagen. Sie fand keinen. Da sie gerade in der Straße war, wo ihre Freundin, Frau Sidonie, wohnte, durch die sie Marcels Brief erhalten hatte, so kam ihr der Gedanke, einen Augenblick zu dieser Dame hinaufzugehen und zu warten, bis das Wetter ihr ihren Weg fortzusetzen erlaubte.

Als Musette bei Frau Sidonie eintrat, fand sie zahlreiche Gesellschaft vor. Man spielte einen Landsknecht weiter, der vor drei Tagen begonnen war. „Lassen Sie sich nicht stören,“ sagte Musette, „ich komme nur, und ich gehe wieder.“ „Du hast Marcels Brief erhalten?“ flüsterte Frau Sidonie ihr ins Ohr. „Ja,“ antwortete Musette, „danke; ich gehe zu ihm; er lädt mich zum Diner ein. Willst du mitkommen? Du wirst dich gut amüsieren.“ „O! nein, ich kann nicht,“ sagte Sidonie und zeigte auf den Spieltisch; „und ich?“ „Es sind sechs Louis da,“ sagte der Bankier, der die Karten hielt, laut. „Ich setze zwei!“ rief Frau Sidonie. „Ich bin nicht stolz, ich halte auf zwei,“ antwortete der Bankier, der schon mehrere Male gepaßt hatte. „König und Aß. Ich bin hin,“ fuhr er fort, indem er die Karten auf den Tisch warf, „alle Könige sind tot.“ „Bitte, keine Politik!“ sagte ein Journalist. „Und das Aß ist der Feind meiner Familie,“ schloß der Bankier, der noch einen König wendete. „Es lebe der König!“ rief er. „Mein Liebchen, Sidonia, schicken Sie mir zwei Louis.“ „Schreib sie dir ins Gedächtnis,“ sagte Sidonie, wütend, weil sie verloren hatte. „Das macht fünfhundert Franken, die Sie mir schulden, Kleine,“ sagte der Bankier. „Sie werden bis tausend kommen. Ich reiche die Hand.“ Sidonie und Musette plauderten leise. Die Partie lief weiter.

Ungefähr um dieselbe Stunde setzte man sich bei den Bohemiens zu Tisch. Während der ganzen Mahlzeit schien Marcel unruhig zu sein. So oft man auf der Treppe das Geräusch von Schritten hörte, sah man ihn zittern. „Was hast du?“ fragte Rodolphe; „man könnte meinen, du erwartest jemanden. Sind wir nicht vollzählig?“ Aber an einem Blick, den der Künstler ihm zuwarf, erkannte der Dichter, welches seines Freundes Sorge war. „Freilich,“ dachte er bei sich, „vollzählig sind wir nicht.“ Der Blick Marcels bedeutete

Musette; Rodolphes Blick sagte Mimi. „Die Frauen fehlen," sagte Schaunard plötzlich. „Potztausend!" heulte Colline, „willst du mit deinen leichtfertigen Gedanken schweigen! Es ist vereinbart, daß man nicht von Liebe reden soll, sonst werden die Saucen sauer." Und die Freunde begannen aus volleren Gläsern zu trinken, während draußen immer noch Schnee fiel und im Kamin das Holz hell flackerte und Funkenregen warf.

Als Rodolphe gerade laut das Couplet eines Liedes vor sich hinträllerte, das er in seinem Glase gefunden hatte, klopfte es mehrmals an die Tür. Bei diesem Geräusch sprang Marcel, schon erstarrt in einem Beginn von Trunkenheit, einem Taucher gleich, der mit dem Fuß auf den Grund stößt und an die Oberfläche steigt, jäh vom Stuhl auf und lief an die Tür: Musette war es nicht! — Ein Herr erschien auf der Schwelle. In der Hand hielt er ein kleines Papier. Sein Äußeres war angenehm, aber sein Schlafrock war schlecht gearbeitet. „Ich finde Sie in guter Verfassung," sagte er, als er den Tisch sah, auf dessen Mitte der Leichnam einer kolossalen Hammelkeule prangte. „Der Hauswirt!" sagte Rodolphe; „man erweise ihm die Ehren, die ihm gebühren." Und er begann mit Messer und Gabel auf dem Teller die Trommel zu schlagen. Colline bot ihm seinen Stuhl, und Marcel rief: „Auf, Schaunard, dem Herrn ein reines Glas. Sie kommen sehr gelegen," sagte der Künstler zum Hauswirt. „Wir wollten gerade einen Toast auf den Besitz ausbringen. Mein Freund da, Herr Colline, sagte recht rührende Sachen. Da Sie gekommen sind, wird er Ihnen zu Ehren noch einmal von vorn anfangen. Fang doch noch einmal von vorn an, Colline." „Verzeihung, meine Herren," sagte der Hauswirt, „ich möchte Sie nicht stören." Und er entfaltete das Papier, das er in der Hand hielt. „Was ist das für eine Drucksache?" fragte Marcel. Der Hauswirt, der den inquisitorischen Blick durchs Zimmer schweifen ließ, sah das Gold und das Silber, das auf dem Kamin liegen geblieben war. „Es ist die Quittung," sagte er rasch, „ich habe schon einmal die Ehre gehabt, sie Ihnen präsentieren zu lassen." „In der Tat," sagte Marcel, „mein treues Gedächtnis erinnert mich genau an diese Einzelheit; es war an einem Freitag, am 8. Oktober, viertel nach zwölf; also gut." „Sie ist mit meiner Unterschrift versehen," sagte der Hauswirt; „und wenn es Ihnen nicht unbequem ist . . ." „Mein Herr," sagte Marcel,

„ich wollte Sie schon aufsuchen. Ich habe des längeren mit Ihnen zu plaudern." „Ganz zu Befehl." „Tun Sie mir doch den Gefallen und erfrischen Sie sich," fuhr Marcel fort, indem er ihn ein Glas Wein zu trinken nötigte. „Mein Herr," fuhr der Künstler fort, „Sie hatten mir letzthin ein kleines Papier geschickt . . . ein Papier mit dem Bild einer Dame, die eine Wage hält. Die Botschaft war Godard unterzeichnet." „Das ist mein Gerichtsvollzieher," sagte der Hauswirt. „Er hat eine garstige Handschrift," sagte Marcel. „Mein Freund, der alle Sprachen kennt," fuhr er fort, indem er auf Colline zeigte, „mein Freund hat mir diese Depesche, deren Porto fünf Franken beträgt, zwar freundlichst vorübersetzt . . ." „Es war eine Kündigung," sagte der Hauswirt, „eine Vorsichtsmaßregel . . . es ist so Sitte." „Eine Kündigung, ja, ja," sagte Marcel. „Ich wollte Sie aufsuchen, um über diese Akte, die ich in eine Pachturkunde verwandeln möchte, eine Konferenz mit Ihnen abzuhalten. Dies Haus gefällt mir, die Treppe ist sauber, die Straße sehr lustig . . . Und dann fesseln mich Familiengründe, tausend Dinge an diese Mauern." „Aber," sagte der Hauswirt, indem er die Quittung von neuem entfaltete, „noch ist die letzte Miete zu entrichten." „Wir werden sie entrichten, mein Herr, das war auch schon mein heimlicher Gedanke." Unterdessen ließ der Hauswirt den Kamin, auf dem das Geld lag, nicht aus den Augen, und die anziehende Starrheit seiner gierigen Blicke war so groß, daß die Münzen sich zu rühren und auf ihn zuzurücken schienen. „Ich bin glücklich, daß ich in einem Moment komme, wo wir, ohne daß es Ihnen unbequem ist, diese kleine Rechnung ordnen können," sagte er, indem er Marcel die Quittung hinhielt, der, ohnmächtig, den Angriff zu parieren, nochmals abbrach und mit seinem Gläubiger die Szene Don Juans und des Herrn Sonntag von neuem begann. „Ich glaube, Sie haben in der Provinz Besitzungen?" fragte er. „O!" antwortete der Hauswirt, „sehr wenige; ein kleines Haus in Burgund, ein Pachthof, Kleinigkeiten, schlechter Ertrag . . . die Pächter zahlen nicht . . . Und so," fügte er hinzu, indem er immer noch die Quittung hinhielt, „kommt mir diese kleine Einnahme wundervoll gelegen . . . Es sind sechzig Franken, wie Sie wissen." „Sechzig, ja," sagte Marcel, indem er zum Kamin trat und drei Goldstücke ergriff. „Wir sagen sechzig," und er legte die drei Louisdors in einiger Entfernung

von dem Hauswirt auf den Tisch. „Endlich!“ murmelte dieser; sein Gesicht klärte sich plötzlich auf, und er legte die Quittung gleichfalls auf den Tisch. Schaunard, Colline und Rodolphe sahen die Szene besorgt mit an. „Bei Gott, mein Herr!“ sagte Marcel, „da Sie Burgunder sind, werden Sie sich nicht weigern, ein Wörtchen mit Ihrem Landsmann zu reden.“ Und er ließ den Pfropfen einer Flasche alten Macons springen und schenkte dem Hauswirt ein volles Glas ein. „Ah! ausgezeichnet,“ sagte dieser ... „Ich habe nie besseren getrunken.“ „Ich habe da unten einen Onkel, der mir von Zeit zu Zeit ein paar Körbe voll schickt.“ Der Hauswirt war aufgestanden und streckte die Hand nach dem Geld aus, das vor ihm lag, als Marcel ihn von neuem unterbrach. „Sie werden sich nicht weigern, mir noch einmal Bescheid zu tun,“ sagte er, schenkte nochmals ein und zwang den Gläubiger, mit ihm und den drei anderen Bohemiens anzustoßen. Der Hauswirt wagte nicht abzulehnen. Er trank von neuem, stellte sein Glas hin und schickte sich wiederum an, das Geld zu nehmen, als Marcel ausrief: „Wahrhaftig, mein Herr, mir kommt ein Gedanke. Ich finde, ich bin momentan ein wenig zu reich. Mein Onkel aus Burgund hat mir einen Zuschuß zu meinem Wechsel geschickt. Ich fürchte, ich würde das Geld verschwenden. Sie wissen, Jugend ist ohne Tugend ... Wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, zahle ich Ihnen ein Vierteljahr im voraus.“ Und er nahm sechzig Franken in Talerstücken und legte sie zu den Louisdors auf den Tisch. „Dann werde ich Ihnen eine Quittung über das kommende Quartal ausstellen,“ sagte der Hauswirt. „Ich habe stets Blankoquittungen in der Tasche,“ fügte er hinzu und zog sein Portefeuille. „Ich werde sie ausfüllen und vorausdatieren ...“ Aber er ist reizend, dieser Mieter, dachte er leise, indem er die hundertzwanzig Franken mit den Augen streichelte. Dieser Vorschlag verblüffte die drei Bohemiens, die Marcels Diplomatie nicht mehr verstanden. „Aber der Kamin hier raucht, das ist sehr lästig,“ warf Marcel beiläufig hin. „Weshalb haben Sie mir das nicht längst gesagt? Ich hätte den Schornsteinfeger geschickt,“ rief der Hauswirt, der nicht hinter seinem Mieter zurückbleiben wollte. „Morgen lasse ich die Arbeiter kommen.“ Und als er die zweite Quittung ausgefüllt hatte, legte er sie zu der ersten und schob Marcel alle beide hin; von neuem streckte er die Hand nach dem Geld-

häufchen aus. „Sie glauben nicht, wie gelegen diese Summe kommt," sagte er. „Ich habe Rechnungen für Reparaturen in meinem Hause zu bezahlen . . . und ich war sehr in Verlegenheit." „Ich bedaure, daß ich Sie ein wenig habe warten lassen," sagte Marcel. „O! ich war nicht besorgt . . . Meine Herren . . . Ich habe die Ehre . . ." Und seine Hand streckte sich nochmals aus . . . „O! o! erlauben Sie," sagte Marcel, „wir sind noch nicht fertig. Sie kennen das Sprichwort: Wenn der Wein abgezogen ist . . ." Und er füllte dem Hauswirt von neuem das Glas. „Muß man trinken . . ." „Ganz recht," sagte dieser, indem er sich aus Höflichkeit wieder setzte. Diesmal begriffen die Bohemiens an einem Blick, den er ihnen zuwarf, welches Ziel Marcel verfolgte.

Mittlerweile begann der Hauswirt auf merkwürdige Art zu liebäugeln. Er wiegte sich auf seinem Stuhl, führte lockere Reden und versprach Marcel, der Reparaturen verlangte, fabelhafte Verschönerungen. „Schwere Artillerie heraus!" flüsterte der Künstler Rodolphe zu, indem er auf eine Flasche Rum zeigte. Nach dem ersten Gläschen sang der Hauswirt einen Schwank, vor dem Schaunard errötete. Nach dem zweiten Gläschen erzählte er von seinem ehelichen Unglück; und da seine Gattin Helene hieß, so verglich er sich mit Menelaus. Nach dem dritten Gläschen erlag er einem philosophischen Anfall, und er stellte Aphorismen auf wie die folgenden: „Das Leben ist ein Fluß." „Reichtum macht noch kein Glück." „Der Mensch ist vergänglich." „Ah! wie angenehm die Liebe ist!" Und indem er sich Schaunard zum Vertrauten nahm, erzählte er ihm von seiner heimlichen Liebschaft mit einem jungen Mädchen, das er in Mahagoni gesetzt habe und das Euphemia heiße. Er entwarf ein so detailliertes Porträt von dieser jungen Person der naiven Zärtlichkeit, daß Schaunard ein merkwürdiger Argwohn zu quälen begann, der zur Gewißheit wurde, als der Hauswirt einen Brief aus der Tasche zog und ihn ihm zeigte. „O! Himmel!" rief Schaunard aus, als er die Unterschrift sah. „Grausames Mädchen! Du bohrst mir einen Dolch ins Herz." „Was hat er nur?" riefen die Bohemiens, über solche Sprache erstaunt. „Seht," sagte Schaunard, „dieser Brief ist von Euphemia; seht diesen Klecks, der als Unterschrift dient." Und er ließ den Brief seiner ehemaligen Geliebten zirkulieren. Der Anfang lautete: „Mein dicker Bau-bau!" „Ihr dicker Bau-bau bin ich," sagte

der Hauswirt, indem er aufzustehen versuchte, was ihm nicht gelang. „Schön!“ sagte Marcel, der ihn beobachtete, „er hat Anker geworfen.“ „Euphemia! grausame Euphemia!“ murmelte Schaunard, „du machst mir großen Schmerz!“ „Ich habe ihr ein kleines Entresol möbliert, Rue Coquenard Nr. 12,“ sagte der Hauswirt. „Es ist hübsch, hübsch . . . es hat mich viel Geld gekostet . . . Aber die aufrichtige Liebe kennt keinen Preis, und dann habe ich zwanzigtausend Franken Renten . . . Sie will Geld von mir,“ fuhr er fort, indem er den Brief aufnahm. „Die arme, liebe! . . . Ich will ihr das da geben, es wird ihr Freude machen . . .“ und er streckte von neuem die Hand nach Marcels Talern aus. „Sieh da! sieh da!“ sagte er erstaunt, indem er über den Tisch tastete, „wo ist es denn? . . .“

Das Geld war verschwunden. „Unmöglich,“ hatte Marcel gesagt, „kann ich als Ehrenmann mich zu so verbrecherischen Manövern hergeben. Das Gewissen, die Moral verbietet mir, den Preis meiner Miete in die Hände dieses ausschweifenden Greises zu legen. Ich werde nicht bezahlen. Aber meiner Seele bleiben wenigstens Gewissensqualen erspart. Was für Sitten! ein so kahler Mensch!“ Unterdessen wurde der Hauswirt vollends erledigt, und laut hielt er den Flaschen unsinnige Reden.

Da er jedoch mittlerweile zwei Stunden fort war, wurde seine Frau besorgt und schickte das Dienstmädchen nach ihm aus. Als es ihn sah, erhob es ein lautes Geschrei. „Was haben Sie mit meinem Herrn gemacht?“ fragte sie die Bohemiens. „Nichts,“ sagte Marcel; „er kam eben herauf, um seine Miete einzuziehen; da wir ihm kein Geld geben konnten, baten wir ihn um eine Frist.“ „Aber er hat sich besoffen,“ sagte das Mädchen. „Davon war der größere Teil schon getan,“ antwortete Rodolphe; „als er kam, sagte er, er habe seinen Keller geordnet.“ „Und er war so wenig bei Besinnung,“ fuhr Colline fort, „daß er uns unsre Quittungen ohne Zahlung dalassen wollte.“ „Geben Sie sie seiner Frau,“ fügte der Maler hinzu, indem er ihr die Quittungen reichte; „wir sind ehrliche Leute, und wir wollen seinen Zustand nicht ausnutzen.“ „O mein Gott! was wird seine Frau sagen!“ rief das Mädchen, indem sie den Hauswirt, der sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte, fortzog. „Endlich!“ rief Marcel. „Er kommt morgen wieder,“ sagte Rodolphe; „er

hat Geld gesehen." „Wenn er wiederkommt," sagte der Künstler, „drohe ich ihm, seine Frau über seine Beziehungen zu der jungen Euphemia aufzuklären, dann läßt er uns Zeit." Und die vier Freunde begannen von neuem zu trinken und zu rauchen. Nur Marcel hatte in seiner Trunkenheit ein Gefühl der Klarheit bewahrt. Jeden Augenblick lief er, wenn er nur das geringste Geräusch von Schritten auf der Treppe hörte, an die Tür und öffnete. Aber alle, die heraufkamen, blieben in den unteren Stockwerken; dann setzte der Künstler sich langsam wieder an seinen Kamin. Bald schlug es Mitternacht, und immer war Musette noch nicht gekommen. „Ja, ja," dachte Marcel, „vielleicht war sie nicht zu Hause, als man ihr meinen Brief brachte. Sie wird ihn heute abend vorfinden, dann kommt sie morgen. Feuer wird dann wohl auch noch da sein. Sie kann unmöglich nicht kommen. Also, auf morgen." Und er schlief am Feuer ein.

In eben dem Moment, als Marcel einschlief, um von ihr zu träumen, verließ Fräulein Musette das Haus ihrer Freundin, der Frau Sidonie, bei der sie bis dahin geblieben war. Musette war nicht allein, ein junger Mann begleitete sie, ein Wagen wartete vor der Tür, sie stiegen beide hinein; der Wagen fuhr im Galopp davon. Bei Frau Sidonie lief die Partie Landsknecht weiter. „Wo ist denn Musette?" rief plötzlich jemand. „Wo ist denn der kleine Seraphin?" sagte ein anderer. Frau Sidonie brach in Lachen aus. „Sie sind zusammen fortgeschlüpft," sagte sie. „Ah! es ist eine sonderbare Geschichte. Was für ein merkwürdiges Wesen diese Musette ist! Stellen Sie sich nur vor . . ." Und sie erzählte der Gesellschaft, wie Musette sich fast mit dem Vicomte Moritz überworfen hatte, wie sie auf dem Wege zu Marcel gewesen und nur zufällig einen Augenblick zu ihr heraufgekommen war, wo sie den jungen Seraphin getroffen hatte. „Ah! ich ahnte doch etwas," sagte Sidonie, indem sie ihren Bericht unterbrach, „ich habe sie den ganzen Abend beobachtet: er ist nicht ungeschickt, der kleine Herr. Kurz," fuhr sie fort, „sie sind ohne ein Wort geflohen; und ein Schelm, wer sie einholt! Einerlei, es ist komisch, wenn man bedenkt, daß Musette ihren Marcel wirklich liebt." „Wenn sie ihn liebt, wozu der Seraphin, der fast noch ein Kind ist? Er hat noch keine Geliebte gehabt," sagte ein junger Mann. „Sie will ihn lesen lehren," sagte der Journalist, der sehr blöde war, wenn

er verloren hatte. „Einerlei," erwiderte Sidonie, „da sie Marcel liebt, wozu Seraphin? Das geht über meine Begriffe hinaus." „Ah! ja, wozu?"

. . . . . .

Fünf Tage lang führten die Bohemiens, ohne auszugehen, das lustigste Leben von der Welt. Sie blieben vom Morgen bis zum Abend bei Tisch. Wundervolle Unordnung herrschte im Zimmer, das eine pantagrueleske Atmosphäre erfüllte. Auf einer Bank, die fast ganz aus Austernschalen bestand, lag ein Heer von Flaschen verschiedenen Formats. Der Tisch war mit Resten jeder Art beladen, und im Kamin brannte ein Wald.

Am sechsten Tage stellte Colline, der Zeremonienmeister war, wie er es jeden Morgen tat, das Menü des Frühstücks zusammen, sowie das des Diners, der Vesper und des Soupers; dann unterbreitete er es der Würdigung seiner Freunde, die es ein jeder zum Zeichen des Einverständnisses mit ihrer Unterschrift versahen. Als aber Colline das Schubfach aufzog, das als Kasse diente, um ihm das für die Zeche des Tages nötige Geld zu entnehmen, fuhr er zwei Schritte zurück und wurde bleich wie Banquos Geist. „Was ist?" fragten die anderen gleichgültig. „Es ist nur noch ein Frank fünfzig da," sagte der Philosoph. „Teufel! Teufel!" riefen die anderen, „da werden in unserem Menü ein paar Änderungen nötig sein. Schließlich, eins fünfzig gut angewendet! . . . Einerlei, Trüffeln werden wir schwerlich haben." Ein paar Minuten darauf war der Tisch gedeckt. Man sah drei mit großer Symmetrie hergerichtete Schüsseln: eine Schüssel Heringe; eine Schüssel Kartoffeln; eine Schüssel Käse. Im Ofen schwelten zwei faustgroße kleine Brände. Draußen fiel immer noch Schnee. Die vier Bohemiens setzten sich zu Tisch und falteten ernst die Servietten auseinander. „Merkwürdig," sagte Marcel, „dieser Hering schmeckt ganz nach Fasan." „Das liegt an meiner Zubereitung," erwiderte Colline, „man hat den Hering oft verkannt."

In diesem Moment stieg ein lustiges Singen die Treppe herauf und klopfte bei Marcel an die Tür; Marcel hatte ein Zittern nicht unterdrücken können; er sprang auf und öffnete. Musette fiel ihm um den Hals und hielt ihn fünf Minuten lang in den Armen. Marcel fühlte, wie sie in seinen Armen bebte. „Was hast du?" fragte er. „Mich friert," sagte Mu-

sette mechanisch, indem sie an den Kamin trat. „Ah!“ sagte Marcel, „wir hatten so schönes Feuer angeschürt!“ „Ja,“ sagte Musette, indem sie sich auf dem Tisch die Reste des Festmahls ansah, das seit fünf Tagen gedauert hatte; „ich komme zu spät.“ „Weshalb?“ fragte Marcel. „Weshalb?“ sagte Musette . . . und errötete ein wenig. Und sie setzte sich Marcel auf die Knie. Sie zitterte immer noch, und ihre Hände waren blau. „Du warst also nicht frei?“ fragte Marcel sie leise. „Ich! nicht frei!“ rief das schöne Mädchen aus. „Ah! Marcel! Und säße ich mitten unter den Sternen, im Paradies des lieben Gottes, und du gäbest mir einen Wink, ich stiege zu dir herab. Ich! nicht frei! . . .“ Und sie begann von neuem zu zittern. „Es sind fünf Stühle hier,“ sagte Rodolphe, „das ist eine ungerade Zahl, nicht zu rechnen, daß der fünfte eine lächerliche Form hat.“ Und indem er den Stuhl an der Wand zerbrach, warf er die Stücke in den Kamin. Das Feuer erwachte sofort zu heller und freudiger Flamme; dann gab der Dichter Colline und Schaunard einen Wink und führte sie fort. „Wohin wollt ihr?“ fragte Marcel. „Wir wollen Tabak holen,“ antworteten sie. „Nach Havanna,“ fügte Schaunard hinzu, indem er Marcel bedeutsam einen Wink gab; Marcel dankte ihm mit dem Blick.

„Weshalb bist du nicht eher gekommen?“ fragte er Musette von neuem, als sie allein waren. „Es ist wahr, ich komme etwas spät . . .“ „Fünf Tage, um den Pont Neuf zu passieren! Du bist wohl über die Pyrenäen gekommen?“ sagte Marcel. Musette blieb stumm und senkte nur den Kopf. „Ah! böses Mädchen!“ fuhr der Künstler melancholisch fort, indem er seiner Geliebten mit der Hand leicht auf die Brust schlug. „Was trägst du denn da drunter?“ „Das weißt du ja,“ gab sie lebhaft zurück. „Aber was hast du getan, seit ich dir schrieb?“ „Frage nicht!“ erwiderte Musette lebhaft, indem sie ihn wiederholt küßte; „frage nichts! laß mich; ich will mich neben dir wärmen, solange es kalt ist. Du siehst, ich hatte für dich mein schönstes Kleid angezogen . . . Der arme Moritz, er verstand es nicht, als ich aufbrach, um herzukommen; aber es war stärker als ich . . . Ich habe mich aufgemacht . . . Das Feuer tut gut,“ fügte sie hinzu, indem sie die kleinen Hände an die Flamme hielt. „Ich bleibe bis morgen bei dir. Willst du?“ „Es wird kalt werden, hier,“ sagte Marcel, „und wir haben nichts mehr zu essen. Du bist zu spät gekommen,“

wiederholte er. „Ach was!“ sagte Musette, „um so mehr wird es sein wie früher.“

. . . . . .

Rodolphe, Colline und Schaunard blieben auf der Suche nach ihrem Tabak vierundzwanzig Stunden fort. Als sie nach Hause kamen, war Marcel allein.

Nach sechs Tagen der Abwesenheit sah Musette den Vicomte Moritz wieder. Er machte ihr keinen Vorwurf und fragte sie nur, weshalb sie traurig scheine. „Ich habe mich mit Marcel gezankt,“ sagte sie, „wir haben uns im Streit getrennt.“ „Und doch,“ sagte Moritz, „wer weiß? Vielleicht kehren Sie trotzdem noch wieder zu ihm zurück.“ „Was wollen Sie!“ rief Musette, „ich muß von Zeit zu Zeit die Luft dieses Lebens atmen. Mein wildes Dasein ist wie ein Lied; jede Liebe ist eine Strophe, aber Marcel ist der Refrain.“

XX. MIMI HAT FEDERN.

I. „Ah! nein, nein, nein, Sie sind nicht mehr Lisette. Ah! nein, nein, nein, Sie sind nicht mehr Mimi!

Sie sind heute Frau Vicomtesse; übermorgen sind Sie vielleicht Frau Herzogin, denn Sie haben den Fuß auf die Treppe der Größe gesetzt; die Tür Ihrer Träume hat endlich die Flügel vor Ihnen aufgetan, und Sie treten siegreich, triumphierend ein. Ich wußte ja, daß Sie es heut oder morgen nacht dahin bringen mußten. Es mußte so sein, Ihre weißen Hände waren für die Trägheit geschaffen und riefen seit langem nach dem Ring einer aristokratischen Verbindung. Endlich haben Sie ein Wappen! Aber lieber noch ist uns das, das die Jugend Ihrer Schönheit gibt, denn durch Ihre blauen Augen und Ihr blasses Gesicht schien sie Azur auf Lilienfelder zu verteilen. Adlig oder niedrig, Sie bleiben immer reizend; und ich habe Sie wohl erkannt, als Sie neulich abends mit raschem und elegant bekleidetem Fuß in der Straße vorübergingen, dem Winde helfend mit behandschuhter Hand, wenn er die Volants Ihres neuen Kleides hob: ein wenig, damit sie nicht schmutzig wurden; zumeist, um Ihre gestickten Unterröcke und Ihre durchbrochenen Strümpfe zu zeigen. Sie trugen einen Hut von wundervollem Stil, und es schien sogar, Sie waren selbst tief in Verlegenheit wegen des reichen Spitzenschleiers, der auf dem reichen Hut flatterte.

Eine ernste Verlegenheit, wahrlich! denn es handelte sich um die Frage, was besser stand und Ihrer Koketterie nützlicher war: den Schleier gesenkt oder aufgesteckt zu tragen. Trugen Sie ihn gesenkt, so liefen Sie Gefahr, nicht erkannt zu werden von denen Ihrer Freunde, die Ihnen begegnen mochten, und die sicherlich zehnmal hätten an Ihnen vorbeigehen können, ohne zu ahnen, daß diese reiche Hülle Fräulein Mimi barg. Anderseits — wenn Sie den Schleier aufgesteckt trugen, so lief er Gefahr, nicht gesehen zu werden, und wozu hatte man ihn da? Sie haben die Schwierigkeit geistreich gehoben, indem Sie dies wunderbare Gewebe, gesponnen fraglos in jener Spinnweblandschaft, Flandern benannt, und teurer allein als ehedem Ihre ganze Garderobe, von zehn zu zehn Schritten wechselnd aufnahmen und senkten ... Ah, Mimi! ... Verzeihung ... Ah! Frau V[illegible]omtesse! Ich hatte doch recht, wie Sie sehen, als ich sagte: Geduld, verzweifeln Sie nicht; die Zukunft geht schwanger mit Kaschmirs, glänzenden Schreinen, kleinen Soupers usw. Sie wollten mir nicht glauben, Glaubensschwache! Nun, meine Prophezeiungen haben sich doch verwirklicht, und ich hoffe, ich wiege Ihr Orakel der Damen auf: den kleinen Hexenmeister in Duodez, den Sie für fünf Sous in einer Schmökerbude am Pont Neuf erstanden, und den Sie durch ewige Fragen ermüdeten. Nochmals, hatte ich nicht recht mit meinen Prophezeiungen, und würden Sie es mir jetzt glauben, wenn ich Ihnen sagte, Sie sind noch nicht am Ziel? Wenn ich Ihnen sagte, sobald ich nur aufhorche, höre ich schon in den Tiefen Ihrer Zukunft das Stampfen und Wiehern von Rossen vor einem blauen Coupé, gelenkt von einem gepuderten Kutscher, der den Tritt vor Ihnen herabklappt und fragt: ‚Wohin fahren die gnädige Frau?' Und würden Sie mir glauben, wenn ich Ihnen sagte, später ... ah, so spät wie möglich, mein Gott, wenn Sie das Ziel eines Ehrgeizes erreichen, den Sie solange hegten ... später werden Sie in Belleville oder Batignolles Tafel halten, hofiert von alten Militärs und Celadons a. D., die zu Ihnen kommen, um heimlich Landsknecht und Baccarach zu spielen? Aber ehe Sie diese Epoche erreichen, in der die Sonne Ihrer Jugend schon sinkt, glauben Sie m[illegible]eures Kind, werden Sie noch manche Elle Seide und Samt auftragen, manches Erbe wird ohne Zweifel im Tiegel Ihrer Launen noch schmelzen; viele Blumen werden auf Ihrer Stirn verwelken, viele Blumen

unter Ihren Füßen; viele Male werden Sie das Wappen wechseln. Nacheinander wird man auf Ihrem Kopf die Perlenschnur der Baronin glänzen sehen, die Krone der Gräfin und das Perlendiadem der Marquise; zur Devise wählen Sie das Wort: Unbeständigkeit, und Sie werden je nach Laune oder Not, jeden einzeln oder mehrere zugleich, all die zahlreichen Anbeter zu befriedigen wissen, die im Antichambre Ihres Herzens warten werden, wie man an der Tür des Theaters wartet, wo ein Stück gespielt wird, das man bejubelt. Gehen Sie, gehen Sie also vor sich hin, den Geist befreit von der Erinnerung, an deren Stelle der Ehrgeiz tritt; gehn Sie, die Straße ist schön, und wir wünschen, sie sei Ihren Füßen lange weich; aber wir wünschen vor allem, all dieser Luxus, all diese schönen Toiletten möchten so bald nicht zum Leichentuch werden, das Ihre Lustigkeit einhüllt."

Also sprach der Maler Marcel zu dem jungen Fräulein Mimi, als er ihr zwei oder drei Tage nach der zweiten Scheidung von dem Dichter Rodolphe begegnete. Obgleich sie sich bemüht hatte, den Spöttereien, die ihr Horoskop durchsäten, einen Dämpfer aufzusetzen, ließ Fräulein Mimi sich von Marcels schönen Worten nicht mehr täuschen, und sie verstand sehr wohl, daß er sich ohne Achtung vor ihrem neuen Titel maßlos über sie lustig machte.

„Sie sind boshaft gegen mich, Marcel," sagte Fräulein Mimi, „das ist schlecht; ich bin immer sehr nett gegen Sie gewesen, als ich Rodolphes Geliebte war; aber wenn ich ihn verlassen habe, so ist es schließlich seine Schuld. Er hat mich fast ohne Frist fortgeschickt; und wie hat er mich noch die letzten Tage, die ich bei ihm war, behandelt! Ich bin recht unglücklich gewesen! Sie wissen nicht, was für ein Mensch Rodolphe ist: ein Charakter, der aus Wut und Eifersucht besteht, und er wollte mich stückweise töten. Er liebte mich, das weiß ich, aber seine Liebe war gefährlich wie eine Feuerwaffe; und was für ein Leben habe ich fünfzehn Monate lang geführt! Ah! sehn Sie, Marcel, ich will mich nicht besser machen als ich bin, aber ich habe bei Rodolphe furchtbar gelitten; übrigens wissen Sie es ja. Nicht des Elends wegen habe ich ihn verlassen, nein, ich versichere Sie; erstens war ich daran gewöhnt, und dann wiederhole ich Ihnen, er hat mich fortgeschickt. Er hat mit beiden Füßen auf meine Eitelkeit getreten; er hat mir gesagt, ich habe kein Herz, wenn ich bei ihm bleibe; er

hat mir gesagt, er liebe mich nicht mehr, ich müsse mir einen andern Liebhaber suchen; er hat mir sogar einen jungen Mann genannt, der mir den Hof machte, und er hat sich durch seinen Trotz zum Bindestrich zwischen mir und diesem jungen Mann gemacht. Ich bin ebenso sehr aus Trotz wie aus Not zu ihm gegangen, denn ich liebte ihn nicht; Sie wissen das ja, ich liebe so junge Leute nicht, sie sind langweilig und sentimental wie Harmonikas. Nun, was geschehen ist, ist geschehen, und ich bereue es nicht, und ich täte es noch einmal, wenn es sein mußte. Jetzt, wo er mich nicht mehr bei sich hat, und wo er weiß, daß ich mit einem andern glücklich bin, jetzt ist Rodolphe wütend und unglücklich; ich kenne jemanden, der ist ihm dieser Tage begegnet; er hatte rote Augen. Das wundert mich nicht, ich wußte ja ganz genau, daß es so kommen mußte, und daß er mir nachlaufen würde; aber Sie können ihm sagen, [illegible] vergeudet seine Zeit, und diesmal ist es ganz ernst und [illegible] Ist es lange her, daß Sie ihn gesehen haben, Ma[illegible] er wirklich so verändert?" fragte Mimi in [illegible] „Sehr verändert, ja," antwortete Marcel. „Z[illegible] Er ist verzweifelt, das ist sicher, aber [illegible] wollen Sie, soll ich dabei machen? Um so schlimmer [illegible] ihn! [illegible] hat es gewollt; es mußte schließlich ein Ende nehmen. Trösten Sie ihn." „O! o!" sagte Marcel [illegible] „die Hauptsache ist getan. Machen Sie sich keine Sorge, Mimi. Sie sagen mir nicht die Wahrheit, mein Lieber," erwiderte Mimi, indem sie ironisch die Unterlippe vorschob; „so schnell tröstet Rodolphe sich nicht; wenn Sie wüßten, in welchem Zustand ich ihn gesehen habe, den Abend, [illegible] ich ging! Es war Freitag; ich hatte die Nacht noch nicht bei [illegible] neuen Liebhaber bleiben wollen, weil ich abergläubisch bin, der Freitag ist ein schlechter Tag." „Sie irrten sich, Mimi; in der Liebe ist der Freitag ein Glückstag. Die Alten sagten: Dies Veneris." „Ich kann kein [illegible] fuhr Fräulein Mimi fort. „Ich ließ Paul also allein [illegible] nach Hause; Rodolphe fand ich auf der Straße, er [illegible] wartete. Es war schon spät nach Mitternacht, und ich war hungrig, denn ich hatte schlecht gegessen. [illegible] Rodolphe, etwas zum Souper zu holen. Er kam eine [illegible] Stunde darauf zurück; er hatte weit laufen müssen und [illegible] nicht viel Gutes mit: Brot, Wein, Sardinen, Käse und einen Apfelkuchen. [illegible] war also in seiner Abwesenheit zu

Bett gegangen; er deckte neben dem Bett. Ich tat, als blickte ich nicht hin: aber ich habe ihn wohl gesehen: er war blaß wie der Tod, er zitterte und ging wie ein Mensch im Zimmer umher, der nicht mehr weiß, was er tun will. In einem Winkel sah er ein paar Bündel am Boden. Dieser Anblick schien ihm weh zu tun, und er stellte den Bettschirm vor die Bündel, um sie nicht mehr zu sehen. Als alles fertig war, begannen wir zu essen; er versuchte mich zum Trinken zu bringen; aber ich hatte weder Hunger noch Durst mehr, und mir war das Herz ganz beklommen. Es war kalt, denn wir hatten kein Holz, um Feuer zu machen; man hörte den Wind im Kaminrohr blasen. Es war recht traurig. Rodolphe sah mich an, er hatte ganz starre Augen; er legte seine Hand in meine, und ich fühlte, wie sie zitterte, sie war zugleich ganz heiß und kalt. ‚Dies ist das Begräbnismahl unserer Liebe,' sagte er ganz leise. Ich antwortete nichts, aber ich hatte nicht den Mut, ihm meine Hand fortzuziehen. ‚Ich bin schläfrig,' sagte ich schließlich; ‚es ist spät, laß uns schlafen.' Rodolphe sah mich an; ich hatte mir eine von seinen Krawatten auf den Kopf gelegt, um mich vor der Kälte zu schützen; er nahm die Krawatte weg, ohne ein Wort zu sagen. ‚Weshalb nimmst du das weg?' fragte ich, ‚mich friert.' ‚O! Mimi,' sagte er da, ‚ich bitte dich, es kostet dich nichts, setze für diese Nacht noch einmal die kleine gestreifte Haube auf.' Es war eine Haube aus weiß und braun gestreiftem Kattun. Rodolphe sah mich sehr gern in dieser Haube, sie erinnerte ihn an ein paar schöne Nächte, denn danach zählten wir unsere schönen Tage. Und als ich daran dachte, daß ich zum letztenmal so bei ihm schlief, wagte ich ihm die Erfüllung seiner Laune nicht abzuschlagen: ich stand wieder auf und suchte nach meiner gestreiften Haube, die unten unter all meinen Sachen lag. Aus Versehen vergaß ich den Schirm wieder vorzustellen. Rodolphe sah es und verbarg sie noch einmal wie vorher. ‚Gute Nacht,' sagte er. ‚Gute Nacht,' antwortete ich. Ich dachte, er werde mich küssen, und ich hätte ihn nicht gehindert, aber er nahm nur meine Hand und hob sie an die Lippen. Sie wissen ja, Marcel, wie oft er mir die Hände küßte. Ich hörte seine Zähne klappern, und ich fühlte, daß sein Körper kalt war wie Marmor. Er hielt meine Hand immer noch fest und hatte mir den Kopf auf die Schulter gelegt, die bald ganz naß war. Rodolphe war in einem

furchtbaren Zustand. Er biß in die Laken, um nicht zu schreien, aber ich hörte das dumpfe Schluchzen, und ich fühlte immer noch, wie mir seine Tränen über die Schultern liefen, die sie erst heiß und dann ganz kalt machten. In dem Moment hatte ich all meinen Mut vonnöten; und ich brauchte ihn, glauben Sie mir! Ich hatte nur ein Wort zu sagen, nur den Kopf zu wenden, dann hätte mein Mund Rodolphes getroffen, und wir hätten uns noch einmal wieder versöhnt. Ah! eine Sekunde glaubte ich wirklich, er werde mir in den Armen sterben oder wenigstens wahnsinnig werden, wie er es schon einmal beinahe geworden wäre, entsinnen Sie sich? Ich hätte nachgegeben, ich fühlte es; ich wäre als erste umgekehrt; ich hätte ihn mit den Armen umschlungen, denn man müßte wahrhaftig gar kein Herz haben, um gegen solchen Schmerz gefühllos zu bleiben. Aber mir fielen die Worte ein, die er mir den Tag vorher gesagt hatte: ‚Du hast kein Herz, wenn du bei mir bleibst, denn ich liebe dich nicht mehr.‘ Ah! als mir diese Härte einfiel, hätte ich Rodolphe sterben sehen können, und hätte es nur eines Kusses von mir bedurft, ich hätte die Lippen abgewendet und hätte ihn sterben lassen. Schließlich schlief ich vor lauter Müdigkeit halb ein. Ich hörte Rodolphe immer noch schluchzen, und ich schwöre Ihnen, Marcel, dies Schluchzen dauerte die ganze Nacht; und als der Tag kam und ich in dem Bett, in dem ich zum letztenmal geschlafen hatte, den Liebhaber ansah, den ich verließ, um in die Arme eines anderen zu gehen, da war ich furchtbar erschreckt, als ich sah, wie dieser Schmerz Rodolphes Gesicht verwüstet hatte. Er stand mit mir auf, ohne ein Wort zu sagen, und er wäre fast beim ersten Schritt ins Zimmer gefallen, so schwach und niedergeschlagen war er. Aber er zog sich sehr schnell an und fragte mich nur, wie es mit mir stehe, und wann ich ginge. Ich antwortete, ich wisse es noch nicht. Er ging, ohne mir auf Wiedersehen zu sagen, und ohne mir die Hand zu geben. So haben wir uns getrennt. Welchen Stoß muß er ins Herz bekommen haben, als er nach Hause kam und mich nicht mehr vorfand, he?“

„Ich war da, als Rodolphe nach Hause kam,“ sagte Marcel zu Mimi, die von dem langen Sprechen ganz atemlos war. „Als er unten der Portierfrau den Schlüssel abnahm, sagte sie: ‚Die Kleine ist weg.‘ ‚Ah,‘ antwortete Rodolphe, ‚das wundert mich nicht; ich hatte es erwartet.‘ Und er stieg in

sein Zimmer hinauf, wohin ich ihm folgte, denn ich fürchtete auch eine Krisis; aber sie kam nicht. ‚Da es zu spät ist, heute abend noch ein anderes Zimmer zu suchen, lassen wir es bis morgen früh,‘ sagte er. ‚Wir werden zusammen ausziehn. Laß uns essen gehen.‘ Ich glaubte, er wolle sich betrinken, aber ich irrte mich, wir aßen sehr nüchtern zu Mittag, in einem Restaurant, in dem Sie bisweilen mit ihm gegessen haben. Ich hatte Beaune bestellt, um Rodolphe ein wenig zu betäuben. ‚Das war Mimis Lieblingswein,‘ sagte er, ‚wir haben ihn oft zusammen getrunken, und an eben diesem Tisch. Ich entsinne mich, eines Tages sagte sie, indem sie mir ihr schon mehrmals geleertes Glas hinhielt: „Schenk nochmal voll, das tut dem Herzen gut.“ Ah! Mimi konnte trinken! . . .‘ Als ich sah, daß er so geneigt war, sich auf den Wegen der Erinnerung zu verlieren, sprach ich von etwas anderem, und von Ihnen war nicht mehr die Rede. Er verbrachte den ganzen Abend mit mir und schien so ruhig wie das Mittelmeer. Am meisten wunderte mich, daß diese Ruhe nichts Affektiertes hatte. Es war aufrichtige Gleichgültigkeit. Um Mitternacht gingen wir nach Hause.

‚Du scheinst dich bei der Lage, in der ich mich befinde, über meine Ruhe zu wundern,‘ sagte er; ‚ich will dir ein Gleichnis sagen, mein Lieber, und wenn es vulgär ist, so ist es dafür wenigstens richtig. Mein Herz ist wie ein Brunnen, dessen Hahn man die ganze Nacht offen gelassen hat; am Morgen ist kein Tropfen Wasser mehr da. Ebenso ist es mit meinem Herzen: ich habe die ganze Nacht, was mir an Tränen noch blieb, ausgeweint. Das ist merkwürdig; ich hielt mich für reicher an Schmerz; und nach einer Nacht des Leidens bin ich bankerott, vollständig auf dem Trocknen. Auf Ehre! es ist, wie ich sage; und in eben diesem Bett, in dem ich die letzte Nacht neben einer Frau, die sich so wenig rührte wie ein Stein, fast meinen Geist aufgab, werde ich jetzt, da diese Frau den Kopf auf das Kissen eines anderen legt, wie ein Lastträger schlafen, der einen guten Tag gehabt hat.‘ ‚Komödie,‘ dachte ich bei mir; ‚kaum bin ich fort, so rennt er mit dem Kopf an die Wände.‘ Aber ich ließ Rodolphe allein und stieg in mein Zimmer hinauf; nur legte ich mich nicht hin. Um drei Uhr morgens glaubte ich ein Geräusch in Rodolphes Zimmer zu hören; ich stieg in aller Eile hinunter, denn ich glaubte ihn im Verzweiflungsfieber zu finden . . .“

„Nun, und?“ sagte Mimi. „Nun, meine Liebe, Rodolphe schlief, das Bett war nicht in Unordnung, und alles deutete darauf, daß sein Schlummer ruhig gewesen und er schnell eingeschlafen war.“ „Das ist möglich,“ sagte Mimi, „er war so müde von der letzten Nacht her . . . aber am Tage darauf? . . .“ „Am folgenden Morgen kam Rodolphe und weckte mich früh, und wir haben in einem anderen Hause Zimmer gemietet, in die wir noch abends einzogen.“ „Und,“ fragte Mimi, „was hat er getan, als er das Zimmer verließ, in dem wir wohnten? Was hat er gesagt, als er das Zimmer verließ, in dem er mich so geliebt hat?“ „Er hat ruhig seine Sachen gepackt,“ antwortete Marcel; „und da er in einem Schubfach ein Paar Netzhandschuhe fand, die Sie vergessen hatten, und zwei oder drei Briefe, die gleichfalls Ihnen gehörten . . .“ „Ich weiß,“ sagte Mimi in einem Ton, der zu sagen schien: Ich habe sie eigens vergessen, damit er ein Andenken an mich behielt. „Was hat er da getan?“ fragte sie. „Ich glaube mich zu entsinnen,“ sagte Marcel, „daß er die Briefe in den Kamin und die Handschuhe zum Fenster hinauswarf; aber ohne Theatergeste, ohne Pose, ganz natürlich, wie man es tut, wenn man etwas Nutzloses beseitigen will.“ „Mein lieber Herr Marcel, ich versichere Sie, ich wünsche von ganzem Herzen, daß diese Gleichgültigkeit dauern möge. Aber nochmals, ganz aufrichtig, ich glaube nicht an eine so rasche Heilung, und trotz allem, was Sie mir sagen, bin ich überzeugt, meinem Dichter ist das Herz gebrochen.“ „Das kann sein,“ antwortete Marcel, indem er Mimi verließ; „aber derweilen sind die Stücke noch gut, wenn ich mich nicht sehr täusche.“

Während dieses Gesprächs auf offener Straße erwartete der Herr Vicomte Paul seine neue Geliebte, die sich sehr verspätete und gegen den Herrn Vicomte sehr unangenehm war. Er legte sich ihr zu Füßen hin und girrte ihr seine Lieblingsromanze vor, die da lautete: sie sei reizend, bleich wie der Mond, sanft wie ein Lamm; aber er liebe sie vor allem wegen der Schönheit ihrer Seele. „Ah!“ dachte Mimi, indem sie sich die Wellen ihres braunen Haars über den Schnee der Schultern laufen ließ, „so exklusiv war mein Liebhaber Rodolphe nicht.“

II. Wie Mar[illegible]neldet hatte, schien Rodolphe von seiner

Liebe zu Fräulein Mimi radikal geheilt, und drei oder vier Tage nach der Trennung von ihr sah man den Dichter völlig verwandelt wiedererscheinen. Er war mit einer Eleganz gekleidet, die ihn selbst seinem Spiegel unkenntlich machen mußte. Nichts an ihm übrigens schien die Furcht zu rechtfertigen, er habe die Absicht, sich in den Abgrund des Nichtmehr-seins zu stürzen, wie Fräulein Mimi mit jeder möglichen Beileidsheuchelei dem Gerücht zu verstehen gab. Rodolphe war wirklich vollkommen ruhig; er hörte, ohne daß sich die Falten seines Gesichts veränderten, die Erzählungen über das neue und luxuriöse Leben seiner Geliebten an, die sich darin gefiel, ihm Nachricht von sich zu geben, und zwar durch eine junge Dame, die ihre Vertraute geblieben war, und die zugleich fast jeden Abend Gelegenheit hatte, Rodolphe zu sehen. „Mimi ist sehr glücklich mit dem Vicomte Paul," sagte man dem Dichter, „sie scheint toll in ihn verliebt; nur eins macht ihr Sorge; sie fürchtet, Sie könnten ihr Glück durch Nachstellungen stören, die übrigens für Sie gefährlich wären, denn der Vicomte betet seine Geliebte an und hat gerade zwei Jahre Fechtunterricht gehabt." „O! o!" antwortete Rodolphe, „sie kann in Ruhe schlafen, ich habe keineswegs Lust, Essig in die Süße ihres Honigmonds zu gießen. Und ihr junger Liebhaber mag seinen Dolch wie Gastibelza, der Mann mit der Flinte, an den Nagel hängen. Ich führe gegen die Tage eines Edelmanns, der noch so glücklich ist, die Illusion zur Amme zu haben, nichts im Schilde."

Und da man nicht verfehlte, Mimi über die Haltung zu berichten, in der ihr ehemaliger Liebhaber all diese Einzelheiten hinnahm, vergaß sie ihrerseits nicht, achselzuckend zu antworten: „Gut, gut, man wird in ein paar Tagen sehen, was aus all dem wird."

Unterdessen war Rodolphe mehr als irgend jemand sonst erstaunt über diese plötzliche Gleichgültigkeit, die ohne die gewöhnlichen Übergänge der Trauer und der Melancholie auf die Gewitterstürme folgte, von denen er noch ein paar Tage vorher aufgeregt war. Das Vergessen, das so langsam kommt und vor allem zu den Verzweifelten der Liebe, das Vergessen, das sie mit lauten Schreien rufen, und das sie mit lauten Schreien von sich stoßen, wenn sie es nahen fühlen; dieser unerbittliche Tröster war plötzlich, und ohne daß er sich wehren konnte, in Rodolphes Herz eingedrungen, und der

Name der so sehr geliebten Frau konnte hinfort erklingen, ohne in ihm ein Echo zu wecken. Seltsam. Rodolphe, dessen Gedächtnis Kraft genug besaß, um seinem Geist die Dinge zurückzurufen, die in den fernsten Tagen seiner Vergangenheit vorgefallen waren, und die Wesen, die im frühesten Teil seines Lebens eine Rolle gespielt oder Einfluß ausgeübt hatten. Rodolphe konnte sich, wie er sich auch mühte, schon nach vier Tagen der Trennung nicht mehr der Züge dieser Geliebten entsinnen, die ihm in ihren so zarten Händen fast sein Dasein zerbrochen hätte. Die Augen, bei deren Licht er so oft entschlafen war — er fand ihre Süße nicht wieder. Die Stimme selbst, deren Zorn und deren zärtliche Liebkosungen ihn zum Delirium trieben — ihrer Klänge entsann er sich nicht mehr. Einer seiner Freunde, ein Dichter, der ihn seit seiner Scheidung nicht mehr gesehen hatte, traf ihn eines Abends; Rodolphe schien geschäftig und sorgenvoll; er ging mit großen Schritten durch die Straße und wirbelte seinen Stock. „Sieh da!“ sagte der Dichter und gab ihm die Hand, „da sind Sie ja!“ und er sah Rodolphe neugierig und prüfend an. Als er sah, daß sein Gesicht langgezogen war, glaubte er einen Beileidston anschlagen zu müssen. „Nun, Mut, mein Lieber, ich weiß, es ist hart, aber schließlich mußte es ja doch dahin kommen; besser jetzt als später; in drei Monaten sind Sie völlig geheilt.“ „Was wollen Sie denn?“ sagte Rodolphe, „ich bin nicht krank, mein Lieber.“ „Ah, mein Gott,“ sagte der andere, „spielen Sie nicht den Helden, potztausend! Ich kenne die Geschichte, und wenn ich sie nicht kennte, läse ich sie Ihnen vom Gesicht ab.“ „Nehmen Sie sich in acht, Sie begehen ein Quiproquo,“ sagte Rodolphe. „Ich bin sehr verdrießlich heute abend, freilich; aber was den Anlaß dieses Verdrusses angeht, so haben Sie nicht gerade den Finger darauf gelegt.“ „Gut, wozu sich verteidigen? Das ist ganz natürlich. Man bricht eine Liaison, die fast zwei Jahre dauert, nicht einfach so ab.“ „Sie sagen mir alle dasselbe,“ rief Rodolphe ungeduldig. „Nun, auf Ehre, Sie irren sich, Sie mit all den andern. Ich bin sehr traurig, und ich sehe danach aus, das ist möglich; aber der Grund ist: ich erwartete heute meinen Schneider, der mir einen neuen Rock bringen sollte; und er ist nicht gekommen; deshalb bin ich verdrießlich.“ „Schlimm, schlimm,“ sagte der andere lachend. „Nicht schlimm, gut vielmehr, sehr gut, ausgezeichnet sogar. Folgen Sie meinem

Gedankengang, und Sie werden sehen." „Lassen Sie sehen," sagte der Dichter, „ich höre zu; beweisen Sie mir, wie man vernünftigerweise so traurig aussehen kann, weil ein Schneider einem nicht Wort hält. Kommen Sie, kommen Sie, ich warte." „Eh!" sagte Rodolphe, „Sie wissen ja, kleine Ursachen, große Wirkungen. Ich sollte heute abend einen sehr wichtigen Besuch machen, und ich kann ihn nicht machen, weil ich meinen Rock nicht habe. Verstehen Sie?" „Nein. Bis jetzt ist noch kein hinreichender Grund zur Verzweiflung da. Sie sind verzweifelt . . . weil . . genug. Es ist sehr dumm von Ihnen, vor mir zu posieren. Das ist meine Meinung." „Mein Freund," sagte Rodolphe, „Sie sind recht hartnäckig; es ist immer Grund zur Verzweiflung da, wenn man ein Glück oder mindestens ein Vergnügen verfehlt; denn es bedeutet fast immer einen Verlust, und man sagt häufig zu unrecht bei dieser oder jener Gelegenheit: ich fasse dich ein andermal. Ich resumiere: ich hatte heute abend ein Rendezvous mit einer jungen Dame; ich sollte sie in einem Hause treffen, von wo ich sie vielleicht mit zu mir genommen hätte, wenn der Weg zu mir kürzer gewesen wäre, als zu ihr; sogar, wenn er länger gewesen wäre. In diesem Hause fand eine Soiree statt; auf eine Soiree geht man nur im Frack; ich habe keinen Frack; mein Schneider sollte mir einen bringen; er bringt ihn mir nicht, ich gehe nicht auf die Soiree, ich treffe die junge Dame nicht, die vielleicht ein anderer trifft; ich bringe sie weder in meine noch in ihre Wohnung, wohin sie vielleicht ein anderer bringt. Also wie ich Ihnen sagte, ich verfehle ein Glück oder ein Vergnügen; daher bin ich trostlos, daher sehe ich danach aus, und alles ist ganz natürlich." „Meinetwegen," sagte der Freund; „also mit einem Fuß aus einer Hölle heraus, setzen Sie den anderen schon in eine neue; aber mein lieber Freund, als ich Sie da in der Straße traf, sahen Sie aus, als warteten Sie auf jemanden." „Das tat ich auch." „Aber," fuhr der andere fort, „wir sind hier in dem Quartier, in dem Ihre ehemalige Geliebte wohnt: was beweist mir, daß Sie nicht sie erwarteten?" „Wenn auch von ihr getrennt, zwingen mich doch private Gründe, in diesem Quartier zu bleiben; aber wenn auch Nachbarn, sind wir uns doch so fern, als wohnte sie am einen, ich am andern Pol. Übrigens sitzt um diese Stunde meine ehemalige Geliebte an ihrem Kamin und nimmt bei Herrn Vicomte Paul,

der sie auf dem Wege der Orthographie zur Tugend führen will, Unterricht in französischer Grammatik. Gott! wie er sie verderben wird! Nun, das ist seine Sache, jetzt, wo er der Chefredakteur seines Glückes ist. Sie sehen, Ihre Gedanken sind absurd, und statt auf der verlöschten Spur meiner alten Leidenschaft zu wandeln, gehe ich vielmehr auf der Spur meiner neuen, die schon ein wenig meine Nachbarin ist und es noch mehr werden wird. Denn ich bin bereit, den ganzen nötigen Weg zurückzulegen, und wenn sie den Rest tun will, so wird es nicht lange dauern, bis wir uns verständigen." „Wahrhaftig!" sagte der Dichter, „Sie sind schon verliebt?" „Ich sehe mich in folgender Lage," antwortete Rodolphe. „Mein Herz gleicht jenen Wohnungen, die man wiedervermietet, sowie ein Mieter sie verläßt. Wenn eine Liebe aus meinem Herzen auszieht, hänge ich ein Schild aus, um eine neue Liebe herbeizurufen. Die Wohnung ist übrigens in wohnbarem Zustand und vollständig repariert." „Und welches ist dies neue Idol? Wo haben Sie es kennen gelernt? Und wann?" „Also," sagte Rodolphe; „gehn wir der Reihe nach. Als Mimi fort war, bildete ich mir ein, ich würde mich Zeit meines Lebens nicht mehr verlieben, und ich dachte mir, mein Herz sei vor Ermüdung, vor Erschöpfung, vor allem, was Sie wollen, gestorben. Es hatte soviel geschlagen, so lange, so schnell, und zu schnell, daß die Sache glaubhaft war. Kurz, ich hielt es für tot, für ganz tot, sehr tot, und ich dachte daran, es zu begraben, wie Herr Marlborough. Aus diesem Anlaß gab ich ein kleines Begräbnisdiner, zu dem ich ein paar meiner Freunde einlud. Die Gäste sollten klägliche Minen aufstecken, und die Flaschen trugen um den Hals einen Flor." „Mich hatten Sie nicht eingeladen!" „Verzeihung, aber ich kannte die Adresse der Wolke nicht, in der Sie wohnen. Einer der Gäste hatte eine Dame mitgebracht, eine junge Dame, die auch vor kurzem von einem Liebhaber verlassen war. Man erzählte ihr meine Geschichte, es war einer meiner Freunde, ein Bursche, der das Violoncell des Gefühls recht gut spielt. Er sprach dieser jungen Witwe von den Qualitäten meines Herzens, dieses armen Toten, den wir begraben wollten, und forderte sie auf, auf seine ewige Ruhe zu trinken. Also, sagte sie, indem sie das Glas hob, ich trinke vielmehr auf seine Gesundheit; und sie warf mir einen Blick zu, einen Blick, der einen Toten auferweckt hätte,

wie man sagt; und dies war, wenn je, der Moment, um die Redensart anzuwenden, denn sie hatte ihren Toast noch nicht zu Ende gesprochen, als ich mein Herz schon das O Filii der Auferstehung singen hörte. Was hätten Sie an meiner Stelle getan?" „Schöne Frage! . . . wie heißt sie?" „Ich weiß es noch nicht, ich werde sie erst nach ihrem Namen fragen, wenn wir den Kontrakt unterschreiben. Ich weiß wohl, daß in den Augen gewisser Leute die gesetzliche Frist noch nicht verstrichen ist; aber sehn Sie, ich erbitte und gewähre mir selber Dispens. Ich weiß nur, daß mir meine Zukünftige als Mitgift die Heiterkeit einbringt, die die Gesundheit des Geistes ist, und die Gesundheit, die die Heiterkeit des Körpers ist." „Ist sie hübsch?" „Sehr hübsch, vor allem farbig; man könnte meinen, sie wasche sich morgens mit Watteaus Palette.

Sie ist blond, mein Lieber, ihr Blick ein Sieger,
Der den Brand entsendet ins Herz der Krieger.

Beweis: meins." „Eine Blonde? Sie erstaunen mich." „Ja, ich habe genug von Elfenbein und Ebenholz, ich gehe zum Blonden über;" und Rodolphe begann hüpfend zu singen:

„Und wir singen eine Ronde:
Hört mich von vorn:
Daß ich sie liebe, die stolze Blonde —
Blond wie das Korn . . ."

„Die arme Mimi," sagte der Freund, „so schnell vergessen!" Als dieser Name in Rodolphes Heiterkeit hineinfiel, gab er der Unterhaltung plötzlich eine andere Wendung. Rodolphe nahm seinen Freund am Arm und erzählte ihm ausführlich die Ursachen seines Bruchs mit Mimi; die Angst, die ihn befallen hatte, als sie fort war; wie er verzweifelt war, weil er gedacht hatte, sie nehme alles mit, was ihm an Jugend und Leidenschaft noch blieb; und wie er zwei Tage darauf erkannt hatte, daß er sich getäuscht habe, als das von soviel Schluchzen und Weinen nasse Pulver seines Herzens unter dem ersten Blick der Jugend und Leidenschaft, den ihm die erste Frau zuwarf, der er begegnet war, warm wurde, sich entzündete und explodierte. Er erzählte ihm von diesem plötzlichen und gebieterischen Ansturm des Vergessens, das er in seinem Schmerz nicht einmal zu Hilfe gerufen hatte, und dann, wie dieser Schmerz in diesem Vergessen tot und begraben gewesen war. „Ist all das nicht ein Wunder?" fragte er den Dichter, der aus Erfahrung alle schmerzlichen

Kapitel zerbrochener Liebe auswendig kannte; und er erhielt die Antwort: „Ah! nein, mein Freund, es gibt Wunder so wenig für Sie wie für andere. Was Ihnen begegnet, ist mir begegnet. Die Frauen, die wir lieben, hören, wenn sie unsere Geliebten werden, auf, das zu sein, was sie wirklich sind. Wir sehen sie nicht nur mit den Augen des Liebhabers, wir sehen sie auch mit den Augen des Dichters. Wie ein Maler über eine Gliederpuppe den kaiserlichen Purpur wirft oder den Sternenschleier einer heiligen Jungfrau, so haben wir stets ganze Magazine voll strahlender Mäntel und voller Gewänder aus reiner Leinwand zur Verfügung, und wir werfen sie verständnislosen, mürrischen oder boshaften Geschöpfen um die Schultern; und wenn sie so das Kostüm tragen, in dem unsere ideale Geliebte im Azur unserer Träume schweifte, so lassen wir uns von dieser Verkleidung fangen; wir verkörpern unseren Traum in der ersten besten Frau, zu der wir unsere Sprache sprechen, und die uns nicht versteht.

Und wenn dies Geschöpf, zu dessen Füßen wir hingekniet leben, sich selber die göttliche Hülle abreißt, unter der wir es verborgen hatten, um uns seine schlechte Natur und seine schlechten Instinkte deutlich zu zeigen — wenn es uns die Hand auf die Stelle seines Herzens legt, wo nichts mehr pocht, wo vielleicht nie etwas gepocht hat, wenn es den Schleier hebt und uns die erloschenen Augen zeigt und die welken Züge, dann legen wir ihm den Schleier wieder vor und rufen: ‚Du lügst! du lügst! Ich liebe dich, und du liebst mich auch. Diese weiße Brust ist die Hülle eines Herzens, das all seine Jugend noch umschließt; ich liebe dich, und du liebst mich! Du bist schön, du bist jung! Unter all deinen Lastern liegt Liebe. Ich liebe dich, und du liebst mich.‘ Dann schließlich, o! sehr schließlich stets, nachdem wir uns vielmals dreifache Binden vor die Augen legten, dann merken wir, daß wir uns vom eigenen Irrtum haben betrügen lassen; wir jagen die Elende fort, die gestern noch unser Idol war; wir nehmen ihr die goldenen Schleier unserer Dichtung wieder ab und werfen sie morgen von neuem einer Unbekannten über die Schultern, und sie wird sofort zum Idol mit der Aureole: so sind wir alle, monströse Egoisten übrigens: wir lieben die Liebe um der Liebe willen; Sie verstehen mich, nicht wahr? Und wir trinken diesen göttlichen Trank aus dem ersten besten Becher.

Was tut die Flasche — wenn sie trunken macht.“

„Was Sie da sagen, ist so wahr, wie zweimal zwei vier macht," sagte Rodolphe. „Ja," antwortete der Dichter, „es ist wahr und traurig wie dreiviertel aller Wahrheiten. Guten Abend."

Zwei Tage darauf erfuhr Fräulein Mimi, daß Rodolphe eine neue Geliebte hatte. Sie fragte nur nach einem, nämlich: ob er ihr auch so häufig die Hände küßte. „Ebenso häufig," antwortete Marcel. „Außerdem küßt er ihr die Haare eines nach dem andern, und sie müssen zusammenbleiben, bis er fertig ist." „Ah!" antwortete Mimi, indem sie die Hände ins Haar steckte, „ein Glück, daß ihm das bei mir nicht eingefallen ist, wir hätten unser Leben lang zusammenbleiben müssen. Glauben Sie, daß er mich wirklich gar nicht mehr liebt?" „Pah! . . . Und Sie, lieben Sie ihn noch?" „Ich, ich habe ihn Zeit meines Lebens nicht geliebt." „Doch, Mimi, doch, Sie haben ihn geliebt, zu jenen Stunden, wo das Herz der Frauen den Platz wechselt. Sie haben ihn geliebt, und leugnen Sie es nicht, denn das ist Ihre Rechtfertigung." „Ach was!" sagte Mimi, „jetzt liebt er da ja eine andere." „Freilich," sagte Marcel, „aber ‚hindert nicht'. Später wird die Erinnerung an Sie für ihn jenen Blumen gleichen, die man ganz frisch und duftig zwischen die Blätter eines Buches legt, und die man viel später tot, farblos und welk wiederfindet: aber immer noch haben sie einen vagen Duft von ihrer ersten Frische bewahrt."

. . . . . .

Eines Abends, als sie neben dem Vicomte Paul saß und leise vor sich hinträllerte, fragte er Mimi: „Was singen Sie da, meine Liebe?" „Das Leichengedicht unserer Liebe, das mein Liebhaber Rodolphe kürzlich gedichtet hat." Und sie sang:

„Ich habe nicht einen Pfennig mehr, teure Muse,
Zu vergessen befiehlt da die Ehrenpflicht,
Und tränenlos, wie eine altmodische Bluse
Wirst du mich vergessen, Mimi, nicht?

Einerlei! nicht zu zählen die Nächte, haben wir nun
Auch manche glücklichen Tage erfahren:
Sie waren nicht lang; jedoch — was tun?
Die schönsten sind, die die kürzesten waren."

XXI. ROMEO UND JULIA.

Angezogen wie ein Bild aus seinem Journal Die Schärpe der Iris, mit Handschuhen und Lackstiefeln, rasiert und frisiert, den Schnurrbart aufgedreht, Stock in der Hand, Monokel im Auge, aufgeblüht, verjüngt, von oben bis unten schick: so hätte man eines Novemberabends unseren Freund, den Dichter Rodolphe sehen können, wie er auf dem Boulevard stand und eines Wagens harrte, um nach Hause zu fahren.

Rodolphe erwartete einen Wagen? Welche Sintflut war denn über sein Privatleben hereingebrochen?

Um eben diese Stunde, als der Dichter sich, verwandelt, den Schnurrbart drehte, zwischen den Zähnen eine ungeheure Regalia kaute und den Blick der Schönen bezauberte, ging auch einer seiner Freunde über denselben Boulevard. Es war der Philosoph Gustav Colline. Rodolphe sah ihn kommen und erkannte ihn sofort; und wer von allen, die ihn ein einziges Mal gesehen hatten, hätte ihn nicht sofort erkannt? Colline war wie stets mit einem Dutzend Schmöker beladen. Bekleidet mit jenem unsterblichen nußbraunen Paletot, dessen Solidität den Glauben erweckte, er sei von den Römern gebaut, auf dem Kopf den berühmten Hut mit dem breiten Rand, einer Kastorkuppel, unter der sich der Schwarm hyperphysischer Gedanken regte, und den man den Mambrinshelm der modernen Philosophie genannt hat — so ging Gustav Colline langsamen Schrittes einher und grübelte leise über die Vorrede zu einem Werk, das . . . in seiner Phantasie seit drei Monaten unter der Presse war. Als er sich der Stelle näherte, wo Rodolphe stand, glaubte Colline ihn einen Augenblick zu erkennen; aber die äußerste Eleganz, die der Dichter entfaltete, stürzte ihn in Zweifel und Ungewißheit. „Rodolphe mit Handschuhen und Stock! Chimäre! Utopia! Welche Verirrung! Rodolphe gekräuselt! Er, der weniger Haare hat als die Gelegenheit. Wo hatte ich nur meinen Kopf? Übrigens sitzt um diese Stunde mein unglücklicher Freund und klagt und dichtet melancholische Verse über den Aufbruch des jungen Fräulein Mimi, die ihn hat sitzen lassen, wie ich habe sagen hören. Meiner Treu, ich sehne sie zurück, diese junge Dame; sie zeichnete sich bedeutend aus in der Art, den Kaffee zu bereiten, der das Getränk der ernsten

Geister ist. Aber ich hoffe, Rodolphe wird sich trösten, und er wird bald eine neue Kaffeekellnerin nehmen." Und Colline war von seinem Scherz so entzückt, daß er sich gern da capo zugerufen hätte . . . wenn nicht in seinem Innern die ernste Stimme der Philosophie erwacht wäre und dieser Ausschweifung des Geistes ein energisches Halt! zugerufen hätte. Als er jedoch in Rodolphes Nähe stehen blieb, war Colline gezwungen, sich dem Augenschein zu fügen. Es war doch Rodolphe, mit gekräuseltem Haar, mit Handschuhen und Stock; es war unmöglich, aber wahr. „Eh! eh! potztausend!" sagte Colline, „ich täusche mich nicht, du bist es, ich bin sicher." „Und ich auch," erwiderte Rodolphe. Und Colline begann seinen Freund zu betrachten, indem er seinem Gesicht den Ausdruck gab, den Herr Lebrun, der Maler des Königs, anwandte, um die Überraschung auszudrücken. Aber plötzlich sah er zwei bizarre Dinge, mit denen Rodolphe beladen war: 1) eine Strickleiter, 2) einen Käfig, in dem irgend ein Vogel flatterte. Bei diesem Anblick drückte Gustav Collines Physiognomie eine Empfindung aus, die Herr Lebrun, der Maler des Königs, auf seiner Tafel der Leidenschaften vergessen hat. „Nun," sagte Rodolphe, „deutlich erkenne ich die Neugier deines Geistes, da sie sich zum Fenster deiner Augen herauslehnt; ich will dich befriedigen, nur laß uns die offene Straße verlassen, es ist so kalt, daß deine Fragen und meine Antworten erfrieren würden." Und beide traten in ein Café.

Colline ließ die Strickleiter so wenig wie den Käfig aus den Augen. Der kleine Vogel begann, von der Atmosphäre des Cafés erwärmt, in einer Colline seiner Sprachkenntnisse ohngeachtet unbekannten Sprache zu singen. „Nun," sagte der Philosoph, indem er auf die Leiter deutete, „was ist das da?" „Ein Bindestrich zwischen einer guten Freundin und mir," antwortete Rodolphe im Tonfall einer Mandoline. „Und das?" fragte Colline, indem er auf den Vogel zeigte. „Das," sagte der Dichter, dessen Stimme süß wurde wie der Sang des Frühlingswindes, „ist eine Uhr." „Sprich ohne Metaphern, in gemeiner Prosa, aber korrekt." „Meinetwegen. Hast du Shakespeare gelesen?" „Ob ich ihn gelesen habe! To be or not to be. Er war ein großer Philosoph . . . Ja, ich habe ihn gelesen." „Entsinnst du dich des Dramas Romeo und Julia?" „Ob ich mich entsinne!" rief Colline. Und er begann zu rezitieren:

„Nein, es ist nicht der Tag und nicht die Lerche,
Die jetzt dein Ohr mit ihrem Liede schreckt;
Es ist die Nachtigall . . .

Bei Gott! ja, ich entsinne mich. Und?“ „Wie!“ sagte Rodolphe, indem er auf die Leiter und den Vogel zeigte, „du verstehst nicht? Die Sache ist die: ich bin verliebt, mein Lieber, verliebt in eine Dame, die Julia heißt.“ „Nun und?“ fuhr Colline ungeduldig fort. „Also: da mein neues Idol Julia heißt, habe ich den Plan gefaßt, mit ihr Shakespeares Drama in Szene zu setzen. Zunächst heiße ich nicht mehr Rodolphe, ich heiße Romeo Montegu, und du wirst mir den Gefallen tun und mich nicht anders nennen. Zum Überfluß habe ich mir, daß alle Welt es wisse, neue Visitenkarten drucken lassen. Aber das ist nicht alles, ich will den Karneval ausnutzen, mich in ein Samtwams kleiden und mir ein Schwert umhängen.“ „Um Tybald zu töten?“ fragte Colline. „Gewiß,“ fuhr Rodolphe fort. „Kurz, diese Leiter, die du siehst, soll mir helfen, zu meiner Geliebten zu kommen, die noch dazu auch einen Balkon besitzt.“ „Aber der Vogel, der Vogel?“ sagte der hartnäckige Colline. „Eh! potztausend, dieser Vogel, eine Taube, soll die Rolle der Nachtigall übernehmen und jeden Morgen den genauen Moment angeben, in dem meine Geliebte mich, der bereit ist, ihre angebeteten Arme zu verlassen, um den Hals fassen soll und mir genau wie in der Balkonszene mit ihrer süßen Stimme sagen: ‚Nein, es ist nicht der Tag und nicht die Lerche . . . das heißt, nein, es ist noch nicht elf Uhr, auf der Straße ist Schmutz, geh nicht fort, es ist so hübsch hier.‘ Und um die Nachahmung vollständig zu machen, will ich versuchen, mir eine Amme zu verschaffen, die ich meiner Geliebten zur Verfügung stelle. Ich hoffe, der Almanach wird so freundlich sein und mir von Zeit zu Zeit ein wenig Mondschein gewähren, wenn ich den Balkon meiner Julia erklettere. Was sagst du zu meinem Plan, Philosoph?“ „Er ist hübsch,“ sagte Colline, „aber könntest du mir auch das Geheimnis dieser Hülle der Pracht erklären, die dich unkenntlich macht . . . Du bist wohl reich geworden?“ Rodolphe antwortete nicht, sondern winkte dem Kellner des Cafés, warf ihm nachlässig einen Louisdor hin und sagte: „Ziehen Sie ab.“ Dann schlug er sich auf die Tasche, die zu klingen begann. „Du hast wohl einen Kirch-

turm in der Tasche, daß sie so läutet?“ „Nur ein paar Louis.“ „Goldlouis?“ sagte Colline mit vor Staunen erstickter Stimme. „Zeig' doch 'mal, wie sie ausseh'n.“ Die beiden Freunde trennten sich, Colline, um von Rodolphes opulenten Gewohnheiten und von seiner neuen Liebe zu berichten; Rodolphe, um nach Hause zu gehen.

Das ereignete sich in der zweiten Woche nach dem zweiten Abbruch des Verhältnisses zwischen Rodolphe und Fräulein Mimi. In Begleitung seines Freundes Marcel empfand der Dichter, als er mit seiner Geliebten gebrochen hatte, das Bedürfnis nach einem Luft- und Milieuwechsel, und er verließ das düstere Hotel garni, dessen Besitzer ihn wie Marcel ohne jedes Bedauern scheiden sah. Beide suchten sich, wie wir schon berichtet haben, anderswo Unterkunft und mieteten sich in einem und demselben Hause auf dem gleichen Stockwerk zwei Zimmer. Das von Rodolphe erwählte Zimmer war unvergleichlich viel behaglicher als irgendeins, das er bisher jemals bewohnt hatte. Es standen fast ernsthafte Möbel darin: vor allem ein Kanapee aus rotem Stoff, der Samt nachahmen sollte; freilich folgte besagter Stoff keineswegs dem Satz: „Tu, was du sollst.“ Auch standen auf dem Kamin zwei Porzellanvasen mit Blumen und in der Mitte eine Alabasteruhr mit furchtbaren Verzierungen. Die Vasen stellte Rodolphe in einen Schrank; und als der Hauswirt kam, um die Uhr, die stillstand, aufzuziehen, bat der Dichter ihn, es nicht zu tun. „Ich will die Uhr auf dem Kamin lassen,“ sagte er, „aber nur als Kunstgegenstand; sie zeigt auf Mitternacht, und das ist eine schöne Stunde; bei ihr möge sie bleiben! An dem Tage, wo sie fünf Minuten nach Mitternacht zeigt, ziehe ich aus ... Eine Uhr!“ sagte Rodolphe, der sich der gebieterischen Tyrannei des Zifferblatts nie hatte fügen können, „ist ein intimer Feind, der einem unerbittlich Stunde für Stunde, Minute für Minute das Leben vorzählt und zu jedem Augenblick sagt: Wieder ein Teil deines Lebens verflossen! Ach! ich könnte mit einem dieser Folterinstrumente, in deren Nachbarschaft Nonchalance und Träumerei unmöglich werden, nicht ruhig in einem Zimmer schlafen!... Einer Uhr, deren Zeiger sich bis zum Bette strecken und einen morgens, wenn man noch in den weichen Träumen des ersten Erwachens liegt, stechen ... Einer Uhr, deren Stimme ruft: Kling, kling, kling! es ist Zeit zum Geschäft!

verlasse deinen reizenden Traum, entschlüpfe den Liebkosungen deiner Visionen (und bisweilen denen der Realitäten). Setze den Hut auf, ziehe die Stiefel an, es ist kalt, es regnet, geh an deine Arbeit, es ist Zeit, kling, kling! ... Es ist gerade genug, daß der Kalender da ist ... Also meine Uhr soll gelähmt verbleiben, sonst ..." Und während er diesen Monolog hielt, sah er sich in seiner neuen Wohnung um, und ihn befiel jene geheime Unruhe, die man fast immer durchmacht, wenn man in neue Räume zieht. „Ich habe es bemerkt," dachte er, „die Räume, die wir bewohnen, üben einen geheimnisvollen Einfluß auf unsre Gedanken und also auf unsere Handlungen aus. Dies Zimmer ist kalt und schweigsam wie ein Grab. Wenn je die Heiterkeit hier singt, so bringt man sie von draußen herein, und selbst dann wird sie nicht lange bleiben, denn das Lachen erstürbe unter dieser Decke, die wie ein Schneehimmel niedrig, kalt und weiß zu Häupten hängt. Ah! welches wird zwischen diesen vier Wänden mein Leben sein?"

. . . . . .

Wenige Tage darauf jedoch strahlte dies traurige Zimmer vor Helle, und es klang wider von freudigem Lärm; man nahm ein Einweihungsmahl, und zahlreiche Flaschen erklärten die lustige Laune der Gäste. Rodolphe selber hatte sich von der ansteckenden guten Laune seiner Gäste gewinnen lassen. In einem Winkel saß er mit einer jungen Dame allein; sie war zufällig mitgekommen, und er hatte sich ihrer bemächtigt, um ihr mit Wort und Hand Madrigale zu sagen. Gegen Ende des Festes hatte er auf den folgenden Tag ein Rendezvous erlangt. „Nun," sagte er, als er allein war, „der Abend ist nicht so übel gewesen, und mein Aufenthalt hat gut begonnen."

Am folgenden Tage kam Fräulein Julia um die verabredete Stunde. Der Abend ging einzig mit Auseinandersetzungen hin. Julia hatte von Rodolphes kürzlichem Bruch mit jenem blauäugigen Mädchen erfahren, das er so sehr geliebt hatte; sie wußte, Rodolphe hatte sie, nachdem er sie schon einmal verlassen hatte, von neuem aufgenommen, und sie fürchtete, einem solchen dritten Rückfall der Liebe zum Opfer zu fallen. „Sehn Sie," fügte sie mit einer hübschen Geste der Meuterei hinzu, „ich habe keineswegs Lust, eine lächerliche Rolle zu spielen. Ich warne Sie, ich bin sehr boshaft; einmal

Herrin hier," und sie unterstrich das Wort mit einem Blick, „bleibe ich und trete meinen Platz nicht ab." Rodolphe rief seine ganze Beredsamkeit zu Hilfe, um sie zu überzeugen, daß ihre Befürchtungen unbegründet seien. Und da die junge Dame ihrerseits guten Willen zeigte, sich überzeugen zu lassen, so verständigten sie sich schließlich. Nur verständigten sie sich erst, als es Mitternacht schlug; denn Rodolphe wollte, sie solle bleiben, und sie wollte gehen. „Nein," sagte sie, als er beharrte. „Wozu solche Eile? Wir kommen immer noch dahin, wohin wir kommen müssen, es sei denn, Sie gebieten mir unterwegs wieder Einhalt. Ich komme morgen wieder." Und so kam sie eine Woche lang jeden Abend, um nach Hause zu gehen, sobald es Mitternacht schlug.

Diese Langsamkeit verdroß Rodolphe nicht allzusehr. In der Liebe oder selbst in einer Laune gehörte er zu jener Schule Reisender, die die Reise hinziehen und sie malerisch zu gestalten suchen. Diese kleine sentimentale Vorrede hatte zur Folge, daß Rodolphe von vornherein weiter fortgerissen wurde, als er gehen wollte. Und ohne Zweifel hatte Fräulein Julia diese Kriegslist angewandt, um ihn bis zu einem Punkt zu treiben, wo die Laune, von dem Widerstand, den man ihr entgegensetzt, gereift, der Liebe zu gleichen beginnt. Bei jedem neuen Besuch, den sie Rodolphe machte, bemerkte Julia in allem, was er ihr sagte, einen ausgesprocheneren Ton der Aufrichtigkeit. Wenn sie sich ein wenig verspätete, empfand er eine symptomatische Ungeduld, die das junge Mädchen entzückte; und er schrieb ihr sogar Briefe, deren Sprache sie hoffen ließ, sie werde demnächst seine legitime Geliebte werden.

Als Marcel, der sein Vertrauter war, einmal eine von Rodolphes Episteln abfing, sagte er lachend: „Ist es nur der Stil, oder meinst du wirklich, was du da sagst?" „O ja, ich meine es," antwortete Rodolphe, „und das erstaunt mich selber sogar ein wenig; aber es ist so. Ich war noch vor acht Tagen in recht trauriger Lage. Diese Einsamkeit und diese Stille, die so brutal auf die Stürme meines alten Haushalts folgten, beängstigten mich furchtbar; aber fast gleich darauf ist Julia gekommen. Mir schlugen die Fanfaren zwanzigjähriger Heiterkeit ans Ohr. Ich sah ein frisches Gesicht vor mir, Augen voller Lächeln, einen Mund voller Küsse, und ganz allmählich habe ich mich verleiten lassen, der schiefen Ebene der

Laune zu folgen, die mich vielleicht zur Liebe geführt hat. Ich liebe die Liebe."

Unterdessen merkte Rodolphe gar bald, daß es nur noch an ihm lag, diesen kleinen Roman zum Abschluß zu bringen. Und da war ihm eingefallen, die Liebe Romeos und Julias dem Bühnenbilde nach aus Shakespeare zu kopieren. Seine künftige Geliebte hatte den Gedanken amüsant gefunden und sich bereit erklärt, den Scherz mitzumachen. An eben dem Abend, auf den das Rendezvous angesetzt war, traf Rodolphe den Philosophen Colline; gerade hatte er die seidene Strickleiter gekauft, auf der er Julias Balkon erklettern wollte. Und da der Vogelhändler, an den er sich wandte, keine Nachtigall hatte, so schob Rodolphe eine Taube unter, die, wie man ihm versicherte, jeden Morgen bei Tagesanbruch gurrte.

Zu Hause angelangt, überlegte der Dichter sich, daß die Ersteigung einer Strickleiter nicht so leicht sei, und er hielt es für geraten, eine kleine Probe der Balkonszene zu veranstalten, wenn er nicht, von der Möglichkeit des Sturzes abgesehen, Gefahr laufen wollte, sich in den Augen derer, die ihn erwartete, als lächerlich und ungeschickt zu zeigen. Er befestigte seine Leiter an zwei fest in die Decke geschlagenen Nägeln und verwandte die zwei Stunden, die ihm noch blieben, auf gymnastische Übungen; nach endlosen Versuchen gelang es ihm wohl oder übel, zehn Sprossen zu erklettern. „Also gut," sagte er, „jetzt bin ich meiner Sache sicher, und übrigens — wenn ich unterwegs hängen bliebe, so gäbe mir die Liebe Flügel."

Und mit seiner Leiter und seinem Taubenkäfig beladen, begab er sich zu Julia, die in der Nähe wohnte. Ihr Zimmer lag hinten in einem kleinen Garten und hatte wirklich eine Art Balkon. Aber es lag im Parterre, und der Balkon war spielend zu ersteigen. Rodolphe war ganz niedergeschlagen, als er sah, wie durch diese Verhältnisse sein poetischer Plan der Erkletterung zunichte wurde. „Einerlei," sagte er zu Julia, „die Balkonepisode können wir trotzdem aufführen. Dieser Vogel wird uns morgen mit seiner melodischen Stimme wecken und uns den genauen Moment angeben, in dem wir uns voll Verzweiflung voneinander trennen müssen." Die Taube war am folgenden Morgen pünktlich und füllte das Zimmer schon um fünf mit gedehntem Gurren; sicher wären die Liebenden auch erwacht . . . wenn sie nämlich überhaupt

geschlafen hätten. „Also," sagte Julia, „jetzt ist der Moment gekommen, um auf den Balkon hinauszugehn und uns verzweifelt adieu zu sagen; was hältst du davon?" „Die Taube geht vor," sagte Rodolphe; „wir sind im November, die Sonne geht erst mittags auf." „Einerlei," sagte Julia, „ich stehe auf." „Ah! weshalb?" „Ich habe einen leeren Magen, und ich will dir nicht verhehlen, daß ich gern ein wenig äße." „Es ist merkwürdig, welcher Einklang in unseren Empfindungen herrscht; auch ich habe grausamen Hunger," sagte Rodolphe, indem er gleichfalls aufstand und sich eiligst anzog. Julia hatte schon Feuer angezündet und suchte, ob sie in ihrem Büfett nicht etwas fände; Rodolphe half ihr beim Suchen. „Sieh da!" sagte er, „Zwiebeln!" „Und Speck!" sagte Julia. „Und Butter." „Und Brot." Ach! das war alles.

Während dieser Suche gurrte die Taube optimistisch und sorglos auf ihrer Stange. Romeo sah Julia an; Julia sah Romeo an; beide sahen die Taube an. Mehr sprachen sie nicht. Das Schicksal der Taubenuhr war besiegelt. Und hätte sie Berufung eingelegt, es wäre verlorene Mühe gewesen; denn der Hunger ist ein grausamer Ratgeber. Rodolphe hatte Kohlen entzündet und briet Speck in der zischenden Butter; er sah ernst und feierlich drein. Julia zog in melancholischer Haltung Zwiebeln ab. Die Taube gurrte immer noch; es war ihr Schwanenlied. Diesen Klagen schloß sich der Sang der Butter in der Kasserolle an. Fünf Minuten darauf sang noch die Butter; aber den Templern gleich sang die Taube nicht mehr. Romeo und Julia hatten ihre Uhr in die Pfanne getan. „Sie hatte eine hübsche Stimme," sagte Julia, als sie sich zu Tisch setzte. „Sie war recht zart," sagte Romeo, indem er seinen gut durchgebackenen Wecker zerschnitt. Und die Liebenden sahen sich an und entdeckten in ihren Augen je eine Träne.

... Die Heuchler! Die Zwiebeln hatten sie zum Weinen gebracht!

XXII. EPILOG ZUR LIEBE ZWISCHEN RODOLPHE UND FRÄULEIN MIMI.

I. Während der ersten Tage nach seinem definitiven Bruch mit Fräulein Mimi, die ihn — man entsinnt sich — verlassen

hatte, um in des Vicomte Pauls Karossen zu steigen, hatte der Dichter Rodolphe sich zu betäuben versucht, indem er eine neue Geliebte nahm. Eben die, die blond war, und für die er sich, wie wir gesehen haben, an einem Tag der Torheit und der Paradoxie als Romeo verkleidet hatte. Aber diese Verbindung, die bei ihm nur eine Sache des Trotzes und bei der anderen eine Sache der Laune war, konnte nicht von langer Dauer sein; das junge Mädchen war schließlich nur ein tolles Wesen, das die Koloraturen wilder Streiche bis zur Vollendung sang: geistreich genug, um den Geist anderer zu beobachten und sich seiner bei Gelegenheit zu bedienen, und ohne Herz, außer wenn sie zuviel gegessen hatte, denn dann wurde ihr übel. Bei all dem rasende Eitelkeit und wilde Koketterie; so daß es ihr lieber gewesen wäre, ihr Liebhaber bräche ein Bein, als daß ihr Kleid einen Volant weniger hätte oder ihr ein Band auf dem Hut verblich. Eine strittige Schönheit, ein ordinäres Geschöpf, von Geburt mit allen schlechten Instinkten begabt und doch durch gewisse Seiten und zu gewissen Stunden verführerisch. Bald merkte sie, daß Rodolphe sie einzig genommen hatte, damit sie ihm half, die Fehlende zu vergessen, während sie vielmehr die Sehnsucht nach ihr in ihm weckte; denn nie hatte sich seine ehemalige Freundin in seinem Herzen so geräuschvoll und lebhaft gezeigt.

Eines Tages sprach Julia, Rodolphes neue Geliebte, von ihrem Liebhaber, dem Dichter, mit einem Studenten der Medizin, der ihr den Hof machte; der Student erwiderte: „Mein liebes Kind, dieser Bursche benutzt Sie, wie man Höllenstein benutzt, um Wunden auszubrennen; er will sich das Herz ausbrennen; Sie tun sehr unrecht daran, sich über ihn zu ärgern und ihm treu zu bleiben.“ „Ah! ah!“ rief das junge Mädchen und brach in Lachen aus, „meinen Sie wirklich, ich geniere mich?“ Und noch abends gab sie dem Studenten den Beweis des Gegenteils. Dank der Indiskretion eines jener gefälligen Freunde, die eine Nachricht, welche Kummer bereiten konnte, nicht geheim zu halten vermögen, bekam Rodolphe von der Sache Wind und nahm sie zum Vorwand, um mit seiner Interimsgeliebten zu brechen.

Jetzt verschloß er sich in absoluter Einsamkeit, und alle Fledermäuse der Langeweile kamen alsbald, um bei ihm ihr Nest zu bauen. Er rief die Arbeit zu Hilfe, aber vergebens.

Jeden Abend schrieb er, nachdem er genau soviel Tropfen Wasser geschwitzt hatte, wie er Tinte verbrauchte, einige zwanzig Zeilen, in denen eine alte Idee, müder als der ewige Jude, schlecht gekleidet in literarischem Plunder entliehenen Lumpen, schwer auf dem Drahtseil der Paradoxie zu tanzen versuchte. Wenn er diese Zeilen durchlas, war Rodolphe bedrückt wie ein Mensch, der Nesseln wachsen sieht, wo er Rosen zu säen vermeinte. Dann zerriß er das Blatt, auf dem er den Rosenkranz der Albernheit abgebetet hatte, und trat es in Wut mit den Füßen. „Nun," sagte er, indem er sich an der Stelle des Herzens auf die Brust schlug, „die Saite ist gesprungen, ergeben wir uns darein." Und da diese Enttäuschung seit langem all seinen Arbeitsversuchen folgte, so faßte ihn jene mutlose Mattheit, die den robustesten Stolz zum Straucheln bringt und den hellsten Verstand abstumpft. Nichts, wahrlich, ist furchtbarer als diese einsamen Kämpfe, die sich bisweilen zwischen dem hartnäckigen Künstler und der rebellischen Kunst anspinnen, nichts ist rührender als jene Ausbrüche, die mit bald flehenden, bald gebieterischen Anrufungen der verachtungsvollen oder flüchtigen Muse abwechseln. Die heftigsten menschlichen Qualen, die tiefsten Wunden im innersten Herzen verursachen kein Leiden, das dem jener Stunden der Ungeduld und des Zweifels gleichkommt, unter denen all diejenigen so häufig stöhnen, die sich dem gefährlichen Beruf der Phantasie ergeben haben.

Diesen gewaltsamen Krisen folgte schmerzliche Niedergeschlagenheit; dann verharrte Rodolphe ganze Stunden lang wie versteinert in stumpfer Reglosigkeit. Die Ellbogen auf den Tisch gestützt, die Augen starr auf das Lichtfeld gerichtet, das seine Lampe mitten auf das Papier warf: ein „Schlachtfeld", auf dem sein Geist täglich geschlagen wurde, und wo seine Feder auf der Verfolgung des unfaßbaren Gedankens ermattete — so sah er langsam, den Gestalten einer Laterna magica gleich, mit denen man Kinder amüsiert, phantastische Bilder vorüberziehen, die ihm das Panorama seiner Vergangenheit entrollten. Erst kamen arbeitsame Tage, an denen jede Stunde des Zifferblatts die Erfüllung einer Pflicht bezeichnete, eifrige Nächte, verbracht im Zwiegespräch mit der Muse, die seine einsame und geduldige Armut mit ihrem Feenzauber schmückte. Und voll Neid besann er sich da auf die stolze Gewohnheit, die ihn einst berauschte, wenn er die

von seinem Willen auferlegte Arbeit beendet hatte. „O!“ rief er aus, „nichts kommt euch gleich, ihr wollüstigen Mattigkeiten der Arbeit, die ihr das Kissen des Far-niente so weich macht. Nicht die Befriedigungen der Eitelkeit noch die fiebrischen Entzückungen, erstickt unter den schweren Vorhängen geheimnisvoller Alkoven, nichts kommt jener ehrlichen und ruhigen Freude gleich, jener berechtigten Selbstzufriedenheit, die die Arbeit den Arbeitsamen als ersten Lohn entrichtet.“ Und die Augen immer noch starr auf die Visionen gerichtet, die ihm immer noch die Szenen vergangener Zeiten zeigten, stieg er die sechs Treppen aller Mansarden hinauf, in denen seine abenteuernde Existenz kampiert hatte und wohin ihm die Muse, damals seine einzige Liebe, seine treue, ausharrende Freundin, stets gefolgt war, teilend den Tisch des Elends, und nie ihr Lied der Hoffnung unterbrechend. Aber hier, mitten in diesem regelmäßigen und ruhigen Leben, hier tauchte plötzlich das Gesicht einer Frau auf; und als sie sie in diese Wohnung treten sah, wo sie bis dahin einzige Königin und Geliebte gewesen war, stand des Dichters Muse traurig auf und ließ der Neugekommenen, in der sie die Rivalin erriet, den Platz. Rodolphe zögerte einen Augenblick zwischen der Muse, der sein Blick zu sagen schien: Bleib! während schon eine lockende Geste der Fremden zurief: Komm! Und wie es zurückweisen, dies reizende Geschöpf, das zu ihm kam, bewaffnet mit jeder Verführung einer Schönheit in ihrer Morgenröte? Den zierlichen Mund und die rosigen Lippen, sprechend eine naive und verwegene Sprache voller schmeichlerischer Versprechungen: Wie dieser kleinen weißen Hand mit den blauen Adern, die sich voller Liebkosungen nach ihm streckte, die Hand verweigern? Wie zu diesen blühenden achtzehn Jahren, deren bloße Gegenwart schon das Haus mit dem Duft der Jugend und Heiterkeit füllte — wie zu ihnen sagen: Geht! Und dann sang sie mit ihrer süßen, zärtlich bewegten Stimme so gut die Cavatine der Versuchung! Mit ihren lebhaften und glänzenden Augen sagte sie so deutlich: Ich bin die Liebe; mit ihren Lippen, auf denen der Kuß erblühte: Ich bin die Lust; und schließlich mit ihrem ganzen Wesen: Ich bin das Glück! — so gut, daß Rodolphe sich fangen ließ. Und war nicht übrigens dies junge Mädchen schließlich die lebendige und wirkliche Poesie? Verdankte er ihm nicht seine frischesten Inspirationen? Hatte

sie ihn nicht oft in eine Begeisterung eingeweiht, die ihn so hoch in den Äther der Träume forttrug, daß er die Dinge der Erde aus dem Gesicht verlor? Wenn er viel um sie gelitten hatte, war dies Leiden nicht die Sühne für maßlose Freuden, die sie ihm gab? War es nicht die gemeine Rache des Menschenschicksals, das das absolute Glück wie eine Gottlosigkeit verbietet? Wenn das christliche Gesetz denen vergibt, die viel geliebt haben, so geschieht es, weil sie auch viel gelitten haben, und die irdische Liebe wird zur göttlichen Leidenschaft nur unter der Bedingung, daß sie sich in Tränen reinigt. So wie man sich am Duft verwelkter Rosen berauscht, so berauschte Rodolphe sich noch, indem er durch die Erinnerung an dies ehemalige Leben wieder auflebte, in dem jeder Tag eine neue Elegie gab, ein furchtbares Drama oder eine groteske Komödie. Er machte noch einmal alle Phasen seiner seltsamen Liebe zu der teuren Fernen durch, von ihrem Honigmond an, bis zu den häuslichen Gewittern hin, die ihren letzten Bruch entschieden hatten; er entsann sich des Repertoriums aller Listen seiner einstigen Geliebten, er sagte sich all ihre Scherze wieder her. Er sah sie in ihrem kleinen Haushalt umhergehn, wie sie ihr Lied Ma mie Annette trällerte und mit gleicher, sorgloser Heiterkeit gute wie schlimme Tage hinnahm. Und schließlich sagte er sich, in der Liebe habe die Vernunft von jeher unrecht gehabt. Was hatte er denn auch bei diesem Bruch gewonnen? Als er noch mit Mimi lebte, betrog sie ihn, freilich; aber wenn er es wußte, so war es im Grunde seine Schuld, denn er gab sich unendliche Mühe, um es zu erfahren; er verbrachte seine Zeit auf dem Anstand nach Beweisen, und er selber schärfte die Dolche, die er sich ins Herz bohrte. War übrigens Mimi nicht geschickt genug, um ihm im Notfall zu beweisen, daß er der war, der sich betrog? Und dann, mit wem war sie ihm untreu? Am häufigsten mit einem Schal, einem Hut: mit Dingen und nicht mit Menschen. Jene Ruhe, die er erhofft hatte, als er sich von seiner Geliebten trennte — hatte er sie seither gefunden? Ah! nein. Nur sie war aus dem Hause verschwunden. Ehemals konnte sein Schmerz sich ergießen, er konnte sich in Schmähungen, Vorstellungen Luft machen, er konnte zeigen, was alles er litt, und er konnte das Mitleid der einen wecken, die ihm sein Leiden gab. Und jetzt war sein Schmerz einsam, seine Eifersucht war zur

Raserei geworden; denn ehemals konnte er, wenn er Verdacht hatte, Mimi wenigstens am Ausgehen hindern, konnte sie bei sich behalten, in seinem Besitz; und jetzt traf er sie auf der Straße am Arm ihres neuen Liebhabers, und er mußte sich abwenden, um sie vorbeizulassen, sie, die ohne Zweifel glücklich war und zum Vergnügen ging.

Dies elende Leben dauerte drei oder vier Monate. Allmählich kehrte die Ruhe zurück. Marcel, der eine lange Reise gemacht hatte, um seine Gedanken von Musette abzulenken, kehrte nach Paris zurück und zog wieder zu Rodolphe. Sie trösteten sich gegenseitig. Eines Tages — es war ein Sonntag — begegnete Rodolphe, als er den Luxembourg durchquerte, Mimi in großer Toilette. Sie ging zum Ball. Sie nickte mit dem Kopf, er antwortete mit einem Gruß. Die Begegnung gab ihm einen Stich ins Herz, aber die Aufregung war weniger schmerzhaft als früher. Er ging noch eine Weile im Garten des Luxembourg spazieren und dann nach Hause. Als abends Marcel kam, fand er ihn bei der Arbeit. „Ah, was!“ sagte Marcel, indem er sich ihm über die Schulter neigte, „du arbeitest? ... Verse?“ „Ja,“ sagte Rodolphe voll Freude. „Ich glaube, das kleine Tier ist nicht ganz tot. Seit den vier Stunden, die ich hier sitze, habe ich den Schwung meiner alten Tage wiedergefunden; ich bin Mimi begegnet.“ „Was!“ sagte Marcel voll Sorge. „Und wie weit seid ihr?“ „Keine Angst,“ sagte Rodolphe, „wir haben uns nur gegrüßt. Weiter ist nichts geschehen.“ „Wirklich?“ sagte Marcel. „Wirklich. Es ist aus zwischen uns, ich fühle es; aber wenn ich wieder arbeiten kann, so verzeihe ich ihr.“ „Wenn es ganz aus ist,“ fügte Marcel hinzu, der Rodolphes Verse gelesen hatte, „weshalb dichtest du sie da an?“ „Ah!“ erwiderte der Dichter, „ich nehme meine Poesie, wo ich sie finde.“

Acht Tage lang arbeitete er an diesem kleinen Gedicht. Als er fertig war, las er es Marcel vor, der sich zufrieden erklärte und Rodolphe ermunterte, die Ader, die sich wieder geöffnet hatte, sonst noch auszunutzen. „Denn,“ bemerkte er, „es lohnte nicht, Mimi zu verlassen, wenn du ewig mit ihrem Schatten leben willst. Freilich,“ sagte er lächelnd, „statt andern zu predigen, sollte ich lieber mir selber predigen, denn mir steckt das Herz von Musette noch ganz voll. Nun! wir werden vielleicht nicht ewig junge Leute bleiben, die in

Teufelskreaturen verliebt sind." „Ah!" sagte Rodolphe, „der Jugend braucht man nicht sagen: Geh!" „Freilich," sagte Marcel, „aber es gibt Tage, wo ich ein ehrbarer Greis sein möchte, Mitglied des Instituts, dekoriert mit mehrfachen Orden und von allen Musettes dieser Welt befreit. Der Teufel soll mich holen, wenn ich zu ihnen zurückkehrte! Und du," fügte der Künstler lachend bei, „möchtest du sechzig Jahre alt sein?"

„Heute," antwortete Rodolphe, „wären mir sechzig Franken lieber."

Ein paar Tage darauf schlug Fräulein Mimi, die mit dem jungen Vicomte Paul in ein Café gegangen war, eine Revue auf, in der die Verse, die Rodolphe auf sie gedichtet hatte, abgedruckt waren. „Schön!" rief sie lachend, „mein Liebhaber Rodolphe sagt mir wieder einmal in den Blättern Schlimmes nach!" Als sie aber das Gedicht gelesen hatte, saß sie schweigsam und ganz träumerisch da. Der Vicomte Paul erriet, daß sie Rodolphes gedachte, und suchte sie abzulenken. „Ich werde Ihnen Ohrgehänge kaufen," sagte er. „Ah!" sagte Mimi, „Sie haben Geld!" „Und einen italienischen Strohhut," fuhr der Vicomte Paul fort. „Nein," sagte Mimi, „wenn Sie mir einen Gefallen tun wollen, so kaufen Sie mir das!" Und sie zeigte ihm das Heft, in dem sie Rodolphes Gedicht gelesen hatte. „Ah! das ... nein," sagte der Vicomte pikiert. „Gut," erwiderte Mimi kühl. „Ich werde es mir selber kaufen, und zwar mit Geld, das ich mir selbst verdienen will. Es ist mir auch lieber, wenn es nicht von Ihrem geschieht." Und auf zwei Tage kehrte Mimi in ihre alte Blumenwerkstatt zurück, wo sie sich soviel verdiente, daß sie die Lieferung kaufen konnte. Sie lernte Rodolphes Gedicht auswendig; und um den Vicomte Paul rasend zu machen, sagte sie es den ganzen Tag lang ihren Freunden her. Die Verse lauteten:

Als auf der Liebe Suche ich durchs Land
Und ahnungslos zu dir gelenkt den Schritt,
Gab Jugend ich und Herz dir in die Hand
Und sagte dir: Tu, was du willst, damit.

Dein Wille, Liebste, er war grausam, ach!
Ich sah die Jugend bald in Fetzen fliegen,

Mein Herz zersplittert, wie ein Glas, das brach:
Mein Zimmer ist das Grabgemach,
Darin die Stücke liegen
Des, das noch eben dir von Liebe sprach.

Mit uns ist es a-u-s, ist es aus:
Ich ein Gespenst — ein Schatten du aus Rauch —
Auf unser Glück, gebahrt im Leichenhaus,
Den letzten Psalm sing du: ich singe auch.

Doch nicht zu hoch laß uns die Weise wählen,
Es stände unsrer Stimme wenig an:
Ein ernstes Moll, das keine Schnörkel quälen:
Ich singe Baß, so singe du Sopran.

E, d, e, c, d, a — nicht dies, mein Kind,
Träf dieses Lied, das einst du sangst, darauf,
Mein Herz, ob tot auch, zitterte geschwind
Und stände bei dem De profundis auf.

C, e, fis, g, e, c — ich bitte, nein!
Das sangen letztes Jahr, vom Wein entfacht,
Mit Deutschen wir — sie sangen ihren Rhein,
In Meudons Wäldern, eine Sommernacht.

Doch nein! Sing' nicht mehr! Schweige mit mir, laß!
Und daß sie dann entschlafen völlig ruh',
Wirf unsrer toten Liebe ohne Haß
Heut einen letzten Blick noch lächelnd zu.

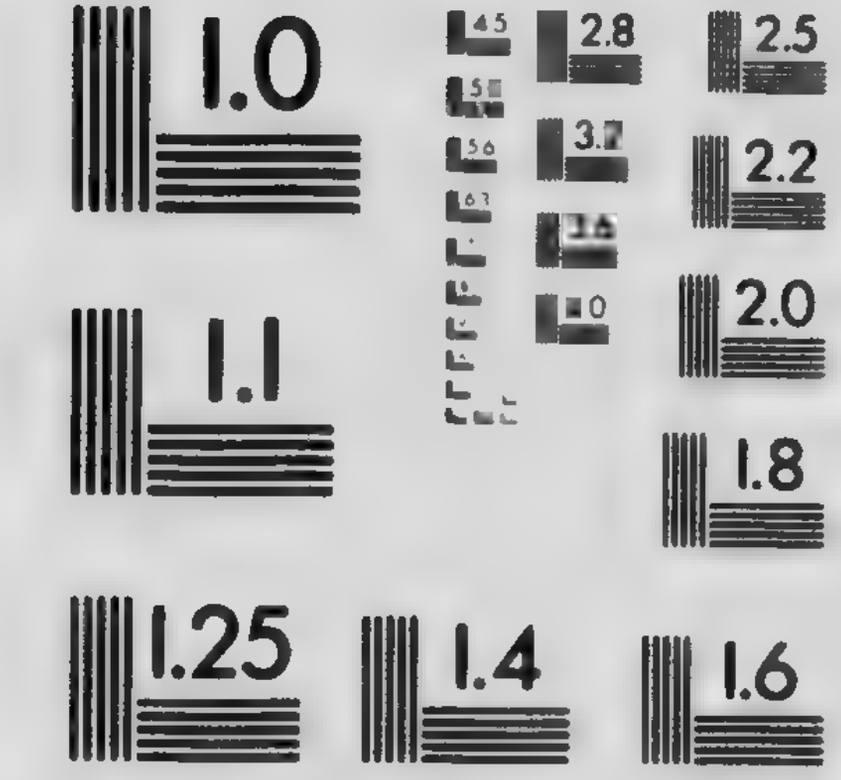
Wie glücklich uns das kleine Zimmer schien!
Der Wind pfiff draußen, und der Regen rann,
Ich saß im Sessel, nahe am Kamin,
Und deine Augen sah ich träumend an.

Die Kohle knisterte im Aschenglanz,
Der Kessel spann den ewig gleichen Sang
Und spielte auf zum Salamandertanz,
Der in den Gluten sprang.

Du lasest stumm und frösteltest, und matt
Schloss'st du die Augen halb, vom Schlaf gebannt,

MICROCOPY RESOLUTION TEST CHART

(ANSI and ISO TEST CHART No 2)



APPLIED IMAGE Inc

1653 East Main Street
Rochester, New York 14609
(716) 482-0300 Phone
(716) 288-5989 Fax

Ich tauchte ganz in ein Verjüngungsbad
Mit einem Kuß auf deine weiße Hand.

Und trat man ein, die Tür geöffnet kaum,
Roch man der Liebe Duft, der Heiterkeit,
Der Tag und Nacht erfüllte diesen Raum,
Denn gern bat uns das Glück um Gastlichkeit.

Dann floh der Winter; durch die offnen Scheiben
Trat uns der Wecker Frühling in das Haus,
Und beide gingen wir durchs Knospentreiben
Aufs grüne Land, der Sonne weit voraus.

Es war der Freitag vor dem Ostergruß,
Das Wetter war, wie selten sonst, heut schön:
Wir liefen lang mit leichtem, freudigem Fuß
Vom Wald zum Feld, vom Tal bis zu den Höhn.

Doch müde schließlich von der Pilgerfahrt,
Auf einer Bank aus Moos, bequem genug,
Von der das Land bis fernhin man gewahrt —
Dort lagen wir und sahn den Wolkenflug.

Hand drückte Hand und meine Schulter deine,
Der Mund ging auf, beklemmt, wie durch ein Muß,
Und ahnungslos, was solche Stimmung meine,
Vereinte uns ein Kuß.

Und neben uns vermählten ihren Duft
Veilchen und Hyazinth auf grünem Plan,
Und oben hoch sahn wir in blauer Luft
Gott am Balkon: er lächelte uns an.

Liebt euch, sprach er; den Weg euch zu versüßen,
Auf dem ihr geht, goß ich das Samtgespinn
Aus grünem Moos als Teppich euch zu Füßen,
Umarmt euch noch einmal: ich seh nicht hin.

Liebt euch, liebt euch: des Windes Sang im Ried,
Des Wassers Klarheit und des Waldes Weben,
Den Stern, die Blume und des Vogels Lied —
Für euch erweckt ich die Natur zum Leben.

Liebt euch, liebt euch: und wird das Herz euch licht
Vom neuen Frühling, der die Erde freut,
Vom Gold der Sonne — heute betet nicht,
Statt allen Danks küßt euch noch einmal heut.

Vier Wochen später, als die Rosen blühten,
Wo wir sie selbst gepflanzt, auf unsern Beeten,
— Mein Herz, es wollte mehr als je dich hüten —
Ist deine Liebe jäh von mir getreten.

Wohin ging sie? Ich denk', in alle Winde;
Denn dieser bald, bald jener Farbe hold,
Fliegt deine Liebe, daß sie keiner binde,
Vom braunen Pik zu des Cœurbuben Gold.

So bist du glücklich jetzt: denn die Kaprice
Herrscht über einen Hof galanter Herrn —
Nicht einen Schritt, daß nicht zu Füßen sprieße
Der Madrigale duftiger Blumenstern.

Und trittst du in des Balles Garten ein,
Ein Kreis schließt sich um dich, der Sehnsucht Beute;
Das Rascheln deines Kleids berauscht wie Wein
Den Lobeschor der ganzen Liebesmeute.

Im feinen Stiefel, elegant genäht,
— Er würde Aschenbrödel schmählich straffen —
Dein Fuß, so klein, daß man ihn kaum errät,
Wird gleich im lustigen Wirbel dich entraffen.

Die Hände, braun einst, sind im Salbentiegel
— Vom Öl des Müßiggangs täglich befeuchtet —
Erblaßt wie Elfenbein, und wie im Spiegel
Der Silberstrahl, der unsern Nächten leuchtet.

Um deinen Arm steht eine Perlenwahl
Im goldenen Reif, von Froment ziseliert,
Und um die Hüften hängt ein indischer Schal,
Von Künstlerhand in Wellen hingeführt.

Und Flanderns Kanten, Englands Spitzenwaren,
Guipure der Gotik, matt und gelblichweiß —

Ein Spinnwebmeisterwerk von hundert Jahren —
Vollenden der Toilette Glanzeskreis.

Mir warst du lieber in den Leinenfahn
Im leichten Musselin, im Druckkattun,
Frisch und kokett und ohne Schleierbannen,
Im weißen Kragen und in schwarzen Schuhn.

Wenn dich der neue Putz auch hübscher macht,
Er weckt die Liebe nicht mehr, die entschwand,
Mir bist du tot und wie ins Grab gebracht
In diesem Leichentuch aus Seidenband.

*

Dichtend dies Trauerlied auf das, was war —
Es ist ein Seufzer nur nach dem, was floh —
Trug ich mich schwarz, ganz wie der Herr Notar,
Minus die Brille, minus das Jabot.

Ein Flor umhüllte meiner Feder Stiel,
Und Trauerränder rahmten das Papier,
Auf das ich niederschrieb der Strophen Spiel:
Der letzten Liebe letzter Laut gilt dir.

Und da dem Lied ich nun den Abschluß gab,
Werf ich mein Herz ihm nach und in den Kauf —
Ein Totengräber gräbt sich selbst das Grab
Und schlägt dabei ein toll Gelächter auf.

Doch diese Lustigkeit ist höchst verwegen,
Die Feder zitterte mir in der Hand,
Und als ich lachte, rann ein heißer Regen
Und löschte jedes Wort, das vor mir stand.

II. Es war der 24. Dezember, und an diesem Abend trug das Quartier latin eine besondere Physiognomie. Seit vier Uhr nachmittags wurden die Leihhäuser, die Trödler- und Schmökerläden von einer lärmenden Menge bedrängt, die abends auf die Krämer- und Fleischerläden und die Bratküchen Sturm lief. Die Verkäufer hätten den Kunden, die sich die Waren aus den Händen rissen, nicht genug tun können, und hätten sie wie Briareus hundert Arme gehabt. Man stand

wie an den Tagen einer Hungersnot in Reihen vor den Bäckerläden. Die Weinhändler setzten die Produkte dreier Ernten ab, und selbst ein geschickter Statistiker hätte nur mit Mühe die Zahl der Schinken und Würste feststellen können, die der berühmte Borel der Rue Dauphine verkaufte. An diesem Abend waren beim Vater Cretaine, genannt Petit-pain, achtzehn Auflagen seiner Butterkuchen vergriffen. Während der ganzen Nacht drang lärmendes Geschrei aus den möblierten Häusern, deren Fenster leuchteten, und eine Kirmesatmosphäre füllte das ganze Quartier.

Man feierte die uralte Feierlichkeit des Reveillons. An diesem Abend gingen Marcel und Rodolphe gegen zehn Uhr ziemlich traurig nach Hause. Als sie die Rue Dauphine heraufgingen, sahen sie großen Andrang im Laden eines Schlächters und Delikateßwarenhändlers, und sie blieben vor dem Fenster einen Augenblick stehen, gefoltert von dem Anblick der duftenden gastronomischen Produkte; die beiden Bohemiens glichen in ihrer Versunkenheit jener Gestalt eines spanischen Romans, vor dessen bloßem Blick die Schinken mager wurden. „Dies nennt man eine Trüffelpute," sagte Marcel, indem er auf einen prachtvollen Vogel zeigte, durch dessen rosige und durchsichtige Epidermis man die Perigord-Tuberkeln sah, mit denen er gestopft war. „Ich habe gottlose Leute so etwas essen sehen, ohne davor zu knien," fügte der Maler hinzu, indem er der Pute Blicke zuwarf, an denen man sie hätte braten können. „Und was sagst du zu dieser bescheidenen Hammelkeule?" fügte Rodolphe hinzu. „Farbig ist sie hübsch; sie könnte eben aus dem Fleischerladen genommen sein, den man auf einem Bild von Jordaens sieht. Diese Hammelkeule ist das Lieblingsgericht der Götter und der Frau Chandelier, meiner Patin." „Sieh nur diese Fische," fuhr Marcel fort und zeigte auf die Forellen, „das sind die geschicktesten Schwimmer des Wassergeschlechts. Diese kleinen Tiere, die aussehn, als machten sie gar keine Ansprüche, könnten sich doch Renten zulegen, indem sie Kunststücke machten. Stell dir vor, das springt einen senkrechten Wasserfall so leicht hinauf, wie wir eine Einladung — oder zwei — zum Souper annähmen. Ich hätte fast einmal eins gegessen." „Und da unten, diese großen konischen Früchte, deren Blätter aussehn wie eine Sammlung wilder Säbel, die nennt man Ananas, sie sind die Reinetteäpfel der Tropen." „Das ist mir gleich,"

erwiderte Marcel, „an Früchten ist mir dies Stück Rindfleisch, dieser Schinken oder dieser einfache kleine sogar lieber, der mit dem Panzer aus durchsichtigem bernsteinartigem Gelee.“ „Du hast recht,“ erwiderte Rodolphe, „der Schinken ist der Freund des Menschen, wenn er welchen hat. Aber diesen Fasan lehnte ich auch nicht ab.“ „Das glaub ich gern; er ist das schlichteste der gekrönten Häupter.“

Und als sie weitergingen und lustigen Prozessionen begegneten, die nach Hause zogen, um Momus, Bacchus, Komus und alle feinschmeckerischen Gottheiten auf us zu feiern, fragten sie einander, wer der Herr Gamache sei, dessen Hochzeit man mit solchen Vorräten an Lebensmitteln feiere. Marcel war der erste, dem Datum und Fest des Tages einfiel. „Heute ist Weihnachtsabend,“ sagte er. „Entsinnst du dich dessen im vorigen Jahr?“ fragte Rodolphe. „Ja,“ antwortete Marcel, „bei Momus. Barbemuche bezahlte. Ich hätte nie gedacht, daß ein so zartes Mädchen wie Euphemia soviel Wurst aufnehmen könne.“ „Welch Unglück, daß Momus uns den Eintritt entzogen hat!“ sagte Rodolphe. „Ah!“ sagte Marcel, „die Kalender folgen sich und gleichen sich nicht.“ „Feiertest du nicht gern den Weihnachtsabend?“ fragte Rodolphe. „Mit wem und womit?“ erwiderte der Maler. „Mit mir.“ „Und Gold?“ „Warte einmal,“ sagte Rodolphe, „ich werde in dies Café gehn; ich kenne da Leute, die hohes Spiel spielen. Ich werde von einem Günstling des Glücks ein paar Sesterzien borgen, und ich bringe etwas zum Bewässern einer Sardine oder eines Schweinefußes mit.“ „Geh,“ sagte Marcel, „ich habe einen Hundehunger! Ich warte hier.“

Rodolphe ging ins Café hinauf, in dem er die Leute kannte. Ein Herr, der in zehn Runden dreihundert Franken gewonnen hatte, machte sich ein wahres Vergnügen daraus, dem Dichter zwei davon zu leihen, und er gab sie ihm, eingewickelt in jene schlechte Laune, wie sie das Spielfieber verleiht. In einem anderen Moment und anderswo als am grünen Tisch hätte er ihm vielleicht statt vierzig Sous vierzig Franken geliehen. „Nun?“ fragte Marcel, als er Rodolphe herabkommen sah. „Hier die Einnahme,“ sagte der Dichter, indem er das Geld zeigte. „Eine Kruste und eine Kruke,“ sagte Marcel.

Und doch trieben sie mit dieser mäßigen Summe Brot, Wein, Fleisch, Tabak, Licht und Feuer auf. Sie kehrten in das Hotel garni zurück, wo sie jeder ein getrenntes Zimmer

bewohnten. Marcels Wohnung, die er als Atelier benutzte, war die größere und wurde also zum Festsaal gewählt. Die Freunde trafen gemeinsam die Vorbereitungen zu ihrem intimen Diner. Aber an diesen kleinen Tisch, an dem sie saßen, an dies Feuer, in dem sich die feuchten Scheite schlechten Treibholzes flammen- und wärmelos verzehrten, setzte sich als ein melancholischer Gast das Phantom verschwundener Zeit zu ihnen. Sie blieben wenigstens eine Stunde lang schweigsam und nachdenklich, beide zweifellos mit demselben Gedanken beschäftigt, und beide ihn zu verbergen bemüht. Marcel brach als erster das Schweigen. „Komm," sagte er zu Rodolphe, „dies ist nicht, was wir uns vorgenommen hatten." „Was meinst du?" fragte Rodolphe. „Ah! mein Gott!" erwiderte Marcel, „du willst wohl gar mir gegenüber heucheln! Du denkst an das, was man vergessen muß, und ich auch, zum Henker . . . ich leugne es nicht." „Nun, dann . . ." „Nun, dies muß das letztemal sein. Zum Teufel mit den Erinnerungen, bei denen man den Wein schlecht findet, und die einen traurig machen, wenn alle Welt sich amüsiert!" rief Marcel mit einer Anspielung auf die lustigen Rufe, die aus den Nachbarzimmern erklangen. „Komm, laß uns an anderes denken, und es sei das letztemal." „Das sagen wir immer, und doch . . ." sagte Rodolphe, indem er wieder in seine Träume sank. „Und doch kommen wir unaufhörlich darauf zurück," erwiderte Marcel. „Der Grund ist, daß wir, statt ehrlich nach dem Vergessen zu suchen, die nichtigsten Dinge zum Vorwand nehmen, um Erinnerungen aufzurufen; der Grund ist vor allem, daß wir hartnäckig in demselben Milieu leben, in dem die Geschöpfe gelebt haben, die so lange unsere Folter waren. Wir sind die Sklaven einer Gewohnheit, eher als einer Leidenschaft. Diese Gefangenschaft muß man brechen, oder wir erschöpfen uns in lächerlicher und schmählicher Sklaverei. Nun, die Vergangenheit ist vergangen, man muß die Fesseln zerreißen, die uns noch an sie knüpfen; die Stunde ist gekommen, vorwärts zu gehen, ohne auch nur zurückzublicken; wir haben unsere Zeit der Jugend, der Sorglosigkeit und Paradoxie jetzt hinter uns. All das ist sehr schön, man könnte einen hübschen Roman daraus machen; aber diese Komödie der Liebestorheiten, diese Vergeudung verlorener Tage — die Verschwendung der Leute, die glauben, sie haben die Ewigkeit auszugeben —, all das muß

eine Lösung finden. Wenn wir nicht die Verachtung, die man auf uns werfen würde, rechtfertigen wollen, wenn wir uns nicht selber verachten wollen, können wir unmöglich noch lange so neben der Gesellschaft, beinahe neben dem Leben herleben. Denn schließlich, ist dies ein Dasein, was wir führen? Und die Unabhängigkeit, die Sittenfreiheit, deren wir uns so sehr rühmen, sind das nicht recht mittelmäßige Vorzüge? Die wahre Freiheit besteht darin, daß man die anderen entbehren kann und durch sich selber existiert; tun wir das? Nein! der erste beste Lump, dessen Namen wir keine fünf Minuten tragen möchten, rächt sich an unserem Spott und wird unser Herr, sobald wir einen Taler von ihm borgen; und er leiht ihn uns erst, nachdem wir für hundert Taler Lüsten oder Demut auf ihn verwendet haben. Ich für mein Teil habe genug davon. Die Poesie existiert nicht nur in der Unordnung des Lebens, im improvisierten Glück, in der Liebe, die so lange dauert wie eine Kerze, in den mehr oder minder exzentrischen Rebellionen gegen die Vorurteile, die ewig die Souveräne der Welt bleiben werden: leichter als einen Gebrauch, und sei er lächerlich, wirft man Dynastien um. Es genügt nicht, daß man im Dezember einen Sommerpaletot anzieht, um Talent zu haben; man kann ein echter Dichter oder Künstler sein, wenn man sich auch die Füße warm hält und dreimal am Tage ißt. Was man auch sage, und was man auch tue, wenn man zu etwas kommen will, muß man immer den Weg des Gemeinplatzes einschlagen. Diese Rede erstaunt dich vielleicht, Freund Rodolphe, du wirst sagen, ich zerbreche meine Idole, du wirst mich verderbt nennen, und doch ist, was ich sage, mein aufrichtiger Wille. Unbewußt hat sich in mir eine langsame und heilsame Verwandlung vollzogen: die Vernunft ist in meinen Geist gezogen, ist eingebrochen, wenn du willst, und vielleicht mir zum Trotz; aber sie ist da, und sie hat mir bewiesen, daß ich auf einem schlimmen Wege war, und daß es zugleich lächerlich und gefährlich wäre, auf ihm bleiben zu wollen. In der Tat, was wird geschehen, wenn wir dies monotone und nutzlose Landstreicherleben fortsetzen! Wir werden unbekannt, vereinsamt, voll Ekel vor allem und vor uns, voll Neid auf die, die wir ein Ziel erreichen sehen, welches es auch sei, gezwungen, um nur zu leben, zu dem schmählichen Mittel des Schmarotzertums zu greifen — so werden wir an den Rand unserer

dreißig Jahre treten, und glaube nicht, das sei ein Phantasiebild, das ich eigens wecke, um dich zu erschrecken. Ich sehe die Zukunft nicht systematisch schwarz, aber ich sehe sie auch nicht systematisch rosig; ich sehe richtig. Bisher war uns das Leben, das wir geführt haben, aufgezwungen; wir hatten die Entschuldigung der Not. Heute wären wir nicht mehr entschuldbar, und wenn wir nicht in das allgemeine Leben zurücktreten, so tun wir es freiwillig nicht, denn die Hindernisse, gegen die wir zu kämpfen hatten, existieren nicht mehr." „Ah!" sagte Rodolphe, „worauf willst du hinaus? Aus welchem Anlaß und wozu diese Rede?" „Du verstehst mich recht gut," antwortete Marcel in demselben ernsten Ton; „eben habe ich gesehen, daß dich genau wie mich die Erinnerungen anfielen und dich mit der Sehnsucht nach der Vergangenheit erfüllten. Du dachtest an Mimi, wie ich an Musette gedacht habe: du hättest gern wie ich deine Geliebte zur Seite gehabt. Nun, ich sage, wir dürfen alle beide nicht mehr an diese Geschöpfe denken; wir sind nicht einzig dazu geschaffen und in die Welt gesetzt, um unser Leben diesen vulgären Manons zu opfern; der Chevalier Desgrieux, der so schön, so wahr und so poetisch ist, schützt sich vor der Lächerlichkeit nur durch seine Jugend und durch die Illusionen, die er sich zu bewahren gewußt hat. Mit zwanzig Jahren kann er seiner Geliebten nach Westindien folgen, ohne darum sein Interesse zu verlieren; aber mit fünfundzwanzig Jahren hätte er seine Geliebte vor die Tür gesetzt, und er hätte recht daran getan. Was wir auch sagen, wir sind alt, siehst du, mein Lieber; wir haben zu viel und zu schnell gelebt; unser Herz ist rissig und gibt nur noch falsche Töne; man ist nicht ungestraft drei Jahre lang in eine Musette oder [illegible] geliebt. Für mich ist es aus; und da ich mich vollst[illegible] der Erinnerung an sie scheiden will, werde ich jetzt [illegible] paar Gegenstände ins Feuer werfen, die sie mir bei ihren verschiedenen Stationen zurückgelassen hat, und die mich an sie zu denken zwingen, so oft ich sie finde." Und Marcel stand auf und holte aus dem Schubfach einer Kommode einen kleinen Karton, in dem die Andenken an Musette lagen: ein welker Strauß, ein Gürtel, ein Endchen Band und ein paar Briefe. „Auf," sagte er zu dem Dichter, „folge meinem Beispiel, Freund Rodolphe." „Nun, meinetwegen!" rief dieser mit einem Entschluß, „du hast recht, auch ich will abschließen mit diesem Mädchen und ihren blassen

Händen.“ Und jäh aufstehend holte er ein kleines Paket mit seinen Andenken an Mimi herbei. Andenken etwa derselben Art wie die, deren Inventar Marcel stillschweigend aufgenommen hatte. „Das trifft sich gut,“ murmelte der Maler. „Diese Nippes werden uns dienen, das verlöschende Feuer neu zu entfachen.“ „Freilich,“ fügte Rodolphe hinzu, „hier herrscht eine Temperatur, daß einem Eisbären das Herz lachen könnte.“ „Also,“ sagte Marcel, „verbrennen wir im Duett. Sieh, da flammt Musettes Prosa wie ein Punschfeuer. Punsch hatte sie verteufelt gern. Also, Freund Rodolphe, Achtung!“ Und ein paar Minuten lang warfen sie abwechselnd die Reliquien ihrer vergangenen Zärtlichkeit in das Feuer, das hell und geräuschvoll flammte. „Arme Musette,“ sagte Marcel ganz leise, indem er das letzte ansah, was ihm in der Hand verblieb. Es war ein kleines verwelktes Bukett aus Feldblumen. „Arme Musette! und sie war doch recht hübsch, und sie liebte mich herzlich, nicht wahr, kleiner Strauß, ihr Herz hat es dir gesagt, an dem Tage, als deine Blumen in ihrem Gürtel staken? Armes, kleines Bukett, du siehst aus, als bätest du mich um Gnade; nun, ja, aber unter der einen Bedingung, daß du mir nie wieder von ihr erzählst, nie, nie!“ Und er benutzte einen Moment, in dem er von Rodolphe nicht bemerkt zu werden vermeinte, und ließ den Strauß an seiner Brust verschwinden. „Es ist arg, aber es ist stärker als ich. Ich mogle,“ dachte der Maler.

Und als er einen verstohlenen Blick auf Rodolphe warf, sah er, wie der Dichter, mit seinem Autodafé zum Schluß gekommen, heimlich eine kleine Nachthaube, die Mimi gehört hatte, erst zärtlich küßte und dann in die Tasche steckte. „Nun,“ murmelte Marcel, „er ist ebenso feige wie ich.“

In eben dem Moment, als Rodolphe in sein Zimmer und zu Bett gehn wollte, klopfte es zweimal leise an Marcels Tür. „Wer zum Teufel kann um diese Stunde kommen!“ sagte der Maler, indem er öffnen ging. Ein Ruf des Staunens entfuhr ihm, als er die Tür aufmachte. Es war Mimi. Da das Zimmer sehr dunkel war, erkannte Rodolphe seine Geliebte nicht gleich; und da er nur eine Dame sah, dachte er, es sei eine der flüchtigen Eroberungen seines Freundes, und schickte sich diskret zum Rückzug an. „Ich störe Sie,“ sagte Mimi, die auf der Schwelle der Tür stehen geblieben war. Beim Klang dieser Stimme sank Rodolphe wie vom Blitz

getroffen in seinen Stuhl. „Guten Abend," sagte Mimi, indem sie zu ihm trat und ihm die Hand drückte, die er mechanisch nehmen ließ. „Was zum Teufel führt Sie her?" fragte Marcel, „und noch dazu um diese Stunde?" „Mich friert so sehr," erwiderte Mimi fröstelnd; „ich sah Licht bei Ihnen, als ich durch die Straße kam, und obgleich es schon so spät war, stieg ich herauf." Und sie zitterte immer noch; ihre Stimme hatte kristallinische Klänge, die Rodolphe wie ein Totenläuten ins Herz drangen und es mit düsterem Grauen füllten; er sah sie verstohlen aufmerksam an. Es war nicht mehr Mimi, es war ihr Gespenst. Marcel ließ sie sich am Feuer setzen. Mimi lächelte, als sie die schöne Flamme sah, die freudig auf dem Brennrost tanzte. „Das tut gut," sagte sie, indem sie die armen blauen Hände an das Feuer hielt. „Ah, Herr Marcel, Sie wissen nicht, weshalb ich zu Ihnen komme?" „Meiner Treu, nein," antwortete er. „Nun," fuhr Mimi fort, „ich wollte Sie ganz einfach fragen, ob Sie mir nicht in Ihrem Haus ein Zimmer verschaffen könnten. Man hat mich aus meinem Hotel garni ausgesperrt, weil ich vier Wochen schuldig bin, und ich weiß nicht wohin." „Teufel!" sagte Marcel achselzuckend, „wir stehn nicht in gutem Geruch bei unserm Wirt, und unsre Empfehlung wäre von kläglicher Wirkung, mein armes Kind." „Was soll ich dann nur anfangen?" sagte Mimi, „ich weiß nicht wohin." „Ah!" fragte Marcel, „Sie sind also nicht mehr Vicomtesse." „Ah, mein Gott, nein, längst nicht mehr." „Aber seit wann?" „Seit zwei Monaten schon." „Sie haben dem jungen Vicomte Miseren gemacht?" „Nein," sagte sie, indem sie verstohlen einen Blick auf Rodolphe warf, der in den dunkelsten Winkel des Zimmers getreten war, „der Vicomte hat mir wegen der Verse, die jemand auf mich gedichtet hat, eine Szene gemacht. Wir haben uns gestritten, und ich habe ihn zum Teufel geschickt. Er ist ein hübscher Filz." „Jedoch," sagte Marcel, „er hatte Sie hübsch ausstaffiert, soweit ich an dem Tage sah, als ich Sie traf." „Nun," sagte Mimi, „stellen Sie sich vor, daß er mir alles wieder genommen hat, als ich ging, und ich habe erfahren, er hat meine Sachen an einer schlechten Table d'hote, zu der er mich meist zum Essen führte, in die Lotterie gesetzt. Und doch ist er reich, dieser Bursche, und bei seinem großen Vermögen ist er geizig wie ein Sparziegel und dumm wie eine Gans; er wollte, ich s[illegible]te keinen reinen Wein

trinken, und Freitags mußte ich Fastenkost essen. Sollten Sie glauben, daß er wollte, ich sollte schwarzwollene Strümpfe tragen, weil die weniger schmutzten als die weißen! Man hat keine Vorstellung von so etwas; kurz, er hat mich gelangweilt, gehn Sie! Ich kann wohl sagen, ich habe mein Fegefeuer bei ihm durchgemacht." „Und kennt er Ihre Lage?" fragte Marcel. „Ich habe ihn nicht wiedergesehen und will ihn auch nicht mehr sehen," antwortete Mimi; „wenn ich nur an ihn denke, werde ich seekrank. Lieber wollte ich Hungers sterben, als ihn um einen Sou bitten." „Aber," fuhr Marcel fort, „seit Sie ihn verlassen haben, sind Sie doch nicht allein geblieben." „Ah!" rief Mimi lebhaft, „ich versichere Sie, doch, Herr Marcel. Ich habe gearbeitet, um zu leben; nur, da das Blumenmachen nicht mehr recht geht, so habe ich einen anderen Beruf ergriffen: ich stehe Modell für Maler. Wenn Sie mir Arbeit zu geben haben . . ." fügte sie lustig hinzu. Und da sie eine Bewegung bemerkte, die Rodolphe entschlüpft war — denn sie ließ ihn nicht aus den Augen, während sie mit seinem Freunde sprach — fuhr Mimi fort: „Ah! aber ich stehe nur für den Kopf und für die Hände. Ich habe viel zu tun, und man ist mir an zwei oder drei Stellen Geld schuldig; in zwei Tagen habe ich welches; nur bis dahin möchte ich eine Unterkunft finden. Wenn ich Geld habe, gehe ich in mein Hotel zurück. Sieh da," sagte sie mit einem Blick auf den Tisch, auf dem noch die Vorbereitungen zu dem bescheidenen Festmahl standen, das die beiden Freunde kaum angerührt hatten, „Sie wollen soupieren?" „Nein," sagte Marcel, „wir haben keinen Hunger." „Da sind Sie glücklich," sagte Mimi naiv. Bei diesem Wort fühlte Rodolphe, wie sich sein Herz furchtbar zusammenpreßte; er gab Marcel einen Wink, und der verstand ihn. „Ja," sagte der Künstler, „da Sie einmal da sind, Mimi, werden Sie die Mahlzeit mit uns teilen. Wir hatten uns vorgenommen, Weihnachten zu feiern, Rodolphe und ich, und dann . . . meiner Treu, dann haben wir an anderes gedacht." „Dann komme ich recht," sagte Mimi, indem sie einen fast ausgehungerten Blick auf den Tisch mit den Nahrungsmitteln warf. „Ich habe heute noch nichts gegessen, mein Lieber," flüsterte sie dem Künstler leise zu, so daß Rodolphe, der in sein Taschentuch biß, um nicht in Schluchzen auszubrechen, es nicht hören konnte. „Komm doch, Rodolphe," sagte Marcel zu seinem

Freund, „wir wollen zu dritt soupieren.“ „Nein,“ sagte der Dichter und blieb in seinem Winkel. „Ärgert es Sie, Rodolphe, daß ich gekommen bin?“ fragte Mimi sanft. „Wohin wollen Sie, soll ich gehen?“ „Nein, Mimi,“ antwortete Rodolphe, „nur tut es mir weh, daß ich Sie so wiedersehe.“ „Das ist meine Schuld, Rodolphe, ich beklage mich nicht; was vergangen ist, ist vergangen; denken Sie so wenig daran wie ich. Könnten Sie nicht mehr mein Freund sein, weil Sie etwas anderes gewesen sind? Doch, trotzdem, nicht wahr? Nun, also, machen Sie kein düsteres Gesicht, kommen Sie und setzen Sie sich zu uns an den Tisch.“ Sie stand auf, um ihn an der Hand zu fassen, aber sie war so schwach, daß sie keinen Schritt tun konnte und auf den Stuhl zurück sank. „Die Wärme hat mich betäubt,“ sagte sie, „ich kann mich nicht halten.“ „Also,“ sagte Marcel zu Rodolphe, „komm und leiste uns Gesellschaft.“ Der Dichter trat an den Tisch und setzte sich mit ihnen zum Essen. Mimi war sehr lustig. Als das frugale Souper beendet war, sagte Marcel zu Mimi: „Mein liebes Kind, es ist uns unmöglich, Ihnen im Hause ein Zimmer zu verschaffen.“ „Also muß ich gehen,“ sagte sie und versuchte aufzustehen. „Aber nein! aber nein!“ rief Marcel, „ich weiß ein Mittel, die Sache auf andere Weise zu machen; Sie werden in meinem Zimmer bleiben, und ich werde bei Rodolphe schlafen.“ „Das wird Ihnen recht unbequem sein,“ sagte Mimi, „aber es dauert nicht lange, zwei Tage.“ „So ist es uns gar nicht unbequem,“ antwortete Marcel; „also abgemacht, Sie sind hier zu Hause, und wir gehen in Rodolphes Zimmer schlafen. Guten Abend, Mimi, schlafen Sie gut.“ „Danke,“ sagte sie und hielt Marcel und Rodolphe, die schon gingen, die Hand hin. „Wollen Sie sich einschließen?“ fragte Marcel, als er an der Tür stand. „Weshalb?“ sagte Mimi mit einem Blick auf Rodolphe, „ich habe keine Angst.“

Als die beiden Freunde im Nachbarzimmer, das am gleichen Flur lag, allein waren, fragte Marcel plötzlich: „Nun? was willst du jetzt machen?“ „Aber,“ stammelte Rodolphe, „ich weiß es nicht.“ „Also, laß sehen, sei nicht langweilig, geh zu Mimi! Wenn du hingehst, prophezeie ich dir, ihr zieht morgen wieder zusammen.“ „Wenn Musette zurückgekommen wäre, was tätest du?“ fragte Rodolphe seinen Freund. „Wenn Musette da im Nebenzimmer wäre,“ antwortete Marcel, „nun, offen gestanden, ich glaube, ich wäre

seit einer Viertelstunde nicht mehr in diesem.“ „Ja,“ sagte Rodolphe, „ich werde mutiger sein als du, ich bleibe.“ „Das werden wir sehen, potztausend! schön,“ sagte Marcel, der sich schon ins Bett gelegt hatte, „willst du dich schlafen legen?“ „Sicherlich,“ erwiderte Rodolphe.

Aber als Marcel mitten in der Nacht erwachte, merkte er, daß Rodolphe ihn verlassen hatte. Am Morgen klopfte er diskret an die Tür des Zimmers, in dem Mimi war. „Herein,“ rief sie; und als sie ihn sah, gab sie ihm einen Wink, damit er leise sprach, um Rodolphe, der noch schlief, nicht zu wecken. Er saß in einem Sessel, den er an das Bett gerückt hatte, und sein Kopf lag neben dem Mimis auf dem Kissen. „So haben Sie die Nacht verbracht?“ fragte Marcel sehr erstaunt. „Ja,“ erwiderte das junge Mädchen. Rodolphe erwachte plötzlich, und nachdem er Mimi geküßt hatte, gab er Marcel, der vor einem Rätsel stand, die Hand. „Ich werde zum Frühstück Geld besorgen,“ sagte er zu dem Maler, „du wirst Mimi Gesellschaft leisten.“

„Nun?“ fragte Marcel das junge Mädchen, als sie allein waren, „was ist in der Nacht geschehen?“ „Sehr traurige Dinge,“ sagte Mimi, „Rodolphe liebt mich immer noch.“ „Ich wußte es.“ „Ja, Sie haben ihn von mir abbringen wollen, ich grolle Ihnen nicht, Marcel, Sie hatten recht; ich habe ihm übel mitgespielt, dem armen Jungen.“ „Und Sie,“ fragte Marcel, „lieben auch Sie ihn noch?“ „Ah! ob ich ihn liebe!“ sagte sie und schlug die Hände zusammen, „das ist meine Folter. Ich bin recht verändert, mein armer Freund, und es hat wenig Zeit dazu gehört.“ „Nun! da er Sie liebt, da Sie ihn lieben, und da Sie sich nicht entbehren können, so ziehn Sie doch wieder zusammen und versuchen Sie, endlich einmal auszuhalten.“ „Das ist unmöglich,“ sagte Mimi. „Weshalb?“ fragte Marcel, „sicher wäre es vernünftiger, Sie trennten sich; aber um sich nicht mehr wiederzusehen, müßten Sie tausend Meilen voneinander entfernt sein.“ „Ich werde bald noch weiter fort sein.“ „Wie, was meinen Sie damit?“ „Sagen Sie Rodolphe nichts davon, es würde ihm zuviel Kummer machen, ich gehe auf immer fort.“ „Aber wohin?“ „Sehn Sie, mein armer Marcel,“ sagte Mimi schluchzend, „sehn Sie her.“ Und sie hob ihre Bettdecke ein wenig auf und zeigte dem Künstler Schultern, Hals und Arme. „Ah! mein Gott!“ rief Marcel schmerzlich aus. „Sie armes Kind!“

„Nicht wahr, mein Freund, ich täusche mich nicht, und ich werde bald sterben?“ „Aber wie sind Sie in so kurzer Zeit so geworden?“ „Ah! erwiderte Mimi, „bei dem Leben, das ich seit zwei Monaten führe, ist das nicht zu verwundern: all die weinend verbrachten Nächte, die Tage als Modell in ungeheizten Ateliers, die schlechte Nahrung, der Kummer, den ich gehabt habe; und dann wissen Sie noch nicht alles: ich habe mich mit Salzsäure vergiften wollen, man hat mich gerettet, aber nicht auf lange, wie Sie sehen. Dabei habe ich mich nie sehr wohl befunden; schließlich ist es meine Schuld: wenn ich ruhig bei Rodolphe geblieben wäre, wäre ich nicht soweit. Armer Freund, da falle ich ihm noch einmal wieder zur Last, aber es ist nicht auf lange, das letzte Kleid, das er mir schenken wird, soll ganz weiß sein, mein armer Marcel, und in ihm soll man mich begraben. Ah! wenn Sie wüßten, wie ich darunter leide, daß ich sterben soll! Rodolphe weiß, daß ich krank bin; er hat länger als eine Stunde kein Wort gesagt, gestern, als er sah, daß meine Arme und meine Schultern so mager sind; er erkannte seine Mimi nicht wieder, ah! . . . mein Spiegel sogar erkennt mich nicht wieder. Nun! einerlei, ich bin hübsch gewesen, und er hat mich sehr geliebt. Ach! mein Gott!“ rief sie, indem sie das Gesicht in Marcels Händen verbarg, „mein armer Freund, ich werde Sie verlassen und Rodolphe auch. Ach! mein Gott!“ und das Schluchzen erstickte ihre Stimme. „Nun, Mimi,“ sagte Marcel, „verzweifeln Sie nicht, Sie werden wieder gesund werden; Sie brauchen nur viel Pflege und Ruhe.“ „Ah! nein,“ sagte Mimi, „es ist aus, ich fühle es. Ich habe keine Kräfte mehr; und als ich gestern abend herkam, habe ich für die Treppe über eine Stunde gebraucht. Wenn ich eine Frau vorgefunden hätte, so wäre ich hübsch zum Fenster hinaus heruntergekommen. Freilich war er frei, da wir nicht mehr zusammen waren; aber sehn Sie, Marcel, ich wußte ja, daß er mich noch liebte. Deshalb,“ sagte sie und brach in Tränen aus, „deshalb wollte ich nicht gleich sterben: aber es ist ganz aus. Sehn Sie, Marcel, er muß doch gut sein, der arme Freund, daß er mich nach allem, was ich ihm angetan habe, noch aufnahm. Ah! der liebe Gott ist nicht gerecht, denn er läßt mir nicht einmal so viel Zeit, daß Rodolphe den Kummer, den ich ihm gemacht habe, wieder vergessen kann. Er ahnt nicht, in welchem Zustand ich bin. Ich wollte nicht,

daß er sich zu mir legte, sehn Sie, denn mir ist, als wären die Würmer der Erde schon hinter meinem Körper her. Wir haben die ganze Nacht geweint und von früher gesprochen. Ah! wie traurig es ist, mein Freund, wenn man hinter sich das Glück sieht, an dem man früher vorbeigegangen ist, ohne es zu sehen! Ich habe Feuer in der Brust; und wenn ich meine Glieder bewege, ist mir, als wollten sie zerbrechen. Bitte," sagte sie zu Marcel, „reichen Sie mir doch mein Kleid. Ich will die Karten legen, ob Rodolphe Geld mitbringt. Ich möchte ein gutes Frühstück mit Ihnen nehmen wie früher: das würde mir nicht schaden; Gott kann mich nicht kränker machen, als ich bin. Sehn Sie," sagte sie zu Marcel, indem sie die Karten zeigte, die sie gelegt hatte, „Pik. Das ist die Todesfarbe. Und da ist Treff," fügte sie lustiger hinzu. „Ja, wir werden Geld bekommen." Marcel wußte nicht, was er zu dem lichten Delirium dieses Geschöpfes sagen sollte, das von sich selber behauptete, es spüre schon die Würmer des Grabes hinter sich. Nach einer Stunde kam Rodolphe zurück. Er war in Begleitung Schaunards und Gustav Collines. Der Musiker war im Sommerpaletot. Er hatte seine Wollanzüge verkauft, um Rodolphe Geld zu leihen, als er erfuhr, daß Mimi krank war. Colline hatte Bücher verkauft. Hätte man ihm einen Arm oder ein Bein abkaufen wollen, er wäre lieber dazu bereit gewesen, als daß er sich von seinen teuren Schmökern trennte. Aber Schaunard hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, daß man mit seinem Arm oder Bein nichts anfangen könne. Mimi bemühte sich, für den Empfang ihrer alten Freunde die alte Lustigkeit zu spielen. „Ich bin nicht mehr schlecht," sagte sie, „und Rodolphe hat mir vergeben. Wenn er mich bei sich behalten will, so will ich gern Holzschuhe und Kopftuch tragen, das ist mir gleich. Entschieden ist die Seide für meine Gesundheit nicht gut," fügte sie mit furchtbarem Lächeln hinzu.

Auf Marcels Bemerkungen hin hatte Rodolphe zu einem seiner Freunde geschickt, der gerade die ärztlichen Examina gemacht hatte. Es war derselbe, der ehedem die kleine Francine behandelt hatte. Als er kam, ließ man ihn mit Mimi allein. Rodolphe, den Marcel in voraus gewarnt hatte, kannte die Gefahr, in der seine Geliebte schwebte, schon. Als der Arzt Mimi untersucht hatte, sagte er zu Rodolphe: „Sie kann nicht bei Ihnen bleiben. Wenn nicht ein Wunder

geschieht, so ist sie verloren. Sie müssen sie ins Hospital schicken. Ich werde Ihnen einen Brief für die Pitié geben; ich kenne einen Assistenzarzt dort, man wird gut für sie sorgen. Wenn sie den Frühling erreicht, werden wir sie vielleicht durchbringen; aber wenn sie hier bleibt, so lebt sie schon in acht Tagen nicht mehr.“ „Ich wage ihr das niemals vorzuschlagen,“ sagte Rodolphe. „Ich habe es ihr schon gesagt,“ antwortete der Arzt, „und sie willigt ein. Morgen schicke ich Ihnen die Aufnahmekarte für die Pitié.“

„Mein Freund,“ sagte Mimi zu Rodolphe, „der Arzt hat recht, ihr könntet mich hier nicht pflegen. Im Hospital macht man mich vielleicht gesund; dorthin mußt du mich bringen. Ah! siehst du, ich möchte jetzt so gern leben, daß ich bereit wäre, meine Tage mit einer Hand im Feuer und der anderen in deiner zu beschließen. Übrigens wirst du mich besuchen. Du mußt dir keine Sorgen machen; man wird mich gut pflegen, der junge Mann hat es mir gesagt. Es gibt Huhn im Hospital, und es wird geheizt. Während ich mich pflege, wirst du arbeiten, um Geld zu verdienen, und wenn ich geheilt bin, komme ich zurück und wohne bei dir. Ich habe jetzt große Hoffnung. Ich werde wieder hübsch werden, wie früher. Ich bin inzwischen schon einmal krank gewesen, als ich dich nicht kannte, da hat man mich gerettet. Aber ich war nicht glücklich damals, ich hätte sterben müssen. Jetzt, wo ich dich wiedergefunden habe und wir glücklich sein können, wird man mich wieder retten, denn ich werde mich hübsch gegen die Krankheit wehren. Ich will alle schlechten Sachen trinken, die man mir gibt, und wenn der Tod mich faßt, so muß er es mit Gewalt tun. Gib mir den Spiegel, mir scheint, ich habe schon wieder etwas Farbe. Ja,“ sagte sie, indem sie in den Spiegel blickte, „da kommt mein guter Teint schon wieder; und meine Hände, sieh,“ sagte sie, „die sind immer noch zierlich; küsse sie noch einmal, es soll nicht das letztemal sein, mein armer Freund,“ sagte sie und umschlang Rodolphes Hals, indem sie ihm das Gesicht in ihren gelösten Haaren ertränkte.

Ehe sie ins Hospital ging, bat sie, möchten ihre Freunde, die Bohemiens, einen Abend mit ihr verbringen. „Bringt mich zum Lachen,“ sagte sie, „die Lustigkeit ist meine Gesundheit. Die Nachtmütze, der Vicomte, hat mich krank gemacht. Er wollte mir Orthographie beibringen, stellen Sie

sich vor; was soll ich damit? Und seine Freunde erst, was für eine Gesellschaft! Ein wahrer Geflügelhof, und der Vicomte war der Pfau. Seine Wäsche zeichnete er selbst. Wenn er sich einmal verheiratet, ich bin überzeugt, die Kinder kriegt er." Nichts herzzerreißenderes als diese gleichsam posthume Lustigkeit des unglücklichen Kindes. Alle Bohemiens machten mühsame Anstrengungen, um ihre Tränen zu verbergen und die Konversation in dem Ton des Scherzes zu erhalten, auf den das arme Kind, dessen Schicksal ihr so schnell das Leinen zum letzten Kleide wob, sie eingestellt hatte.

Am folgenden Morgen erhielt Rodolphe den Hospitalschein. Mimi konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten; man mußte sie in den Wagen hinuntertragen. Während der Fahrt litt sie furchtbar unter den Stößen der Droschke. Und unter all den Leiden lebte noch das, was bei den Frauen zuletzt stirbt: die Koketterie; zwei- oder dreimal ließ sie den Wagen vor Modemagazinen halten, um sich die Auslagen anzusehen. Als sie in den von ihrem Schein bezeichneten Saal kam, fühlte Mimi im Herzen einen schweren Stoß; irgendetwas sagte ihr, zwischen diesen trostlosen und aussätzigen Mauern werde ihr Leben sich beschließen. Sie wandte all ihren Willen auf, um den düsteren Eindruck, der sie erstarrte, zu verbergen. Als sie im Bett lag, umarmte sie Rodolphe zum letztenmal und sagte ihm Adieu. Sie bat ihn, sie nächsten Sonntag zu besuchen. Der Sonntag war der Besuchstag. „Es riecht hier schlecht," sagte sie, „bringe mir Blumen mit, Veilchen, es gibt noch welche." „Ja," sagte Rodolphe, „adieu, auf Sonntag." Und er zog die Gardinen ihres Bettes zu. Als sie die Schritte ihres Geliebten auf dem Boden hörte, faßte Mimi plötzlich ein fast delirierender Fieberanfall. Sie zog die Gardinen jäh auf, neigte sich halb aus dem Bett heraus und rief mit von Tränen erstickter Stimme: „Rodolphe, nimm mich mit, ich will hier fort!" Die Schwester eilte herbei und suchte sie zu beruhigen. „O!" sagte Mimi, „ich werde hier sterben."

Am Sonntagmorgen, dem Tage, als er Mimi besuchen sollte, fiel Rodolphe ein, daß er ihr Veilchen versprochen hatte. Aus einem poetischen Liebesaberglauben heraus ging er in furchtbarem Wetter zu Fuß in jene Wälder von Aulnay und Fontenay, wo er so oft mit seiner Freundin gewesen war, um die Blumen zu suchen, um die sie gebeten hatte.

Diese heitere, freudige Natur, die er unter der Sonne von Juni- und Augusttagen kannte, fand er düster und eisig. Zwei Stunden lang suchte er in den schneebedeckten Büschen, hob mit einem kleinen Stock Äste und Heidekraut auf und brachte schließlich ein paar Blättchen zusammen, genau in dem Teil des Waldes, der an den Teich von Plessy grenzt, durch den sie am liebsten nach Hause gingen, wenn sie auf dem Land gewesen waren. Als er auf dem Rückweg nach Paris durch das Dorf Chatillon kam, traf Rodolphe auf dem Kirchenplatz einen Taufzug, und in ihm erkannte er einen seiner Freunde, der mit einer Sängerin von der Oper Gevatter stand. „Was zum Teufel machen Sie hier?“ fragte der Freund, sehr erstaunt, Rodolphe in dieser Gegend zu sehen. Der Dichter erzählte ihm, was geschehen war. Der junge Mann, der Mimi gekannt hatte, wurde sehr traurig über diesen Bericht; er griff in die Tasche und zog eine Tüte Taufbonbons heraus und gab sie Rodolphe. „Die arme Mimi! Geben Sie ihr das von mir, und sagen Sie ihr, ich werde sie besuchen.“ „Kommen Sie bald, wenn Sie nicht zu spät kommen wollen,“ sagte Rodolphe und nahm Abschied.

Als Rodolphe im Hospital ankam, sprang Mimi ihm, da sie sich nicht mehr rühren konnte, mit einem Blick um den Hals. „Ah! da sind meine Blumen!“ rief sie mit dem Lächeln des erfüllten Wunsches. Rodolphe erzählte ihr von seiner Pilgerfahrt durch die Gegend, die das Paradies ihrer Liebe gewesen war. „Die lieben Blumen!“ sagte das arme Mädchen und küßte die Veilchen. Auch die Bonbons machten sie sehr glücklich. „Ich bin also noch nicht ganz vergessen! Ihr seid gut, ihr jungen Leute. Ah! ich liebe sie, all die Freunde,“ sagte sie zu Rodolphe. Dieser Besuch war fast lustig. Schaunard und Colline waren mit Rodolphe gekommen. Die Krankenwärter mußten sie fortschicken, denn sie waren über die Besuchszeit hinaus geblieben. „Adieu,“ sagte Mimi, „auf Donnerstag, bestimmt, und kommt recht früh.“

Als Rodolphe am folgenden Abend nach Hause kam, fand er einen Brief von einem Assistenten des Hospitals vor, dem er seine Kranke empfohlen hatte. Der Brief enthielt nur folgende Zeilen: „Lieber Freund, ich habe Ihnen eine recht schlimme Nachricht mitzuteilen: die Nr. 8 ist tot. Heute morgen, als ich durch den Saal kam, fand ich das Bett leer.“ Rodolphe sank auf einen Stuhl und vergoß keine Träne. Als

Marcel später nach Hause kam, fand er seinen Freund in derselben stumpfen Haltung; der Dichter zeigte mit einer Geste auf den Brief. „Das arme Mädchen!“ sagte Marcel. „Sonderbar,“ sagte Rodolphe, „ich fühle nichts. War meine Liebe tot, als ich erfuhr, daß Mimi sterben sollte?“ „Wer weiß!“ murmelte der Maler. Mimis Tod erweckte im Bohemebund große Trauer.

Acht Tage darauf traf Rodolphe den Assistenten, der ihm den Tod seiner Geliebten gemeldet hatte, auf der Straße. „Ah! mein lieber Rodolphe,“ sagte er und lief dem Dichter entgegen, „verzeihen Sie mir den Schmerz, den ich Ihnen durch meine Übereilung bereitete.“ „Was meinen Sie?“ fragte Rodolphe erstaunt. „Wie!“ erwiderte der andere, „Sie wissen nicht, Sie haben sie nicht mehr gesehen?“ „Wen!“ rief Rodolphe. „Mimi.“ „Was?“ sagte der Dichter und wurde sehr blaß. „Ich hatte mich geirrt. Als ich Ihnen die furchtbare Nachricht schrieb, war ich das Opfer eines Irrtums; hören Sie, wieso. Ich war zwei Tage nicht ins Hospital gekommen. Als ich wieder hinkam, fand ich das Bett Ihrer Geliebten leer. Ich fragte die Schwester, wo die Kranke sei, sie antwortete, sie sei nachts gestorben. Die Sache war aber so: Während meiner Abwesenheit hatte Mimi Saal und Bett gewechselt. In die Nr. 8, die sie verlassen hatte, legte man eine andere Frau, die noch am selben Tage starb. Das erklärt Ihnen den Irrtum, in den ich verfiel. Einen Tag, nachdem ich Ihnen geschrieben hatte, fand ich Mimi im Nachbarsaal. Ihr Ausbleiben hatte sie in einen furchtbaren Zustand versetzt; sie gab mir einen Brief für Sie. Ich habe ihn sofort in Ihr Haus getragen.“ „Ah! mein Gott!“ rief Rodolphe, „seit ich glaubte, Mimi sei tot, bin ich nicht mehr zu Hause gewesen. Ich habe bald hier, bald da bei Freunden geschlafen. Mimi lebt! O mein Gott! was muß sie von meinem Ausbleiben denken! Das arme Kind! das arme Kind! wie geht es ihr? Wann haben Sie sie gesehen?“ „Vorgestern morgen, es geht ihr nicht besser und nicht schlechter; sie ist sehr unruhig und glaubt, Sie seien krank.“ „Bringen Sie mich sofort ins Hospital,“ sagte Rodolphe, „damit ich sie sehe.“

„Warten Sie einen Augenblick,“ sagte der Assistent, als sie vor der Tür des Hospitals ankamen, „ich will den Direktor um Erlaubnis bitten, Sie einzulassen.“ Rodolphe wartete eine Viertelstunde im Vestibül. Als der Assistent zu ihm

zurückkam, ergriff er seine Hand und sagte nur: „Mein Freund, nehmen Sie an, der Brief, den ich Ihnen vor acht Tagen schrieb, habe wahr gesprochen." „Was!" sagte Rodolphe und stützte sich auf einen Prellstein. „Mimi . . ." „Heute morgen, um vier Uhr." „Führen Sie mich in den Sektionssaal," sagte Rodolphe, „ich muß sie sehen." „Sie ist nicht mehr dort," sagte der Assistent. Und indem er dem Dichter einen großen Leichenwagen zeigte, der auf dem Hof vor einem Pavillon stand, über dem man das Wort: Sektionssaal las, fügte er hinzu: „Sie ist dort."

Es war in der Tat der Wagen, in dem man die Leichen, die nicht reklamiert werden, zum Sammelgrab fährt. „Adieu," sagte Rodolphe zu dem Assistenten. „Soll ich Sie begleiten?" schlug dieser vor. „Nein," sagte Rodolphe und ging. „Ich muß allein sein."

XXIII. MAN IST NUR EINMAL JUNG.

Ein Jahr nach Mimis Tode weihten Rodolphe und Marcel, die sich nicht mehr verlassen hatten, ihren Eintritt in die offizielle Welt durch ein Fest ein. Marcel, der endlich bis in den Salon gedrungen war, hatte zwei Bilder ausgestellt, von denen eins ein reicher Engländer gekauft hatte, ein ehemaliger Liebhaber Musettes. Mit dem Erlös dieses Verkaufs und mit dem eines Regierungsauftrags hatte Marcel einen Teil seiner Schulden bezahlt. Er hatte sich eine hübsche Wohnung möbliert und besaß ein wirkliches Atelier. Fast zugleich traten Schaunard und Rodolphe vor das Publikum, von dem Ruf und Vermögen abhängen; der eine mit einem Liederalbum, das man in allen Konzerten sang und das seinen Ruhm begründete; der andere mit einem Buch, das die Kritik einen Monat lang beschäftigte. Barbemuche hatte seit langem auf die Boheme verzichtet, Gustav Colline hatte geerbt und eine günstige Heirat geschlossen, er gab Musik- und Kuchensoireen.

Eines Abends, als Rodolphe in seinem Sessel saß, die Füße auf seinem Teppich, sah er Marcel ganz aufgeregt eintreten. „Du weißt nicht, was mir eben begegnet ist?" sagte er. „Nein," antwortete der Dichter. „Ich weiß, daß ich bei dir war, daß du sehr wohl zu Hause warst, und daß man mir nicht hat öffnen wollen." „Ich habe dich gehört. Rate nur,

wer bei mir war!“ „Was weiß ich!“ „Musette! sie fiel gestern abend im Maskenkostüm mit der Tür ins Haus.“ „Musette! du hast Musette wiedergefunden?“ sagte Rodolphe in einem Ton des Bedauerns. „Keine Sorge, die Feindseligkeiten sind nicht von neuem eröffnet; Musette ist zu mir gekommen, um ihre letzte Bohemenacht zu verleben.“ „Wieso?“ „Sie heiratet.“ „Ach was!“ rief Rodolphe. „Gegen wen, Gott im Himmel!“ „Gegen einen Postmeister, der der Vormund ihres letzten Liebhabers war, einen komischen Kerl, wie es scheint. Musette hat ihm gesagt: ‚Mein lieber Herr, ehe ich Ihnen definitiv die Hand reiche, will ich acht Tage der Freiheit. Ich habe meine Angelegenheiten zu ordnen, und ich will mein letztes Glas Champagner trinken, meine letzte Quadrille tanzen und meinen Liebhaber Marcel umarmen, der, wie es scheint, ein Herr wie alle Welt geworden ist.‘ Und acht Tage lang hat das liebe Geschöpf nach mir gesucht. So ist sie gestern abend bei mir eingebrochen, gerade in dem Moment, als ich an sie dachte. Ah! mein Freund, wir haben schließlich eine traurige Nacht verlebt, es war gar nicht mehr ‚so‘, aber durchaus nicht mehr. Wir sahen aus wie die Kopie eines Meisterwerks. Ich habe sogar über diese letzte Trennung eine kleine Klage verfaßt, die ich dir vorlamentieren will, wenn du erlaubst,“ und Marcel begann folgende Strophen zu trällern:

„Gestern, als ich jene Schwalbe sah,
Die den Frühling eingeweiht,
Einer Schönen dacht ich da,
Die mich liebt, hat sie einmal die Zeit.
Und den ganzen Tag lang blieb
Vorm Kalender ich des Jahres,
Da uns noch die Liebe trieb,
Und ich fragte mich.. Wann war es?

Noch sind sie nicht abgetan,
Jugend und Gedenken:
Klopfe du, Musette, nur an,
Mein Herz wird Obdach schenken.
Denn noch heut lebt es in Not
Beim Namen, unvergessen;
Komm, von des Lachens heiligem Brot
Laß uns noch einmal essen.

Unsres Zimmers Schrank und Tisch —
Freunde uns und altem Glück —
Lächeln schon und leuchten frisch,
Hoffen sie, du kehrst zurück.
Komm, das Gift der Trauer fraß,
Seit dein Weg hinweg dich führte,
An dem Bett und an dem Glas,
Draus du trankst, was mir gebührte.

Leg das weiße Kleid nur an,
Das dich ehedem geschmückt;
Und wie wir es einst getan,
Ziehn wir durch den Wald entzückt.
Abends gehn wir in die Laube,
Trinken jenen hellen Wein,
Und dein Lied taucht, eine Taube,
Eh es fliegt, den Flügel ein.

Musette, die doch sich noch entsann,
Als schon erstarb das Fastnachtsfest,
Kam wirklich eines Morgens an,
Ein loser Fink, im alten Nest. —
Ich sinke vor ihr auf das Knie,
Doch fühlt mein Herz nicht einen Stich,
Musette — ah! sie ist nicht mehr sie! —
Sagt mir — ich glaub's — ich sei nicht ich!

Adieu, so geh, Geliebte du,
Seit deiner letzten Liebe tot:
Ein Grab deckt unsre Liebe zu:
Dank dem Kalender, der es bot.
Und nur, wenn wir die Asche stören,
Die schöner Tage Reigen ließ,
Kann die Erinnerung uns erhören
Und sprengt das Schloß zum Paradies.

Nun," sagte Marcel, als er fertig war, „jetzt bist du beruhigt; meine Liebe zu Musette ist wirklich tot, da ich schon Verse auf sie mache," fügte er ironisch hinzu, indem er auf das Manuskript seines Gedichtes zeigte. „Armer Freund," sagte Rodolphe, „dein Geist ficht ein Duell mit deinem

Herzen, nimm dich in acht, daß er es nicht tötet.“ „Das ist schon geschehen,“ antwortete der Maler; „es ist aus mit uns, mein Alter, wir sind tot und begraben. Man ist nur einmal jung. Wo speist du heute abend?“ „Wenn du willst,“ sagte Rodolphe, „essen wir in unserm alten Restaurant der Rue du Four für zwölf Sous, da, wo die Teller aus dörflichem Steingut sind, und wo wir stets so großen Hunger hatten, wenn wir mit dem Essen fertig waren.“ „Meiner Treu, nein,“ erwiderte Marcel, „ich will gern in die Vergangenheit blicken, aber durch eine Flasche Wein und von einem guten Sessel aus. Was willst du, ich bin verdorben. Ich liebe nur noch das Gute.“

DAS ENDE DER BOHEME

INHALT

		SEITE
	VORWORT	1
I.	WIE DER BOHEMEBUND BEGRÜNDET WURDE	14
II.	EIN GESANDTER DER VORSEHUNG	42
III.	FASTENLIEBE	49
IV.	ALI RODOLPHE ODER DER TÜRKE AUS ZWANG	56
V.	DER TALER KARLS DES GROSSEN	63
VI.	FRÄULEIN MUSETTE	71
VII.	DIE FLUTEN DES PAKTOLUS	77
VIII.	DIE KOSTEN EINES FÜNFFRANKENSTÜCKS	87
IX.	DIE VEILCHEN VOM POL	94
X.	DAS KAP DER STÜRME	102
XI.	EIN CAFÉ DER BOHEME	109
XII.	EINE AUFNAHME IN DIE BOHEME	118
XIII.	DIE EINWEIHUNG EINES HAUSHALTS	134
XIV.	FRÄULEIN MIMI	141
XV.	DONEC GRATUS	158
XVI.	DER ZUG DURCHS ROTE MEER	165
XVII.	DIE TOILETTE DER GRAZIEN	173
XVIII.	FRANCINES MUFF	188
XIX.	MUSETTES LAUNEN	209
XX.	MIMI HAT FEDERN	228
XXI.	ROMEO UND JULIA	243
XXII.	EPILOG ZUR LIEBE ZWISCHEN RODOLPHE UND FRÄULEIN MIMI	250
XXIII.	MAN IST NUR EINMAL JUNG	277

Die Übertragung dieses Buches ins Deutsche
besorgte Felix Paul Greve, die Bilder und den
Titel zeichnete Franz von Bayros, den Text
druckte die Offizin W. Drugulin in Leipzig.